Coblenz

unter

dem letzten Kurfürsten von Trier

Clemens Wenzeslaus

1768 bis 1794.

Von

Al. Dominicus,

Director des Königl. Gymnasiums.

Mit einem Plane der Stadt aus dieser Zeit.

Coblenz.

Verlag von J. Hölscher.

1869.

Vorwort.

Die folgenden Mittheilungen über Topographie, Culturzustände und Geschichte der Stadt Coblenz sind durch einen im Spätherbst 1867 gehaltenen Vortrag veranlaßt worden. Die erste Abtheilung desselben, „Coblenz vor hundert Jahren," hat wenige Zusätze erhalten, die zweite dagegen, „Coblenz unter Clemens W.," ist gänzlich umgearbeitet und durch den aus dem hiesigen Archiv, den Magistratsprotokollen, verschiedenen Correspondenzen und anderen Litteralien gewonnenen Stoff sehr erweitert worden. Natürlich sind auch die bereits gedruckten Quellen, die gesta Trev. ed. Wyttenbach et Mueller, das Intelligenzblatt, die Gesetzsammlung von Scotti 2c., ebenso die Werke von Marx, Perthes, Chr. von Stramberg 2c. benutzt; doch bin ich auch bei diesen auf die ursprünglichen Quellen zurückgegangen und lege eine auf selbständiger Forschung beruhende Arbeit vor. Mündliche Ueberlieferungen aus der kurf. Zeit bestehen nur noch wenige; die franz. Revolution hat die Erinnerung an das Frühere vernichtet; die Bevölkerung ist eine größtentheils andere geworden.

Haben solche Bilder von den Verhältnissen einer einzelnen Stadt ihr nächstes Interesse naturgemäß für die Bewohner derselben, so enthalten sie doch auch manches für die allgemeine Cultur und Geschichte der Zeit Bedeutende; ich habe es deshalb auch nicht gescheut, besonders in den Abschnitten über die Emigranten, die Preußen in Coblenz u. ff. da, wo die Wichtigkeit der Verhältnisse es zu verlangen schien, über die engen Gränzen des städtischen Weichbildes hinauszugehen und das in Coblenz Geschehene im Zusammenhang mit den großen Ereignissen der Zeit zu betrachten. Indem ich schließlich Allen meinen besten Dank ausspreche, die mich bei der Sammlung des Stoffs freundlich unterstützt haben, bitte ich einige bei längerer Unterbrechung der Arbeit und des Drucks übersehene Ungleichheiten der Schreibweise und Darstellung zu entschuldigen. Bei den localen Angaben, für die ich die Jahre, von denen die Rede ist, zu beachten ersuche, wird das beigegebene Kärtchen die Auffindung erleichtern.

Coblenz, Weihnachten 1868.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniss.

Einleitung.

Was Göthe von den Menschen sagt: „Wer lebt, verliert, aber er gewinnt auch“, das gilt ebenso von ihren Wohnstätten; auch diese verlieren während ihres Bestehens an ihrer äußeren Erscheinung wie an innerer Eigenthümlichkeit, aber der Verlust ersetzt sich auch und verwandelt sich häufig zum Gewinn. Tragen zu diesem Wechsel gewöhnlich die geographische Lage und große politische Ereignisse, der verheerende Krieg wie der nährende Friede, das Meiste bei, so wirkt doch häufig auch die Neigung und Einsicht eines Fürsten entscheidend ein. Jeder Blick auf heutige große Residenzen lehrt dieses. Coblenz ist keine große Stadt und war früher noch viel kleiner; aber auch sie hat ihre durch ähnliche Verhältnisse bedingten Perioden des Wachsthums und der Verödung, des Gewinns und des Verlustes. Hält man im Allgemeinen die Lage einer Stadt an zwei großen schiffbaren Flüssen für besonders günstig, glaubt man, daß der durch solche Lage erleichterte und vermehrte Verkehr die Entwickelung fördern und den Umfang leicht ausdehnen müsse, so steht dem die Thatsache entgegen, daß überhaupt keine wirklich großen Städte an der Mündung eines Stromes in einen anderen liegen, und daß nur da eine mäßige Größe erreicht wird, wo die eine Erweiterung allein gestattende Landseite nicht durch Befestigungen geschlossen ist. Unsere Stadt ist Festung, und die errichteten Mauern, Wälle und Gräben hinauszuverlegen, ist kostspielig und deshalb trotz alles Bedürfnisses schwer, wie

das die Verhandlungen der neuesten Zeit zeigen. Indessen schon dreimal hat Coblenz sich über seine Ringmauern ausgedehnt; es wird es auch zum viertenmal thun müssen. Aus der römischen Niederlassung auf dem höheren Theile war erst die fränkische, an der Mosel gelegene Stadt geworden, deren Begränzung, noch in einigen Mauer- und Thurmresten sichtbar, sich in einer Linie von dem Moselfahrthor, dem jetzigen Wolfthor, hinter dem Altengraben, Plan, Entenpfuhl und der Kornpfortstraße hinzog, welche zusammen eben den eigentlichen alten Stadtgraben einnahmen. Im 13. Jahrhundert hatte die Stadt zum Theil im Streit, zum Theil mit Bewilligung ihrer Herrn, der Erzbischöfe von Trier, die im Laufe der Zeit außerhalb jener alten Mauern neu entstandenen Straßen in weiterem Umfang befestigt und diesen behielt sie bis in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts. Erst da folgte ein neuer wirksamer Anstoß zur Durchbrechung der engen Begränzung. Wir verdanken denselben dem letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, welcher vor 100 Jahren seine Regierung antrat. Er war ein Fürst voll Milde und Wohlwollen, reich gebildet, die Bedürfnisse der Zeit erkennend und einsichtig beurtheilend, unablässig thätig für das geistliche und weltliche, das materielle wie das geistige Wohl seiner Unterthanen, zugleich aber auch erfüllt von warmer deutscher Gesinnung. Freilich hat er nicht immer die richtigen Mittel gewählt, nicht immer gleichmäßig und fest die Durchführung seiner Maßregeln betrieben, sondern ein Kind seiner Zeit, durch zahlreiche Anordnungen und Befehle oft mehr Unruhe und Gährung in die geistige Thätigkeit hineingetragen, als eine stetig fortschreitende Entwicklung bewirkt; er hatte nach mehr als zwanzigjähriger friedlicher Regierung nicht die Kraft, den großen Stürmen der Zeit mit Erfolg entgegenzuarbeiten, nicht die Macht, dem gewaltsamen

Einsturz des morsch gewordenen Römischen Reiches deutscher Nation und damit seiner eigenen Herrschaft energisch entgegenzutreten, aber seine Regierung hat über die letzte Zeit des trierischen Kurfürstenthums dennoch reichen Segen verbreitet; sie bildet das milde Abendroth vor dem Einbrechen einer dunkeln Periode der Zerstörung und fremder Gewalt, die erst nach mehr als einem halben Menschenalter einer neuen Morgenröthe weichen sollte; es hat sich dieser Fürst insbesondere um Coblenz große und zahlreiche Verdienste erworben, die nicht nur die Zeitgenossen beglückten, sondern auch noch auf das Wohl der späteren Geschlechter einwirken, so daß es schon die Pflicht der Dankbarkeit erheischt, die Erinnerung an ihn festzuhalten. Ich benutze das Säcularjahr seines Regierungsantritts dazu, um Coblenz darzustellen, wie es vor hundert Jahren war, und was es unter und durch Clemens Wenzeslaus wurde.

---

1. Coblenz vor hundert Jahren.

Von der Karthause oder dem Beatusberge her führte als Hauptstraße der „Kreuzweg" zu der Löhrpforte. Vor dieser lag ein Schlagbaum, ein Wachthäuschen mit besonderer Offizierstube daneben. Das Thor selbst war im Sommer von 9 Uhr, im Winter von 5 Uhr an geschlossen, das Sperrgeld diente zum Unterhalt der Straßenbeleuchtung. Der sogenannte Steinweg war von der Löhrpforte einerseits nach dem Weißerweg, andererseits zur Steinkaule an dem Karthäuser Berg gerichtet. Folgen wir indessen keinem dieser Wege, begeben uns längs dem vierzehn Jahre früher gegen die Uebergriffe der benachbarten

Feld- und Gartenbesitzer neu vermessenen Glacis nach der Mosel zu, und schauen über den trocken liegenden Graben, wo das Vogelschießen gehalten wurde, und über die Wälle nach der Stadtmauer hinüber, um, dieser folgend, den damaligen Umfang von Coblenz zu vergegenwärtigen, und zugleich einen und den andern Blick auf das eigenthümliche Treiben an den Hauptthoren zu thun.

Da wo jetzt die Eisenbahnbrücke in die Stadt führt, erhob sich der ansehnlichste aller Befestigungsthürme, der Ochsenthurm, zugleich das Hauptgefängniß der Stadt; 1794 wurde er von den Franzosen gesprengt und sechs Jahre darauf gänzlich abgetragen, nachdem er Coblenz über 500 Jahre, und zwar 1688 mit besonderem Erfolg geschützt hatte. Von da zog sich die Mauer, wie die zum großen Theil noch erhaltenen Reste zeigen, zum Weißer Thore mit seinem erst 1812 abgebrochenen viereckigen Thurm und weiter längs der jetzigen Eisenbahnstraße zu dem damaligen Ende der Löhrgasse, dem am weitesten nach Süden vorspringenden Punkte der Stadt; es war das eine Stelle, wo gewöhnlich ein sehr reges Leben herrschte. Der Weg wendete sich nämlich von dieser „Innen-Löhrpforte", die man damals die neue nannte, in einer östlichen Krümmung zu der vor dem alten vermauerten Löhrthor gelegenen Brücke, die über den Stadtgraben zu einem Vorwerk, und von diesem zum Kreuzweg führte, auf dem man, wie bereits bemerkt, zur Karthause und damit zur Hauptstraße nach dem Hundsrücken und nach Mainz gelangte. Alles, was zu Lande von dem nahen oder fernen Süden her kam, Posten, Reisende, Bauern mit ihren Fuhren und „Mannen", Coblenzer selbst, die aus dem Stadtwald Holz und Reiser beifuhren oder in die fruchtbaren, sorgsam benutzten und mit Sommerhäuschen geschmückten Gärten gingen, trafen hier zusammen. Es lagen innerhalb der

Wälle die Zimmerwerfte, zu denen sich öfter der Bürgermeister und Altstamm, einer der oberen Forstaufseher, begaben, um nachzusehen, ob nicht etwa mehr Baumstämme da lägen oder bearbeitet würden, als aus dem Walde angewiesen waren; die meistens 18 Mann zählende Wache beaufsichtigte nicht bloß die in die Stadt kommenden Personen, hielt unnützes Gesindel ab, führte verdächtige Passagiere durch die Stadt hindurch und zu einem andern Thore hinaus, sondern überwachte auch die Einfuhr, hielt Holzfrevler an und confiscirte unreifes Obst. Von dem alten, vor ungefähr 30 Jahren abgebrochenen Löhrthor setzte sich die Mauer in nordöstlicher Halbbiegung erst zur Görgenpforte, vor deren Thurm der Marstall der Gardenpferde und weiter hinaus eine Schanze mit der Soldaten- oder Michaelscapelle lag, und von da hinter der jetzigen Magazinstraße und dem Civilcasino zum hohen Pulver- oder nachmaligem Wasserthurm weiter fort. Hier, dicht vor den damaligen Jesuitengärten, nahm sie eine grade östliche Richtung an und zog sich hinter den Soldateneasernen in der heutigen Clemensstraße zum Schanzenpförtchen, quer über die jetzt den Paradeplatz mit der Neustadt verbindende Straße zwischen den Häusern der Gerichtsstraße und des Clemensplatzes dicht vor dem Görgenklösterchen am Vogelsang zum Südosteck der Stadt, da wo das Regierungsgebäude steht, welches im Jahre 1768 noch Priester- und Waisenhaus war, wozu es der Erbauer, Kurfürst Franz Ludwig 1729 bestimmt hatte. Vor demselben befanden sich Befestigungswerke, namentlich der Rheincavalier, welcher den Strom und die seit 1670 bestehende Ueberfahrt mit der fliegenden oder „fliehenden“ Brücke beherrschte. An der Rheinfronte lag kein Prachthotel, wie sich jetzt eines an das andere reiht, sondern die Mauer zog sich einförmig zum deutschen Ecke hin, nur am Ende der Rheinstraße durch den schwerfälligen Bau des Rheinthors un-

terbrochen. Vor der Mauer erblickte man vom Cavalier abwärts den stumpfen Thurm des Rheinkrahnens, das Häuschen des Brückenmeisters und bei dem Rheinthor ein „kleines Schänzchen", auf dem sich der Stadtmagistrat öfters zum Empfang hoher Herrschaften aufstellte. Eine Treppe abwärts desselben wurde noch vermißt und erst 1783 zur Bequemlichkeit der Landenden gebaut. Im Uebrigen nahm den Raum vor der Mauer nur der Leinpfad ein. Von dem Nordosteck der Stadt oder dem deutschen Eck an richtete sich die Mauer mit ihren halb zerfallenen Schießscharten westlich an dem rechten Moselufer hin. Außer dem gewöhnlich verschlossenen Pförtchen der deutschen Herren bot die Schwanenpforte den nächsten Zugang zur Mosel, und an diesen schloß sich eine Batterie an, von der bis zur Kornpforte die Fortificationsmauer dicht am Flusse hin gebaut war; zwischen dieser und den kleinen, zum Theil überhängenden Häusern der „Bracke" lagen nicht blos die diesen Straßennamen begründenden Baracken, die Wohnungen der invaliden Soldaten, ihrer Weiber und übel beleumundeter Töchter, „der Soldatenmäbercher", sondern auch ein Viehhof, den der Rathsverwandte Schlink 1764 auf Betrieb des Magistrats erbaut hatte, und von dem man sich für die Stadt soviel Vortheil versprach, daß man seine Fertigstellung nicht blos durch Trommelschlag in der Stadt, sondern selbst auswärts durch die Frankfurter Zeitung bekannt machen ließ. Weiter hinauf bei dem Moselkrahnen und der Kornpforte ging es auf dem Land und Fluß am lebendigsten her; Fahrzeuge, mit den verschiedensten Waaren, Frucht, Kalk, Holz u. s. w. beladen, hielten dort bis tief in den Fluß hinein; den Marktschiffen von Cochem, Hönningen, Andernach, Neuwied, Boppard, Bingen u. a. m. waren bestimmte Plätze zum Landen durch weiße Stäbe in der Mauer bezeichnet; und alle wurden sorgfältig von den Krahnenadmodiatoren

(d. h. Pächtern des Krahnengeldes) überwacht; Floße band man oberhalb beim Rathhause an; auf dem Werft oder „Warff", welches halb der Stadt, halb dem Fiskus gehörte, standen lange Lagerschuppen, Wagen nnd Karren, und es fehlte nie an lärmenden und zankenden Fuhrleuten und Schürgern. Die großen Gebäude: das Scheffenhaus mit seinem schönen Greiffenklauschen Erker, das Rathhaus, jetzt Kaufhaus, der Büresheimer Hof und noch weiter westlich die alte kurfürstliche Burg überragten, hoch gelegen, die Mauer; noch mehr wurde das Auge durch die „steinerne Brücke" gefesselt, zu welcher das Moselthor durch einen hohen Befestigungsthurm führte. Auf der Brücke selbst standen außer 2 Zollhäuschen und einem Steinbild des h. Joh. Nepomuk ein anderer von den Franzosen nachher zerstörter Thurm mit Zugbrücke an derselben Stelle, wo bei der neuen Befestigung der noch bestehende Thurm gebaut wurde. Der ganze Landverkehr von dem Maifeld, der Eifel, dem Niederrhein her und nach denselben Gegenden hin richtete sich zu diesem alten Bau des großen Kurfürsten Baldewin; das Sperrgeld trug hier am meisten ein. Tief unten vom alten Fahr- oder Wolfthor an erstreckte sich die Fortificationsmauer bis zu dem Ausgangspunct, den wir wählten, dem Ochsenthurm, ließ aber doch Raum genug, daß zeitweilig große Holzquantitäten „aufgebollert" werden konnten. — Außer den viereckigen ansehnlichen Thorthürmen bog sich die 30 Fuß hohe Mauer an der Landseite, wie vielfach noch zu sehen, in eine große Zahl Halbrundthürme aus. Waren die äußeren Befestigungen, die Gräben, Wälle und Schanzen, in langer Friedenszeit theilweise zerfallen, so schmückten doch die sämmtlichen 50 Fuß hohen Thürme und Halbthürme noch ansehnliche Spitzdächer, die erst 1811 bei der Geburtsfeier des Königs von Rom von der Stadt zum Verkauf abgebrochen wurden; der Ertrag mußte die Fest-

kosten becken, und noch mancher der jetzt Lebenden erinnert sich der daraus für die Jugend angeschafften guten Bretzeln und Wecke. — Innerhalb dieser engen Begränzung befanden sich in etwa 30 Straßen, Gassen und Sackgäßchen die Wohnungen der etwa 5000 Seelen zählenden Bevölkerung. Die frequentesten Theile waren die eigentliche Altstadt von der Moselbrücke bis zur Kornpforte, die Weißergasse, der Löhr- und Görgendistrict, sowie die Castorstraße mit ihrem Dreitauben-, Maisen-, Hirzen-, Pottgeißer- und Marggrafengäßchen. Die Mosel, nicht der Rhein, war damals die eigentliche Pulsader des Coblenzer Lebens; an der Kornpforte und in der Castorstraße hatten die angesehensten Kaufleute, die Lucas, Nauenheim, Pottgeißer, Barth u. a. ihre Häuser; dort war der Hauptverkehr der Schiffe, und nahe dabei lag das Posthaus des Posthalters Maas, der erst nach 1770 am Entenpfuhl sich einrichtete; auf dem Wege von der steinernen Brücke dahin fanden sich die Haupt-Gastwirthschaften: der goldene Apfel, die drei Reichskronen, der wilde Mann, der schwarze Bär u. a. Am Rhein lag allein neben dem Thore „die Lilie" des Herrn Engel. Die Hauptstraßen und Gassen waren zwar gepflastert oder „paweit" und hatten ihre Wasserabläufe, aber die Löcher mußten oft zugeflickt, das Pawei und die Canäle erneuert werden, und allzu reinlich darf man sich die Stadt durchaus nicht vorstellen. Wenn auch mehrmals in der Woche gekehrt, und der „Kummer" und Schmutz von Kehrselwagen weggeschafft werden mußte, das Herumlaufen von „Feder- und anderem Vieh", von Hunden und Katzen auch wieder und wieder verboten wurde, so war es doch gut, daß die Fuhrleute 20 ganze und 20 halbe Kutschen und an die 50 Pferde hatten, und daß sowohl viele Privatpersonen Portechaisen besaßen, wie besonders der Entrepreneur Herr Haßlacher eine gute Zahl derselben

sammt Trägern bereit hielt. Vor einer Durchfahrt des Kurfürsten oder einer andern fürstlichen Person, auch vor dem „hohen Umgang" wurde jedoch Alles fein säuberlich gemacht, Sand aufgeschüttet und weich oder löcherig gewordene Stellen fest gestampft. Vor einem jeden solchen festlichen Tage überzeugte sich der Bürgermeister und Stadtschreiber in Person, daß Alles in bester Ordnung sei. Auch die Beleuchtung mit Pfahllaternen fehlte wenigstens den Hauptstraßen vom Rheinthor bis zur Moselbrücke seit 1764 nicht, war aber, wie aus den beständigen Klagen zu ersehen ist, sehr nothdürftig. Auch „Illuminationslämpcher" hielt der Magistrat für Festlichkeiten bereit, ja half damit selbst den kleinen Nachbarstädten z. B. Castellaun leihweise aus. Niemand als herrschaftliche Bediente durften mit „Flammbogen" über die Straße gehen; die Studentenschaft oder andere muthwillige Jugend, die dies that, oder gar dabei an den Häusern schellte und klopfte, wurde, wie man dies den Herrn Patres im Jesuitencollegium voraus ankündigte, von der Wache gefaßt. Für die Sicherheit sorgten die Wächter auf den Thürmen, „die Nachtsbläser" und Patrouillen, welche die Straßen durchwandelten. — An größeren öffentlichen Plätzen war auffallender Mangel. Zwar der alte „Traubenstrich" oder Paradeplatz war seit 1754 unter Leitung des Hofgärtners Schlickart — ein sachverständiges Mitglied, wie heut zu Tage, hatte der Magistrat damals nicht — sorgfältig mit holländischen Linden bepflanzt, mit Ketten umschlossen und nur bei wirklichen Paraden geöffnet; der Castorhof vor dem von der Leyenschen Hause, dem jetzigen Generalcommando, erstreckte sich als breite mit zwei Reihen Bäumen bepflanzte Straße von der Nagelsgasse bis zum jetzigen Castorplatz; aber dieser Platz selbst war von Stiftsgebäuden und einem Kirchhof eingenommen; den Jesuitenplatz verengte ein Gebäude, welches den Anblick des Kir-

chenportals versperrte, das sogenannte „Hermannshaus"; kleine andere Häuser standen vor der jetzigen West- und Nordseite und der Rest war mit Weinstöcken bepflanzt; auf dem Plane standen die festgemauerten Fleischscharren der „Hochschärrer" und „Dinstagsmetzger" [1]; selbst der Fruchtmarkt, in dessen Mitte ein mit Bäumen umgebenes Wachthaus stand, und auf dem die zwei Messen der Stadt im Herbst (Michaelis) und Frühjahr (Lätare) gehalten wurden, hatte durch vorspringende Nebengebäude des Büresheimer Hofs und die westlich davon liegenden Gebäulichkeiten bei weitem nicht den Umfang, wie dereinst bei der berühmten Zusammenkunft des Königs Eduard III. von England mit Kaiser Ludwig dem Baiern. Auch die Stelle, wo bis 1766 der Kornmarkt gehalten worden war, vom Abhange des Braugäßchens an nach dem Plane zu, und wo bis dahin vor der älteren Stadtmauer die Gardeställe lagen, war endlich ihres berüchtigten „spectaculösen" Schmutzes und ihrer Pfützen entledigt worden, an die der Namen Entenpfuhl oder, wie der Coblenzer sagt, „Entenpuddel" noch erinnert; nachdem nämlich schon 1753 auf Anregung des Kurfürsten Franz Georg von Schönborn über die Sache geheim verhandelt worden war, wurde 13 Jahre später der Platz von den Ställen befreit, in Parzellen getheilt, von der Stadt mitsammt dem Beinhäuschen des Liebfrauenkirchhofs, dem Soldatenkirchhof und dem dort stehenden Andreaskapellchen bis an die Michaelskapelle verkauft und der Handelsmann Mazza, der Rathsverwandte Maas, der Schützenmeister und der Posthalter gleichen Namens u. a. führten unter mancherlei Streitigkeit über den Durchbruch der Mauer,

[1]) So nannte man die auswärtigen Fleischer, die früher nur Dinstags ihre Waare in die Stadt bringen und nur pfundweise und wohlfeiler verkaufen durften, aber meist auch nur geringere Waare hatten.

die Demolirung des Kirchhofs und über die vom Offizialat verlangte Einrichtung eines neuen Beinhauses ihre sechs Häuser dort auf. — Im Ganzen mangelte es der Stadt jedoch nicht an Luft und Licht, besonders im östlichen Theil. Denn abgesehen von den noch unbebauten Plätzen an der Firmond, (es waren dies die dem Heddesdorfer Garten zu entnehmenden Plätze der an die jetzige Hofapotheke anstoßenden Häuser) und an der Kornpfortstraße (die sogen. Rommersdorfer Plätze), hatten die meisten Klöster und adligen Wohnsitze große Gärten und Wingerte; die der Karmeliten dehnten sich z. B. bis zur Rheinmauer, die der Jesuiten von den Häusern am Paradeplatz und von einzelnen an der Firmondseite von den Herrn Patres errichteten Gebäuden bis zur Schanzenpfortmauer und zum Entenpfuhl aus; auch die Nonnen des Georgenklosters zu S. Martin, die zu S. Barbara und die Weißer-Nonnen hatten mehr oder weniger geräumige Baum- und Gemüsegärten. Die Häuser bürgerlicher Art, bald ärmlich nur im untern Stock von Stein, schmal und mit Ueberhängen gebaut, bald solid und nicht ohne mannigfachen Schmuck von Thürmchen, Erkern und Wetterfahnen errichtet, giebelten sich meist spitz und in luckenreichen Dächern von alter Zeit her zu, hatten gute Keller und Speicher und entbehrten selbst der Dachkendel nicht mehr, während die sogenannten Regendächer über den Eingängen abgeschafft wurden. Die Mehrzahl dieser Häuser trug Benennungen der verschiedensten Art, die heutigen Tags noch zum Theil bestehen; in den sechziger und folgenden Jahren kommen z. B. vor das rothe Rad, das (weiße) Rößchen, der goldene Ring, der blaue Hecht, das goldene Kreuz, der h. Geist, die goldene Sonnenblume, der englische Gruß, der Rosenbaum, außerdem die oben schon genannten Gast- und Wirthshäuser, deren Schildgerechtigkeit bei jedem Wechsel des Besitzes besonders bezahlt werden

mußte, und die beiden Apotheken zum Einhorn und zum Hirsch. Zwischen diesen bürgerlichen Häusern lagen die ansehnlichen öffentlichen Gebäude und adligen Wohnsitze, deren Umfang und baulicher Schmuck meist noch deutlich erkannt werden kann; unter jenen will ich nur erinnern an die alte kurfürstliche Burg, die jetzige Blechfabrik des Herrn Diez, und das schon genannte Priester- und Waisenhaus, ferner an das Rath- und Scheffenhaus und das Hofgericht am Fruchtmarkte (jetzt Pfarrhaus zu U. L. Fr.), den Krämerbau an der Danne, das Stadtbrauhaus oder das alte Haus Monreal am Braugäßchen, endlich das Haus Spey, die jetzige Bürgermeisterei am Plan, wo die Commandanten v. Brackel, v. Rumling, von Murach, v. Wentz wohnten; unter diesen seien erwähnt der Sitz der Grafen von Bassenheim mit seinen verschiedenen Flügeln und weiten Hofräumen am Wolfthor, der Metternicher Hof, früher denen von Clodh gehörig, am Münzplatz, damals von Nebengebäuden und dem Münzgebäude größtentheils verdeckt und nur von der Seite des alten Grabens stattlich zu schauen; ferner der Sitz der Herrn v. Breidbach-Bürresheim am Fruchtmarkt, damals von dem Obristkämmerer und Amtmann zu Coblenz und Ehrenbreitstein Franz Ludwig v. Br. B. bewohnt, einem um die Stadt hochverdienten Manne; der gräflich Eltzische Hof an der Firmung mit den bis zur alten Franziskaner Kirche und dem Hospital sich erstreckenden Gärten; das von Clodhsche Haus (jetzt Löwenstein), zeitweilig in den Hof von Holland verwandelt und erst 1776 wieder mit ritterschaftlicher Freiheit ausgestattet; „der von der Leyen Hof", das jetzige Generalcommando, der geräumige Wohnsitz eines der reichsten Grafen- nachher Fürstengeschlechter, dessen Gärten sich längs der Nagelgasse bis zu den Häusern am Paradeplatz und an der Rheinstraße ausdehnten, ferner das Saftiger Haus

am Eck der Rhein- und Castorpfaffenstraße, unter Clemens Wenzeslaus die Miethwohnung des Ministers Freiherrn von Duminique, jetzt Militärcasino, das Freiherrlich Boosische Haus, jetziges Justizgebäude, gegenüber das von Collsche, wo jetzt Banquier Clemens wohnt, und mit rückwärts daran anstoßendem Garten das ehemals dem Freiherrn von Eyß, dann denen von Esch gehörige Eckhaus an der Karmeliten- und Rheinstraße. An der Löhrstraße war das Hohenfelder Haus (1750 gebaut) das bedeutendste, an der Kornpfortstraße das des Herrn von Eltz-Rübenach, jetzt Sehmer, und das der Freiherrn von Heddesdorf, am Paradeplatz das von Kerpensche und von Wiltbergische, endlich in der Nagelsgasse das von Solemachersche Haus; das letztere ist das einzige, welches jetzt noch von der Familie besessen und bewohnt wird. Zieht man außer diesen Gebäuden mit ihrer eigenthümlichen Verzierung und Gestaltung noch die zum größten Theil schon genannten Klöster mit ihren Kirchen in Betracht, die der Jesuiten, Dominikaner, Carmeliten, Franziskaner, ferner der weißer Nonnen, derer zu S. Barbara und zu S. Georgen, die beiden schönen und merkwürdigen Stiftskirchen zu S. Castor und S. Florin, endlich die auf der Höhe der Stadt thronende Liebfrauenkirche und die Commende der deutschen Herrn mit ihrem jetzt nicht mehr vorhandenen gothischen Kirchlein, so darf man wahrlich sagen, daß das kleine Coblenz an den beiden großen Flüssen einen schönen Anblick bot. Und doch, wie viel reicher, umfänglicher, geordneter wurde die Stadt für die nächste Zeit und die fernere Zukunft durch Clemens Wenzeslaus! —

Betrachten wir uns nun zunächst die Bewohner, ihre Thätigkeit, ihr Leben und Sein in Freude und Leid! Es waren meist mit ihren Verhältnissen zufriedene, fleißige, genügsame und dabei fröhliche Leute; an kleinem und selbst an er-

bittertem Streit wegen Nahrung und Besitz fehlte es freilich den zünftigen und unzünftigen Bürgern damals eben so wenig, wie zu irgend einer Zeit, aber schwere Verbrechen und langwierige Processe kamen verhältnißmäßig selten vor, und gar an politische Bewegungen, an Unruhen oder Aufstände dachte kein Mensch. Es war dies natürlich. Die Regierung der letzten in Ehrenbreitstein residirenden Kurfürsten, besonders des thätigen und selbständigen Franz Georg von Schönborn 1729—56 und des weichen, nachsichtigen und heiterem Lebensgenuß ergebenen Johann Philipp von Walderdorf 1756—68 war friedlich und wohlwollend, das Verfahren ihrer Minister und Beamten frei von aller Härte, die Einrichtung der Justizpflege, des Hof- und Scheffengerichts, der Sitten- und Sicherheitspolizei entsprach den Ansichten und Bedürfnissen der Zeit, die Organisation des Militare war nicht drückend, der Steuern, der Schirmgulden, des Nahrungsgeldes, der Schatzungssimpeln [1]) nicht zu viele. Herrschte unter den Bürgern auch grade kein besonderer Reichthum, so hatten doch Handelsleute und Handwerker genug Verdienst, so daß eine gute Zahl in behaglicher Wohlhabenheit lebten; gab es doch z. B. unter den etwa 50 Metzgern solche, die wie Hr. Schlink ihre 300 Hämmel auf die Weide treiben ließen. — An der Spitze der Bürgerschaft und Stadt stand der Magistrat oder Stadtrath. Denselben bildeten vierzehn vom Kurfürsten ernannte Scheffen des Hochgerichts, acht mit kurfürstlicher Erlaubniß vom Stadtrath gewählte angesehene Bürger, „die obere Bank“ genannt, und acht ebenso gewählte Vertreter der Zünfte, „die untere Bank“; zusammen also hatte der Magistrat dreißig Mitglieder, die

[1]) Das Nähere über diese Personal-, Gewerbe- und Grundsteuer bei Scotti III, 1733 ff. Marx II. c. XXXI—XXXVII.

jedoch selten bei den Sitzungen vollzählig versammelt waren, wenngleich den Anwesenden Präsenzgelder (27 Albus oder ½ Thaler) angewiesen wurden. Den Vorsitz führte der jährlich drei Tage vor Pfingsten mit kurfürstlicher Bewilligung wechselnd aus den Scheffen und der obern Bank gewählte Stadtbürgermeister. Neben ihm wurde gleichzeitig jedesmal ein Ritterbürgermeister ernannt; es war dies aber nur eine historische Erinnerung an die Zeit, als die Ritterschaft noch nicht reichsunmittelbar war. Die Stadtrathsprotocolle nennen in den 60r bis 90r Jahren als Ritterbürgermeister Glieder der angesehensten Adelsfamilien, derer v. Boos, v. Eyß, v. Mees, v. Kesselstadt, v. Hohenfeld, von der Leyen, von Eltz u. s. w. Ein aus den Scheffen genommener Syndicus, wie Hr. Haas, Burret u. a., besorgte die Rechtsangelegenheiten des Magistrats bei Gericht und kurfürstlicher Regierung; ferner stand der einflußreiche Stadtschreiber oft als der eigentliche „Compaß des Bürgermeisters", z. B. Hr. Bourmer, in den Geschäften dem so oft wechselnden Haupte helfend zur Seite. Bei den Berathungen und Beschlüssen waren als Vertreter des Kurfürsten, seiner Rechte und Verordnungen gewöhnlich der Oberamtmann und der Stadtschultheiß d. h. der Vorsitzer des Scheffengerichts anwesend; z. B. „Seine Excellenz und Gnaden der Oberamtmann Freiherr von „Breidbach-Büresheim" und der „Herr Geheimde-Rath Stadtschultheiß Wuest, v. Eyß, Hommer." An eigentlichem Gehalt bezogen Bürgermeister und Stadtschreiber sehr wenig, wohl aber wurden ihnen vielerlei regelmäßige und außergewöhnliche Diäten, auf welche sie bei manchen kostspieligen Verpflichtungen Jagd zu machen wohl veranlaßt sein konnten, außerdem auch gewisse Geschenke und Holzquantitäten angewiesen; ein Neujahrspräsent von 25 Rthlr. und acht Klafter Holz erhielt selbst der Oberamtmann, die letzteren auch der Ritterbürgermeister. Die

regelmäßigen Plenarsitzungen wurden jeden Freitag Vormittag gehalten; an den übrigen Tagen der Woche machte Bürgermeister und Stadtschreiber, öfters auch mit ihnen einige Rathsmitglieder die gewöhnlichsten Geschäfte, besonders polizeiliche Untersuchungen ab und legten Zweifelhaftes oder Wichtiges für das Plenum zurück. Der Magistrat hatte die Polizeisachen und die Privatstreitigkeiten besonders der Zunftgenossen zu entscheiden, die sämmtlichen ökonomischen Angelegenheiten zu besorgen, namentlich „die Rente" d. i. das Vermögen und die Gefälle der Stadt zu verwalten, die städtischen Beamten zu wählen, Aufnahmen in die Stadt und Bürgerschaft zu bewilligen, die Regierungsverordnungen durch Trommelschlag und auf der „Harrath" (Bürgerversammlung) zu publiciren und auszuführen, endlich die Stadt dem Kurfürsten, dem Domcapitel und der Noblesse gegenüber zu repräsentiren. Alle diese Angelegenheiten wurden wohlmeinend, ernst und mit einer auch in dem Kleinsten unermüdlichen Ausdauer betrieben. Eine nähere Betrachtung dieser Thätigkeit führt am leichtesten in das damalige Leben der Bürger ein.

Zunächst Einiges von den Polizeisachen! Da zieht Bürgermeister Maas und Stadtschreiber Bourmer auf Visitation aus, ob nicht etwa in den Wirthshäusern gegen Magistratsverbot noch nach dem Zapfenstreich getrunken und gespielt werde, oder ob ein illegitimirter Fremder aufgenommen sei, und sie finden keinen Fehltritt; man untersucht, ob etwa herumgelaufenes Gesindel sich in den Häusern an der Mauer oder auf dem Karthäuser Hof aufhalte; Diebe und Betrüger werden zu Geldstrafen, zu Schandpfahl und Landesverweisung condemnirt, eine Magd, die trotz 10 Rhlr. Lohn und einem Paar Schuhe ihren Dienst verlassen will, weil ihr die Frau nicht gefällt, wird genöthigt, ihr Jahr auszudienen. Man setzt einen Mann wegen

respektwidrigen Benehmens gegen den Herrn Bürgermeister auf acht Tage in den „Bürgergehorsam" und verurtheilt einen andern wegen realer und verbaler Injurien gegen den Herrn Stadtschreiber zu Abbitte und Beschaffung einer Kirchenbank nach Liebfrauen, straft Hammelsjungen, die ein Rübenfeld haben abätzen lassen, mit einigen Hieben ab und läßt ein „schweifendes" Weib, nachdem sie 24 Stunden bei Wasser und Brot im Ochsenthurm gesessen, in der Stadt herumtrommeln. Es ergehen auf der „Harrath" strenge Ankündigungen: Es sollen alle Vorkäufe und Winkelhändel zu heilsamer Marktordnung unterbleiben; unreifes Obst soll an den Thoren zertreten oder ins Wasser geworfen, und was man von schlechten Häringen und Bückingen findet, confiscirt werden; das Kuchenhauen bei den Hockenweibern am Jesuitengäßchen, und wo sie sonst ihren bestimmten Stand hatten, soll verboten sein; vagirende Murmelthierkrämer und Bärenführer werden aus der Stadt ausgeschlossen, gefährliche Kamine ohne Weiteres eingeschlagen. Jeder Bürger, so gebietet man immer aufs neue, soll seine Studenten und Kinder von der Straße weghalten; aber man nimmt sich doch eines Studenten an, der nach einer griechischen Defension mit seinem „Codefendenten" ein Glas zu viel getrunken, die Wache gehöhnt hatte und festgesetzt worden war. Gegen Brandgefahr muß in jedem Hause Wasser in Bütten bereit gehalten werden, besonders wenn die Flüsse bei anhaltender Trockenheit sinken. Im trockenen Sommer 1766 wollte man die großen Steine unterhalb der Moselbrücke — und das sind doch wahrscheinlich die im Herbst 1865 aufgefundenen Belastungssteine der alten Pfahlbrücke — zum Nutzen der Schifffahrt wegräumen, zauderte aber, weil die obererzstiftischen Schiffer das Ihrige dazu beitragen müßten, bis es zu spät war. — Mit unendlicher Geduld suchte der Magistrat die unaufhörlichen

Streitigkeiten bei den Zünften zu erledigen, mochten nun die Schuhmacher „eine wehmüthigste Vorstellung mit fußfälliger Bitte“ einreichen, daß ein Meister dem andern im Nothfalle ein Stück Leder ablassen dürfe, oder mochte gegen die Stubenordnung der Krämerzunft einer dem andern einen Spitznamen beigelegt haben, und damit waren die Coblenzer schon damals schnell bei der Hand, oder mochten die Metzger, die Burkarde, Schlinke, Zimmer u. a. sich beschweren, daß die Magistratstaxe von 3 Albus [1]) für ein Pfund des besten Ochsenfleisches zu niedrig wäre, und daß die Metzger der Juden auch anderes Fleisch verkauften als das, was sie nach ihrem Gesetz nicht selbst verzehren durften. Bald klagte ein „Bretzelbäcker“, daß Brodbäcker auch „Mürbes bucketen,“ bald die Schuhmacherzunft, daß zu viele Meister zugelassen würden, bald die Perückenmacher, daß ein Meister dem andern einen Lehrling abwendig gemacht, oder daß Pfuscher und Generalsbedienten ihnen ins Handwerk griffen, bald ein Schneider, der seine 3 Jahre gelernt, 3 Jahre gewandert und 3 Jahre als Tafelschneider gearbeitet hatte, daß die Kosten bei Anfertigung des Meisterstücks zu hoch seien; und damit mochte er Recht haben, denn der Vorschank der Verzehr bei Beaufsichtigung der Arbeit und dem Examen endlich der Präsentirwein beim Schlusse kosteten allein 30 Thlr., und dazu kam noch das Zunftgeld von 20 Thlr. Der Stadtfähndrich Lucas, der angesehene Amtsmeister der hiesigen Krämer- d. h. Kaufmannsgesellschaft, reichte Beschwer ein, daß der Traubes sich weigere, 50 Gulden Bürger- und Krämergeld zu zahlen, aber vergebens. Der Magistrat erkannte, der Verklagte habe sein Recht vom Vater geerbt. — Die Aufnahme Fremder in die Stadt als Beisassen und die Verleihung des Bür-

[1]) 1 Alb. = 6 und später = 5 Pfennige an Werth.

gerrechts wurde nicht leicht gewährt. Wer Bürger werden wollte, mußte 300 trierische oder 200 rhein. Gulden Vermögen vorweisen, und seine Profession durfte dabei nur mit 50 fl. in Anschlag gebracht werden. Die Zeugnisse über rechte Geburt und Abstammung, über Kunst und Handwerk, über Religion und gute Sitte wurden sorgsam geprüft. Einen Zahnarzt, der gute „Attestata" über seine Kunst vorgelegt, nahm man nur für so lange auf, als er sich gut aufführe. Doch half hohe Empfehlung sehr viel, und gegen getaufte Juden war man besonders nachsichtig; der Bürgermeister hob sie oft selbst über die Taufe und gab ihnen neue Namen, die zum Theil benachbarten Localitäten entnommen waren z. B. „Römstecken." Nachher wurden ihrer zu viele; man erwiderte einem solchen Supplicanten, daß die Stadt übersetzt sei, und daß er ein „ganz ohnenöthiges Möbel abgebete [1])", aber die kurf. Regierung befahl, und er wurde aufgenommen. — Viele Schwierigkeiten machte die Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten. Es mußten die Jahreseinnahmen, etwa 5000 Thlr., und die Ausgaben für die Unterhaltung der städtischen Gebäude, der Straßen, des Pflasters und der Beleuchtung, für die Diäten und Geschenke, für Unterstützung „der Heidenmädcher", der Findlinge und Armen, für neue blauweiße Monturen der Stadttambours (aus den abgetragenen wurden „Camisöler" für die

[1]) Solche Verbalformen galten damals für elegant und finden sich nicht etwa in den Stadtrathsprotokollen als Eigenthümlichkeit des Stadtschreibers, sondern ebenso in den Denkschriften des Freiherrn Ludw. v. Boos und in den Regierungsacten und Verordnungen. Es ist namentlich der schwachen Conjugation ein viel größerer Spielraum in der Vergangenheit gelassen: „er springte, schießte"; manche solche Eigenthümlichkeit hat sich in der Volkssprache erhalten; noch hört man getrohten oder getrotten", wogegen „er trittete" verschwunden ist.

Bettelvögte gemacht), für die verschiedenen Festlichkeiten rc. berechnet, der Stadtrentmeister mußte mit den nöthigen Anweisungen versehen und zur Rechnungsablage angehalten, alte Rechnungen verglichen und rückständige Simpel eingetrieben werden. Die einzelnen Gefälle und Accisen wurden verpachtet; aber es verging fast kein Jahr, ohne daß die „Admodiatoren" oder Pächter sich mit den verschiedensten Beschwerden beim Magistrate meldeten. Bald klagte der Krahnengeldadmodiator Carbach, daß der Krahnen schadhaft sei und ihm sein Geld entzogen werde, bald verlangte der Marktgeld-, der Kaufhaus-, der Wein- und Fruchtaccisen-, der Sperrgeldadmodiator Nachlaß eines Quartals, bald beschwerte sich ein anderer, daß der Jude Spitzbart Schmuhl einen Ochsen ohne Accise verkauft habe, oder es zeigten Bürger an, daß der Fischwagenadmodiator nicht in seinem Häuschen bei der Wage auf dem Fischmarkt zu finden sei und sich selbst mit Salmenausschneiden befasse, oder der Beleuchtungscommissar Mazza trug auf ein Magistratsconclusum an, daß den Oellieferanten „eingebunden" werde, kein zu kleines Maß und kein unreines Oel zu brauchen. Die Anordnungen wegen Schließung und Oeffnung, wegen feierlicher Begehung des Waldes, wegen der Waldtage, an denen die Coblenzer, die Neuendörfer und Weißer einzufahren und sich mit ihrem „nothdürftigen" Holze zu versehen hatten, wegen Holzhauer- und Fuhrlohn, und besonders wegen der vielen Holzfrevel nahmen gar kein Ende. Man bedurfte aus dem Walde jährlich ungefähr 2000 Klafter Buchenbrandholz, ferner eine beträchtliche Zahl Eichenstämme zu Bauten, Lagerhölzern, Kelterbäumen rc., abgesehen von den zahlreichen Schenkungen, die den Mendicantenklöstern gemacht, und den Anweisungen, die den Bürgermeistern und anderen Beamten gegeben wurden. Sorgsam wurde deshalb die städtische Waldaxt bei dem Bürgermei-

ster verwahrt, von dem Jäger in benöthigten Fällen zum „Anstitschen" der Bäume abgeholt und wieder zurückgeliefert. Die Stadt besaß aber auch außer dem diesseitigen großen Wald seit alten Zeiten (man verstieg sich zu behaupten seit 1200) auf der rechten Rheinseite die sogenannte Augst oder Aust d. h. den Wald des großen um den Bühel bei der Spurkenburg gelegenen Kirchspiels der Augusta sacra, zu dem die Dörfer Eutelborn, Cadenbach und Arzbach gehörten, ein Besitzthum, das trotz aller Einbußen von Seiten dieser oft frevelnden „precaristischen Gemeinden" [1]) und der gegen die Forstbeamten gewaltthätigen „Kannenbäcker" der Umgegend von außerordentlich ergiebigem Ertrage war, und dessen Verlust Coblenz bis heutigen Tags zu bedauern hat. — Der Magistrat beachtete indessen bei aller Sorge für das materielle Wohl der Stadt auch einigermaßen die geistigen Interessen. Freilich für den höheren Unterricht brauchte er keine Opfer zu bringen; den ertheilten die Jesuiten umsonst; höchstens hatte er die Disciplin zu unterstützen, Jagdliebhaber unter den Studenten abfassen und ihre Flinten confisciren zu lassen, sowie Trinkereien, nächtliches Tumultuiren, Straßenlärm und dergleichen Unfug zu hindern. Die Elementar- oder Pfarrschulen „männlichen und weiblichen Geschlechts" aber vertraute er Priestern und geistlichen Jungfrauen an, deren Einkommen sehr klein war; das Schulgeld betrug damals nur 24 Albus (etwa 12 Groschen) jährlich; die Schulgebäude wurden in leidlichem Stande gehalten und nach Bedürfniß erweitert und erneut. „Die augenblicklich nicht in Anspruch genommenen Räume sollen nicht für eine

[1]) Berechtigt waren sie durch einen Vertrag von 1592 nur zu dem „dörr liegenden" Holz, und jeden Pfingstdinstag sollten sie um dieses Precarium einkommen; daher der Namen, den für den linksrheinischen Stadtwald die Gemeinden von Lay, Waldesch und Capellen führten.

französische, sondern für eine deutsche Schule bestimmt bleiben," antwortet der Magistrat auf eine Supplik; doch ließ man einen französischen Privatlehrer zu, zugleich bestimmend, daß er 24 Lectionen für zwei Gulden ertheilen müsse. — In anderen Sitzungen wurden die städtischen Beamten gewählt; so der Waldobsichter, die Alt- und Jungstämme der Förster und Feldschützen, die Schaumeister für Fisch, Fleisch, Mehl u. s. w., der Stadt- und der Kirchenrentmeister, der Baumeister, die vier Deputirten zu den Landständen, der Quartiermeister und die Offiziere der Stadtcompagnien, die, wenn das eigentliche „Militare" oder „die Soldateska" außerhalb verwendet wurde, für die Sicherheit der Stadt zu wachen hatten. Solche Stellen waren sehr gesucht; ein „abgestandener" Fähndrich setzte Alles in Bewegung, bis er wieder „in die Wirklichkeit gesetzt wurde." Förmlich war besonders die Wahl und Einsetzung des Bürgermeisters, der vereidet, der Harrath, wo ihm durch den Stadtschreiber die Stadtschlüssel und das große Insiegel übergeben wurde, vorgestellt, dann nach Ehrenbreitstein geleitet oder nach dem Sommerschloß in Kärlich oder Schönbornslust gefahren und vom Kurfürsten zum Handkuß zugelassen wurde. Nachdem auch der Ritterbürgermeister becomplimentirt worden war, erfolgte die Bürgermeistercollation, zu der außer dem Magistrat auch die ganze Noblesse, oft 60 Personen und mehr, eingeladen war. Da ging es denn hoch her; dem Bürgermeister Franz Maas wurden 1767 dafür 150 Thlr. bewilligt, aber er mußte auch zwei Tage lang gastiren; später wurden diese Willkommessen öfter unterlassen, selbst vom Kurfürsten verboten, dann erhielt aber jedes Rathsmitglied einen Ducaten. — Indessen stand man von solchen alterthümlichen Festen ungern ab, eher noch von dem großen Essen, welche die Mönchsklöster einmal im Jahre gaben; 1767 wurde bestimmt,

daß die Herren Stadträthe gegen je einen Ducaten Entschädigung davon wegbleiben, und den Klöstern je eine Viertelohm Mönchswein und 12 Thlr. geschenkt werden sollten. Andere Bräuche, z. B. daß der Stadtrentmeister Neujahrskuchen, oder wenn das Geld reichte, die beliebten Mändelwecke, davon sonst nur am Gründonnerstage für 15 bis 16 Thlr. verabreicht wurden, backen ließ, hielt man immer bei. Besonders regelmäßig wurde eine Festlichkeit begangen, die Königstuhlfahrt genannt. Am Pfingstmontag fuhr der „abgestandene" Bürgermeister in Begleitung der von ihm eingeladenen Rathsmitglieder — die zurückgebliebenen wurden inzwischen von dem neuen Stadtoberhaupt regalirt — nach dem Königstuhl bei Rhense; kam man gegenüber von Oberlahnstein, so salutirten die mitgenommenen „Stadtstückelcher", und von jenseits antwortete man; einige Rathsherrn begaben sich zu der Zollstätte in Oberlahnstein, um alte Verträge zu erneuern, gemäß denen dieser mainzischen Stadt freier Kauf und Verkauf in Coblenz gestattet war, und dagegen die Coblenz gehörigen Frankfurter Marktschiffe bei Lahnstein zollfrei passiren durften; in Begleitung der Oberlahnsteiner Zollbeamten ging es dann zum Königstuhl, wo Deputirte aus dem kurkölnischen Rhense die Gesellschaft mit bewillkommnender Rede empfingen, den Ehrenwein zum höchsten Wohlsein der beiden Kurfürsten von Köln und Trier präsentirten, ihre Salutschüsse gaben und alte nachbarschaftliche Verbindungen erneuerten, gemäß denen sie freies Marktrecht in Coblenz hatten, dagegen die Verpflichtung übernahmen, den Königstuhl, den Leinpfad und einen Fahrweg zu unterhalten. Dann folgte das Essen. Freilich war die Kocherei stromaufwärts lästig, und es wurde im Mai 1787 ernstlich debattirt, ob nicht die Oberlahnsteiner und Rhenser Beamten lieber zum abgehenden Bürgermeister nach Coblenz eingeladen werden

sollten, das schließliche Resolutum aber lautete, es solle beidem alten Herkommen der Königstuhlfahrt und dem merkwürdigen Actus bleiben, und des Endes habe das Rentamt dazu 50 Thlr. als ständigen Posten zu zahlen. — Auch für die öffentliche Unterhaltung und das Vergnügen der Bürgerschaft trug der Magistrat Sorge: es wurde gestattet, Caffeehäuser und Billards einzurichten — bisher hatte man die letzteren nur in einzelnen adeligen Häusern gehabt; — es wurden Gränzbegänge in den Wald mit Pfeifern und Trommlern angeordnet; die Zunftmeister holten mit klingendem Spiel den Bürgermeister ab, dem sich die vier ältesten Mitglieder jeder Rathsbank anschlossen; die Bürger schossen ihre Flinten ab, die Wachen präsentirten, und draußen fehlte es nicht an reichlichem Essen und Trinken; Vogelschießen wurden im Schießgraben gehalten, es gab eine Schützenbruderschaft und eine Schützengesellschaft; die Säle der größeren Gast- und Wirthshäuser öffneten sich zu Musik und Tanz; doch hielt man überall auf strenge Ordnung. Die Fastnachtslustbarkeiten mußten 12 Uhr vor Aschermittwoch schließen; unehrbare Mummereien blieben verboten; Toben und Lärmen war den Zünften bei Aufsteckung ihres Schildes untersagt, und gegen nächtliche Schwärmereien in den Gärten vor der Stadt bei Wirthen, wie bei Privaten ergingen strenge Edicte, und diese mochten allerdings nöthig sein, denn Gartenhäuser waren ein sehr gesuchter Besitz, und Gartenvergnügungen waren sehr beliebt; schon Franz Georg hatte, als man 1751 den ersten Versuch einer Wasserleitung von Metternich nach Coblenz machte, die Anlage eines besonderen Brunnenhäuschens mit Garten am Petersberge dem Magistrate Anfangs nicht gestatten wollen, „das wird ein Zechhaus oder gar ein Tanz-Zimmer!“ rief er aus. Eigentliche Schwelgerei war in einzelnen Kreisen, namentlich bei Hochzeiten, Kindtaufen

und bei einzelnen Zunftgelagen eingerissen, wie denn z. B. die Kaufleute nach dem hohen Umgang Mahlzeiten im Krämerbau hielten, die über 100 Thlr. kosteten; verbreiteter noch war eitles Gepränge bei Begräbnissen, so daß später Clemens Wenzeslaus dagegen einschritt. — Dieses in allen charakteristischen Zügen treue Bild des bürgerlichen Lebens in Coblenz vor hundert Jahren erschließt sich bei Betrachtung der Thätigkeit des Magistrats. Diese umfaßte, wie leicht zu sehen, keinen weiten Kreis, entsprang nicht selbständigem Bürgersinn, der sich auch im Widerspruch gegen das Gegebene höhere Bahnen zu Förderung des Gemeinwohls sucht, erfaßte keine allgemeineren Gesichtspunkte und Ideen, sondern begnügte sich, mit achtungswerthem Fleiße und treuer Gewissenhaftigkeit das Althergebrachte und das neu Befohlene in beschränkter, liebgewordener Gewohnheit auszuführen. Es erübrigt noch, auf die äußere Erscheinung der Bürger einen Blick zu werfen. Dieselbe war meist sehr einfach. Der Bürger trug bei seiner Arbeit eine Jacke oder ein Camisol, kurze Beinkleider, Schuhe mit Schnallen; eine runde Mütze, im Winter mit Pelz besetzt, bedeckte das Haupt; das Gesicht wurde glatt gehalten, die Haare sorgfältig frisirt und gepudert, oder häufiger mit einer Perücke geschmückt, die in „Grollen" in einem breitgeschlagenen Beutel oder in einem Zopf auslief. Außer bei der Arbeit trug besonders der wohlhabende Mann seinen dreieckigen Filzhut nicht ohne Tressen und Verzierung; sein vorn offener Rock, die lange, mit Schößen versehene Weste sehen lassend, war reich mit großen Knöpfen der verschiedensten Art, wohl auch mit Schnüren und Aufschlägen besetzt, die Hose von starkem Tuch, an Festtagen selbst von Sammt. Bei Ausgängen fehlte fast nie der Stock mit dem stählernen oder silbernen Knopf. Im Winter wärmte die Pelzstauche oder der mit einer zierlichen Schleife versehene Muff die

Hände der Männer wie der Frauen. Der höchste Schmuck war der Mantel, der jedoch nur bei feierlichen Gelegenheiten umgehangen wurde. Die Frauen trugen Mützen, Sonntags womöglich von Seide, Schauben der verschiedensten Art von möglichst bunten Farben, und Mantos, den Mantillen ähnlich geschnitten; die Kleider von meist einfachen Stoffen reichten, nicht mehr durch Reife unnatürlich gebauscht, weit genug herab, um die camausledernen Schuhe mit ihren hohen Absätzen zu bedecken [1]). Seinen ganzen Glanz entfaltete das Bürgerthum bei dem hohen Umgang und anderen kirchlichen Festen, bei Bewillkommnung des Landesfürsten und anderer hoher Personen. Dann erschien Bürgermeister und oberer Rath in rothen, die untere Bank in blauen, später alle in rothen Mänteln; es paradirten die Zünfte mit Mänteln und Fahnen, die Unzünftigen erhielten Compagniefähnchen, die Soldateska und Studenten reihten sich an, zuweilen nicht ohne Rangstreit über den Platz; die Stadtstückelchen gaben ihre Salven.

Von diesen Verhältnissen der Bürger verschieden sind die der höheren Beamten, des „Rathstandes", und besonders der Noblesse d. i. der adeligen Familien, aus welchen sowohl ausschließlich die den Kurfürsten umgebenden Minister und Würdenträger, der Landhofmeister, der Obristkämmerer, der Obristmarschall, der Obriststallmeister, der Hofmarschall, der Reisemarschall, der Oberjägermeister, der General und Gouverneur,

[1]) Belehrend in dieser Beziehung ist ein 1768 von Mannskirsch gemaltes Bild, welches den zugefrornen Rhein und die nach alter Sitte auf demselben arbeitenden Handwerker und spazirenden Coblenzer darstellt. Von den Zünften, deren Mitglieder zum Theil porträtirt sind, dem Kurfürsten geschenkt, fand es im Kärlicher Schlosse, wie das noch vorhandene Inventar zeigt, seinen Platz; jetzt ist es im Besitz des Herrn Billig.

ferner die Kammerherrn, Hofcavaliers, Edelknaben u. s. w. genommen wurden, als auch eine große Zahl Oberamtmänner, Geheimen Räthe, Hofräthe, Hofkriegsräthe, Kammerräthe, Revisionsräthe u. s. w. hervorgingen. Seitdem der trierische Adel als reichsfrei und unmittelbar anerkannt war (1729), nahm er an den landständischen Berathungen, durch welche der Betrag der Landesbedürfnisse und die Vertheilung der nöthigen Summen für das Ober- und Niedererzstift in Trier und in Coblenz festgestellt wurden, nicht mehr Theil; er genoß Freiheit von Steuern und Abgaben, trug zu den Bedürfnissen des Landes nichts bei und hatte seine eigenen Rittergerichte. Mit dem Kurfürsten und seinem Hofe in Ehrenbreitstein lebte er jedoch in den vielfachsten und engsten Beziehungen; denn abgesehen von den hohen Aemtern, die er erhielt und von den Ehrentiteln der Excellenz und der Gnade, die man ihm gab, trug er die meisten seiner größeren und kleineren Herrschaften von dem Landesherrn zu Lehen und hatte den alleinigen Anspruch auf die einträglichen Domherrnstellen, da jedes Mitglied des Domcapitels mindestens 16 Ahnen nachweisen mußte; endlich gingen ja die meisten Kurfürsten selbst aus seiner Mitte hervor. Es wohnte dieser trierische Adel, sofern er nicht um die Person des Kurfürsten sein oder eine bestimmte geistliche Residenz halten mußte, in seinen alten oder auch neugebauten Freihäusern in der Stadt und auf dem Lande; er hielt seine eigenen Beamten und Verwalter, sowie eine zahlreiche Dienerschaft. Die bedeutendsten Familien, die in Coblenz residirten, und deren Mitglieder meist hohe Stellungen inne hatten, sind bereits oben genannt. Die Lebensweise, der Luxus bei Festen, die Pracht der Kleidung und häuslichen Einrichtung, der Geschmack an Kunst, an Gemälden und Musik, die Vergnügungen an Jagden, Schlittenfahrten, Spielen, Bällen, großen Gaste-

reien, die conventionellen Formen, in denen man sich bewegte, richteten sich nach dem Beispiel des Hofs und des Kurfürsten. Unter dem strengeren Regimente des haushälterischen Franz Georg von Schönborn war das Leben der vornehmeren Kreise im Ganzen einfach. Dieser Kurfürst gab sich mehr der Arbeit als der Erholung hin, besuchte fast nie eine Gesellschaft, ging aufmerksam, aber nicht kostbar gekleidet, war wohl mit Carossen und Pferden, mit schönen Möbeln und Silberwerk versehen, entwickelte jedoch nur bei besonderen Gelegenheiten fürstliche Pracht; dann ließ er seinen Hofstaat („die Hofstatt") in den mit Gold und Silber bordirten Gallakleidern erscheinen und an reich besetzten Tafeln speisen. Ebenso lebte auch die Noblesse meist still und mied kostspieligen Aufwand. Es kamen die Cavaliers, wie der Freiherr Ludw. von Boos berichtet, dreimal die Woche im Hofe von Holland gesellschaftlich zusammen und erholten sich bei einer Tasse Thee und einem Kartenspiel; die Damen brachten bei ihren Nachmittags-Theevisiten die Arbeitsbeutel mit; hier und da gab es einen Ball, eine Schlittenfahrt, ein großes Diner; gewöhnlich aber speiste man wie die Bürger von Zinn; nur wenige Bevorzugte hatten Silberservice, goldene Uhren und Tabaksdosen oder Stöcke mit goldenen Knöpfen; selbst die vornehmsten Damen besuchten Morgens die Kirche im kattunenen Hauskleid und zitzenen Mantel, und nur an großen Ehrentagen öffneten sich die Truhen und Schränke, in denen die schweren Seidenkleider, die theuren Spitzen und Schmucksachen verwahrt wurden. Der vom Kurfürsten geschätzte, aber streng zu fleißiger Arbeit angehaltene Rathsstand wußte noch weniger von Luxus in Kleidung und Lebensweise und hielt sich darin fast dem Bürgerstande gleich. Anders wurde es unter Johann Philipp von Walderdorff, der bei aller Frömmigkeit und genauen Beachtung kirchlicher Vorschriften doch

weltlicher Freude nicht abhold war, die Genüsse der Tafel nicht verschmähte, nach Trierer Gewohnheit d. h. aus großen Pokalen trinken ließ und selbst trank, gern auch mit kostbaren Stoffen, mit Sammt, Goldstickereien nnd Spitzen geschmückt auftrat. Vom Hofstaate aus, den der gütige Fürst oft allzu freigebig beschenkte [1]), verbreitete sich die Vorliebe für mancherlei Pretiosen, Kleinodien, Gemälde, Tabatièren, Taschenuhren und reiche Tracht, so wie für gesellschaftliche Zusammenkünfte und Unterhaltungen bald um so leichter bei dem Adel, den Räthen und selbst in weiteren Kreisen, da der Kurfürst zuweilen der freundlich an allen Vergnügen theilnehmende Gast der von ihm besonders geehrten Familien von Boos, von Wiltberg, von der Leyen und der ihm am nächsten stehenden Beamten, z. B. des „Geheimbden Rath" Milz und des Kammerdirectors Mainone war und es nicht scheute, im Domino sich unter die Masken zu mischen oder mit einer alten Dame eine Menuet zu tanzen. Ein Blick auf das Hauswesen eines nicht hochgestellten, aber vom Kurfürsten gern gesehenen Junggesellen, des Secretärs Marschal, von welchem nachher noch die Rede sein muß, zeigt den auch bei den Mittelständen gewachsenen Luxus. Die Wände seiner Zimmer schmückten außer Spiegeln und vergoldeten dreiarmigen Wandleuchtern Gipsfiguren und Gemälde;

---

[1]) Welche Summen er brauchte, um diese seine Neigung zu Freigebigkeit und Pracht zu befriedigen, ersieht man aus den Boos'schen Mittheilungen und aus einem Verzeichniß der Kapitalschulden, die er im Jahre 1764 hatte; abgesehen von den laufenden Rechnungen für Spitzen, Gemälde, Waaren bei Pottgeißer, Barthel, Pescatore u. a. Kaufleuten, schuldete er der Bijoutière Madam Bailay oder Baillet, Juden zu Mainz und zu Frankfurt über 90,000 fl. und hatte bei der Canzlerin v. Koll, dem Schöffen Nell, dem Beseher Flieg, der Kammeräthin Vogler, den Jesuitenpatres, dem Kammerrath Carové u. a. gegen 73,000 fl. aufgenommen.

große und kleine Landschaften, Viehstücke, Genrebilder, heilige und sehr weltliche Jungfrauen, Porträts der letzten Kurfürsten und desjenigen Königs, der zwar Reichsfeind gewesen war, den man aber überall bewunderte, Friedrich d. Gr. Sessel und Stühle waren mit Leder, die meisten Tische mit grünem Tuche überzogen. Auf dem Schreibtische fanden sich das cristallene Tintenfaß mit Silberdeckel, das Federmesser mit Silberstiel, Schreibtafeln, Reißzeug, Perspective und Vergrößerungsgläser; die letzteren brauchte er, ebenso wie eine feine Wage zu seiner persönlichen Liebhaberei, der Münzkunde. In den Büchergestellen waren über 900 Bücher, eine für damalige Zeiten ansehnliche Bibliothek, aufgestellt. Die großen Schränke und Commoden füllten das Weißzeug, die 9 Dutzend Hemden, theilweise mit Spitzenmannschetten versehen, die 77 Halsbinden, seidene und leinene Taschentücher, Ober- und Unterstrümpfe, Puderschürzen, Nachtjacken mit Kapuzen, Lederhandschuhe u. s. w.; in anderen hing der große Vorrath von Kleidungsstücken, z. B. Sommerröcke von gelber Seide und von bräunlicher Camelotte, zitzene Haus- und Nachtsröcke, Trauerkleider, Staatsröcke von rother, aschgrauer, hell- und dunkelgrüner Farbe, viele mit Gold und Silber besetzt, über ein Dutzend Beinkleider und ein wahrer Schatz von Westen, theils grün- und silbern „gemohrte", theils rothscharlachne mit Gold durchwirkt, theils weiße mit grüner Chenille oder Silber bordirt; daneben fanden sich der unentbehrliche Domino aus Taffent, eine Bedientenlivree, der schwarzsammtne Reisehut, die Haarbeutel, die silbernen und vergoldeten Degen mit Porzellangriffen, Hirschfänger und Stöcke der verschiedensten Art mit Goldknöpfen, einer mit einem Perspectivchen oben darauf, sicher vom Stutzer zierlicher zu brauchen, wie heutzutage die Kneifer. Neben den mit grünem Vorhang verhülltem Bett standen auf zierlichem Tische die Toilettgegen-

stände, Flaschen mit eau de lavande, eau de carme und anderen wohlriechenden Flüssigkeiten, welche jene Zeit liebte, kupferne Büchsen mit Salben und Pflastern, Futterale mit Scheren und Schermessern, Chatoullen mit goldenen Hemdknöpfchen und Schnallengarnituren, endlich selbst eine camera obscura. Und dazu kamen, in Schränkchen verwahrt, eine Menge geblümten Frankenthaler Porzellans, Teller, Tassen, „Pöttger", Schwenkkumpen, kurz aller Zubehör zu der Theemaschine, ferner die Silbergegenstände, die Braten- und andern Schüsseln, Credenzteller, Becher, Leuchter mit drei Aufsätzen, Tortenschaufel, Surtont u. a., endlich die goldene Repetieruhr, Ringe mit und ohne Edelsteinen, 3 Tabatièren von Gold, andere von Schildkrott oder weißem Porzellan mit goldenem Scharnier. Man kann nicht läugnen der Herr Secretär war mit Allem wohl versehen, was zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens in seinen Verhältnissen nach dem Geschmacke der Zeit gehören mochte. Und noch behaglicher und reicher war die Einrichtung vieler Anderer! Daß sich in solchen Kreisen auch Sinn für Kunst und Wissenschaft fand, ist sicher; schon die Gemälde und Bücher Marschals zeigen darauf hin; doch darf man sich diesen Sinn nicht gerade besonders weit verbreitet denken. Juristische, theologische und historische Studien wurden zwar in den trierischen Landen gepflegt; wer sich zum weltlichen oder geistlichen Beamtenstande qualifiziren wollte, mußte dieselben betreiben und seine Kenntnisse, wenn auch nicht in theoretischen Prüfungen, so doch in der Praxis nachweisen. Aber durch wissenschaftliche Leistungen hervorragende Erscheinungen, wie der Weihbischof von Hontheim mit seinen historischen Arbeiten und seinem die kirchlichen und fürstlichen Kreise tief aufregenden Justinus Febronius, oder wie der aus Franken übernommene Christoph Neller mit seinen zahlreichen juristischen, geschichtlichen, numismatischen und

diplomatischen Schriften waren doch sehr vereinzelt, und Theilnahme an höheren geistigen Interessen, an den großen politischen Bewegungen oder gar an dem begonnenen neuen Aufschwung der deutschen Litteratur läßt sich nicht wahrnehmen; namentlich liegt keine Nachricht darüber für Coblenz vor.

Die Beziehungen, in welchem diese verschiedenen Stände zu einander und zum Kurfürsten lebten, waren durchaus friedliche und freundliche Insbesondere pflegten die Bürger dem Kurfürsten und seinen wie seiner Regierung Anordnungen unbedingt zu folgen; nur selten versuchte der Stadtrath „in erniedrigster Anheimlassung" eine Remonstration. Es gründete sich die innere und äußere Anerkennung der landesherrlichen Autorität und Aller, die dieselbe vertraten, auf wirkliches Vertrauen und Anhänglichkeit; man wußte, daß die Fürsten für das Wohl der Stadt eifrig besorgt waren; eine Gewaltthat hatte man nicht erfahren; die kurfürstlichen Beamten und der Adel traten ohne allen Stolz und herrisches Wesen auf und nahmen an Festen und Freuden der Bürger, wie an ihren Leiden aufrichtigen Antheil; Selbständigkeit des Urtheils und der Maßnahmen erstrebte man auch in eigenen Angelegenheiten nicht; man hatte sich allmälig derselben gänzlich entwöhnt. An jedem Neujahrstag machten sich Bürgermeister und Stadtschreiber in rothen Mänteln auf den Weg, um Seine kurfürstliche Durchlaucht, „die Hofstatt" und die gesammte Noblesse zu beglückwünschen; ebenso antichambrirten sie in ihrem Amtsschmucke am Namenstage des Kurfürsten, bis sie zum Handkuß gelangten; zu besonderen Festlichkeiten wurden die leutseligen Landesherrn eingeladen und von dem freudig zudringenden Volke mit Jubel empfangen; kein Tag einer Abreise oder Ankunft ging ohne Abschiedswünsche und Empfangfeierlichkeit hin, eine unfreiwillige Verspätung machte große Noth; wurde

irgend einem Rathe oder einem Mitgliede des Adels ein höherer Rang oder ein angesehenes Amt zu Theil, so ermangelte die Stadt nicht, ihre Gratulation darzubringen. Das Domcapitel, welches bei Erledigung des erzbischöflichen Stuhles die Zwischenregierung hatte und „der befehlende Landesherr" war, genoß in seiner bevorzugten Stellung auch besondere Ehre. Wenn ein Mitglied desselben in irgend welchen geistlichen oder weltlichen Geschäften nach Coblenz oder Ehrenbreitstein kam, war es Herkommen, daß der Magistrat durch seine Vertreter dasselbe feierlich bewillkommnen ließ; das Domcapitel hielt, wie es überhaupt eifersüchtig auf seine Rechte wachte, mit Strenge darauf, daß solche Ehrenerweisung nicht unterblieb. Als unter dem schlaffer gewordenen Regimente Joh. Philipps die Väter der Stadt den Herrn ihre Aufwartung nicht gemacht hatten, ja sogar von einem Holzcontract zum Nachtheil des Capitels abgewichen waren, mußten sie das Unterfangen mit Schrecken entgelten. Die zwei jüngsten Domcapitularen Ludw. Jos. Freiherr Schenk von Schmidtburg und Chr. Ad. C. Graf von Ingelheim traten nach dem Tode des Kurfürsten Joh. Philipp im Namen des Domcapitels die Zwischenherrschaft an; die sämmtlichen Dicasterien legten im Palaste zu Ehrenbreitstein am 16. Januar 1768 ihr Handgelöbniß ab. Der anwesende Hochgerichtsschöffe Bourmer, der zugleich Stadtschreiber war, erhielt den gestrengen Befehl, am folgenden Tag mit dem Rathsverwandten Wistorf wieder zur Audienz zu erscheinen. Als sie nach zwei Stunden peinlichen Harrens vorgelassen waren, wurde ihnen im Namen und Beisein der beiden Domherrn von dem Geheimen Rath Milz die höchste Ungnade des Domcapitels „eingebunden"; er überschüttete sie mit Vorwürfen ob ihres Verfahrens und befahl ihnen, sich noch desselben oder spätestens des folgenden Tags nach Trier zu begeben und

Namens des Magistrats sich zu verantworten. Nach vergeblichem Versuch, nur schriftlich um Verzeihung zu bitten, reisten die Herrn, da längerer Verzug als Halsstärrigkeit erscheinen könnte, ab, während der Bürgermeister mit zwei Räthen ins Thal gingen, um bei unterthänigster Aufwartung den gebührenden Tadel zu empfangen und Besserung zu geloben. Nach sechs Tagen schon langte eine Estafette von Trier an; hohes Domcapitel hatte den beiden Herrn des Magistrats schlechtes Betragen und große Respectsvergessenheit scharf vorgehalten und unter Verwarnung für die Zukunft ihnen Befehl gegeben, 100 Ducaten Strafe zu zahlen. Ein Begleitschreiben Bourmers meldete, binnen acht Tagen sollte die Strafsumme verdoppelt werden, wenn sie bis dahin nicht bezahlt wäre. Da versuchte Magistratus zwar noch eine gnädige Verwendung des Domsyndicus Wirz zu bewirken, schickte aber doch zugleich Vollmacht, das Geld in Trier aufzunehmen, und fügte die haushälterische Weisung bei, zur Minderung der Kosten möchten die Herrn bald heimkehren. Das Domcapitel aber hielt den Schrecken für ausreichend, erließ einige Tage später die Strafe, und es hatten sich seitdem die Coblenz besuchenden Capitularen von Dalberg, von Greiffenklau, von Beissel, von Boos, von Kesselstadt u. s. w. unausgesetzt der Aufwartung des Magistrats zu erfreuen. — Die höheren und niederen Beamten waren dem Kurfürsten mit wenigen Ausnahmen fest ergeben. Gehalt und Einkommen derselben war nicht groß; z. B. hatte der wirkliche Hofrath und Leibmedicus des Kurfürsten Joh. Philipp Pet. Arn. Milz 400 Thlr., 2 Fuder Wein, 12 Malter Korn, 16 Klafter Holz, 30 Malter Hafer und 40 Centner Heu; aber es hatten auch die meisten nur wenig zu arbeiten, namentlich seit Joh. Philipp in seiner Gutmüthigkeit die Zahl der Kammer- und Regierungsräthe, wie der Secretäre, Registratoren, Expediteure und Diener sehr vermehrt hatte. So weit sich ihre

Thätigkeit überblicken läßt, macht dieselbe den Eindruck des besten Willens, oft anerkennenswerther Geschicklichkeit und ehrenwerther Offenheit. Als Joh. Philipp, von Schulden bedrängt, am 28. November 1766 sich veranlaßt fühlte, von jedem Mitgliede der Hofrentkammer eine pflichtmäßige Aeußerung einzufordern, wie dem „dermalen fast in den letzten Zügen des völligen Untergangs liegenden Hofhaushaltungsgeschäfte" wieder aufgeholfen werden könne, gaben der Hofkammerdirector Mainone, die Hofkammerräthe Fritsch, Coenen, Kircher, der Landrentmeister Speicher u. a. nicht blos umständliche, auch kleine Verhältnisse durchdringende Rechenschaft, sondern stellten ohne persönliche Rücksichten unverhohlen alle die Uebelstände dar, welche durch des Fürsten kostspieligen Aufwand, übertriebene Freigebigkeit und unzeitige Nachsicht entstanden waren. Sie zogen eine Parallele zwischen den Ausgaben des Jahres 1752 und denen im Jahr 1764, wiesen die jährliche Zunahme der baaren Ausgaben ohne Berechnung der Naturalien, der Schenkungen und „Gratialien" an Wein, Korn, Fourage u. s. w. um mehr als 34,000 Thlr. nach, und drangen darauf, daß die mehr als 100,000 Thlr. betragenden Schulden baldigst bezahlt, und eine besondere Commission zur Untersuchung und Abstellung der eingerissenen Mißbräuche und „schier unglaublichen Unterschleife besonders bei der Hofökonomie" eingesetzt werde. Da wird, um die Ausgaben besser nach der Rente zu richten, als nothwendig nachgewiesen, daß der Kurfürst der übermäßigen Vermehrung der Bestallungen von Räthen und Beamten, Officianten und Bedienten, wie der Freigebigkeit mit Gnadengehalten und Präsenten, besonders aber mit Anweisung von Kostgeldern eine Ende mache, daß er die alte Gewohnheit herstelle, gemäß welcher die Geheimen Räthe, wenn sie als Kammerherrn fungiren, die Kostgelder ablegen müssen,

und die Kammerherrn ihre Flambeaux (Kerzen) und Bedientenkostgeld nur empfangen, wenn sie wirklich am Hoflager sind; es wird geklagt, daß der Aufwand für die Tafel allzustark sei, und wenn auch bei der kurfürstlichen Tafel selbst nichts verändert werden sollte, so müsse es doch verhütet werden, daß Fremde, Offiziere, die nicht im Hofdienste seien, und Andere mehr den Cavaliertisch besetzten und zahlreichere Bedienung bei der Tafel, in der Küche und in anderen Officinen nöthig machten; Haushofmeister und Hoffourier müßten schärfere Aufsicht führen, und der allbekannte entsetzliche „Abtrag" (Ausschlepperei) bei Hofe, der alle Ordnung und Zucht über Haufen werfe, aufs strengste verboten werden; ein einziger Inspector, wie der alte treue und geschickte Radermacher, sei ausreichend zur Herstellung der Ordnung bei dem zu mindernden Küchenpersonal, wenn er unterstützt und einmal eine Cassation vorgenommen werde. Ebenso wurde unnachsichtig die Verschwendung in der Hofconditorei und der ganz übermäßige Verbrauch von Wein getadelt; es sei in den letzten Jahren nicht allein unmöglich gewesen, Wein zu verkaufen, sondern man habe, wovon in diesem Säculo kein Exempel sich finde, selbst Wein kaufen müssen; es sei aber auch in der Buttelei keine Ordnung, denn während sie reglementsmäßig geschlossen sein, und Alles, was gespendet werde, durch die dazu gemachte Oeffnung in der Thüre herausgereicht werden sollte, frequentirten die Oberofficianten sie selbst alle Tage, Geistliche und Weltliche hielten dort Zusammenkünfte und ließen sich bewirthen. Aehnliche Unordnung fanden die Berichterstatter in fast allen Kreisen der Hofökonomie; war doch der Unfug mit freien Medicamenten bei den Apothekern Bender in Coblenz und Stephani in Ehrenbreitstein so gestiegen, daß allmählich nicht blos, „was die Hoflivrée trug" und die kurfürstliche Bewilligung zu diesem Beneficium hatte, sondern auch

die Officianten und Cavaliers mit sammt ihren Domestiken, kurz was sich nur zum Hofe hielt, sich selbst Recepte verschrieben, das feinste Räucherpulver, Zucker und Gewürz holten und so die enormen Rechnungen der Apotheker bewirkten; war doch ferner die Rechnung Pottgeißers, bei dem eigentlich nur die Livrée gekauft werden sollte, bei dem man aber auch alle möglichen anderen Sachen holte, auf eine Summe von mehr als 8900 Thlr. gestiegen, und daneben betrug die Pescatoresche Rechnung im Thal an Oel für die Hofstatt, an Kaffee, Thee, Zucker u. s. w. auch noch gegen 5000 Thlr. mehr, wie früher; selbst bei den Edelknaben stiegen die Kosten jährlich, und „die Nothwendigkeiten waren ohne Ende"; 6 bis 7 Hosen jährlich waren noch das Mindeste, an Büchern wurde jedem binnen 10 Jahren eine kleine Bibliothek angeschafft und die Ingenieurinstrumente bedurften fast alle Jahre eines neuen Ersatzes. Es ist sicher anzuerkennen, die Hofkammer legte die vorhandenen mißlichen Zustände und die Ursachen derselben klar und umfänglich vor, und nicht jeder Fürst mochte sich solcher Beamten erfreuen, welche ohne Furcht vor der Feindschaft der Höflinge und in wahrer Treue gegen ihren Herrn so handelten. Johann Philipp folgte dem ertheilten Rathe und setzte 1767 eine Commission ein, die aus dem Geh. Rath Milz, dem Kammerdirector Mainone, dem Landrentmeister Speicher, dem Hofrath Mähler und dem Actuar Spitz unter dem Vorsitz des Hofmarschals von Boos bestand. Die Thätigkeit derselben hatte indessen zu einem erwünschten Ziele noch nicht führen können, als er starb, und die Ordnung auch dieser Verhältnisse seinem Nachfolger hinterließ. — Nachdem ich so ein Bild der localen Beschaffenheit und der persönlichen Verhältnisse der Bewohner und ihrer verschiedenen Stände, wie sie vor 100 Jahren waren, entworfen habe, wende ich mich zu dem 2. Theile, der von dem letzten

trierischen Kurfürsten und der Stadt Coblenz unter seiner Regierung handeln soll.

2. Coblenz unter Clemens Wenzeslaus.

1. Wahl und Regierungsantritt.

Die meisten der trierischen Kurfürsten wurden dem reichsgräflichen oder freiherrlichen im Erzstift oder dessen Nachbarschaft ansässigen Adel entnommen, und nur vereinzelt zwischen ihnen erscheinen Markgrafen von Baden, ein Herzog von Lothringen und ein Pfalzgraf von Neuburg. Noch nie hatte ein Fürst aus so fern gelegenen Theilen des Reichs, noch nie einer aus so hoch stehendem Geschlecht und von so mächtigen und weit ausgedehnten Familienverbindungen den erzbischöflichen Stuhl zu Trier bestiegen, wie Clemens Wenzeslaus. Er war der jüngste, zu Hubertsburg am 28. September 1739 geborne Sohn des sächsischen Kurfürsten Friedrich August, der zugleich seit 1733 als August III. den polnischen Königsthron inne hatte, und dessen Kinder deshalb den Namen „königlicher Prinzen und Prinzessinnen von Polen und Litthauen" führten. [1]) Durch seine treffliche Mutter Maria Josepha, eine Tochter

[1]) Friedrich August von Sachsen (August II. von Polen) starb am 4. Febr. 1733; sein gleichnamiger Sohn, August III. von Polen, starb am 5. October 1763. Derselbe vermählte sich 1719 mit Maria Josepha von Oestreich und sah zehn Kinder, 5 Söhne und 5 Töchter erwachsen: 1) Friedrich Christian, geb. am 5. Sept. 1722, vermählt 1747 mit Maria Antonie von Baiern, starb am 17. Decbr. 1763. 2) Franz Xaver August, geb. 25. August 1730, starb 21. Juni 1806. 3) Carl Christ. Jos., geb. 13. Juli 1733, starb 16. Juni 1796. 4) Albrecht Casimir August, geb. 11. Juli 1738, vermählt mit der Erzherzogin Christine von Oestreich, starb am 10. Febr. 1822. 5) Cle-

Kaiser Josephs I., war er dem habsburgischen Hause nahe verwandt, durch drei seiner Schwestern mit dem Könige von Neapel und Spanien, dem Kurfürsten von Baiern und dem 1765 sterbenden Dauphin von Frankreich, dem Vater Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Carls X., verschwägert. Nach dem frühzeitigen Tode des ältesten Bruders, Friedr. August, der ein Schwiegersohn des Kaisers Carl VII. von Baiern war, und als Kurfürst von Sachsen nur 2 Monate und einige Tage regiert hatte, übernahm Prinz Xaver für den minderjährigen Neffen Friedrich August bis zum Jahre 1768 die Administration des Landes; der dritte Bruder Carl war 1758 bis 1763 Herzog von Curland, der vierte endlich Albrecht, Schwiegersohn Maria Theresia's, wurde Herzog von Teschen und nachher bis 1793 Gouverneur der österreichischen Niederlande. Abgesehen von den sich bald anschließenden weiteren Verbindungen mit dem pfälzisch-zweibrück'schen Hause ergibt sich schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie ausgedehnter und einflußreicher Verwandtschaft sich der junge Fürst erfreute. Er hatte sich in seinem Vaterland, dem an der geistigen Entwickelung des deutschen Volks in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein entscheidender Antheil zukömmt, und das in Kunst, Wissenschaft und Schuleinrichtungen den meisten Reichsländern

---

mens Wenz., geb. 28. Septbr. 1739, starb am 27. Juli 1812. — Die 5 Töchter waren: 1) Maria Amalia, seit 1738 mit Carl III. von Neapel, der 1759 auch König von Spanien wurde, vermählt, starb 1760 vor dem Vater. 2) Maria Anna, seit 1747 mit Maxim. Jos. Kurfürst von Baiern vermählt, starb 1797. 3) Maria Josepha, seit 1747 mit dem Dauphin Ludwig von Frankreich vermählt, starb 1767. 4) Maria Christina, Aebtissin von Remiremont, starb 1782. 5) Maria Kunigunde geb. 10. Novbr. 1740, Aebtissin von Thorn und Essen, starb am 8. April 1826.

voranstand, eine Vieles umfassende, feine Bildung angeeignet, war außerdem gewöhnt, an großen Staatsangelegenheiten sich zu betheiligen und hatte sich mit der Führung administrativer Geschäfte vertraut gemacht. Inmitten einer schrecklichen moralischen Versunkenheit — man braucht nur an das Regiment des Grafen Brühl zu denken — war er sittlich rein und makellos geblieben; seine Erholung suchte er in geistig anregender Unterhaltung und in Beschäftigung mit der Kunst, besonders der Musik. Erst widmete er sich dem Militärdienst, dem Beispiel seines Bruders Xaver folgend, der sich rühmlich in mehreren Treffen des siebenjährigen Kriegs auszeichnete; als kaiserlicher General-Feldmarschallieutenant nahm Prinz Clemens und ebenso sein Bruder Albert unter Dauns Oberbefehl an der Schlacht und dem Rückzuge der Oesterreicher bei Torgau 1760 Theil. Aber er erkannte, daß er schon seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit wegen nicht für den Krieg geeignet sei, und wendete sich nach einer gefährlichen Krankheit dem Dienste der Kirche zu. Ohne daß er tiefere theologische Studien zu machen Zeit gehabt hatte, trat er in den priesterlichen Stand ein. Daß er zu hohen geistlichen Würden ersehen werde, daran war bei seinen persönlichen und den allgemeinen politischen und kirchlichen Verhältnissen der Zeit kein Zweifel, dafür bemühten sich seine hohen Verwandten, dafür schaute er sich selbst bei seinen Reisen und seinem Aufenthalte in München, Wien und am französischen Hofe um, dafür wurden einflußreiche Prälaten und endlich der Pabst selbst angegangen. Gelang es auch nicht, die zwiespältige Bischofswahl in Lüttich zu einer für ihn günstigen Entscheidung zu bringen, so wurde er dagegen im April 1763 zum Bischof von Freisingen, einige Tage darauf zum Bischof von Regensburg und im November 1764 zum Coadjutor von Augsburg gewählt. Gleichzeitig wurde in Ehrenbreitstein für ihn

geplant; es ist das eine für den geistlichen Hof und für die Zeit characteristische Geschichte. Der Kurfürst Johann Philipp hatte den sächsischen Prinzen, der ihm im Juni 1763 auf der Reise von Lüttich seine Aufwartung machte, zuvorkommend empfangen und ihm viele Ehre und Freundlichkeit erwiesen. Beide hatten damals keine Ahnung, welche Entwürfe sich an diesen Besuch anknüpften. Der oben schon angeführte kurfürstliche Secretär Marschal, obwohl ein besonderer Günstling Johann Philipps und mit Gaben und Gnaden überhäuft, faßte in Untreue den Gedanken, seinem alternden Herrn müsse ein Coadjutor gegeben werden, und wendete zu diesem Zwecke seine Augen auf den jungen Clemens Wenzeslaus; er hoffte sich dadurch eine einflußreiche und glänzende Stellung für die Zukunft zu sichern. Seinen Plan, oder wie er sich ausdrückte, „sein Hauptwerk“ betrieb er geschickt und schlau genug und suchte dafür nahe und fern, in niederen und hohen Kreisen Verbindungen anzuknüpfen. Am Hofe hatte er nur einen Vertrauten, den Canonicus Schilli; in Trier wendete er sich an einen Oheim, den Kammerrath Carové und den Domcapitularen Freiherrn von Schmidtburg den Jüngeren, dem er Aussicht auf eine gute Pfründe machte, die er auf Fürsprache des Prinzen Clemens durch kaiserliches Bittrecht erhalten würde; in München, Frankfurt, Dresden und anderen für ihn wichtigen Orten hatte er besondere Unterhändler, welche die durch Zifferzeichen verhüllte Correspondenz vermittelten. Dann wagte er sich höher und suchte sich mit dem pfälzischen, dem baierischen und dem sächsischen Hofe, besonders mit der sächsischen Kurfürstin in Verbindung zu setzen, von der er wußte, daß sie sich, wie Prinz Clemens selbst, „überall umgesehen habe.“ Nach der Wahl Josephs II. zum römischen König (29. Mai 1764) machte er unter dem Vorgeben, Freunde besuchen zu wollen,

heimlich eine Reise von Frankfurt nach München und wartete dem dort verweilenden Prinzen auf, der wenige Wochen vorher (1. Mai) seine erste h. Messe gelesen hatte. Wie es scheint, erhob dieser Einwendungen, die Marschal nachher brieflich zu beseitigen bemüht war, indem er theils politische Gründe theils die mächtigen persönlichen Einflüsse anführte, welche das Gelingen des Planes sichern könnten. Die jetzigen Friedenszeiten seien besonders geeignet, die Coadjutorie zu gewinnen; dem Wiener Hofe sei es nöthig, sich für die Zukunft beim Reiche festzusetzen, da es jetzt ruhig und freundlich sei; bei einem Kriege, wie er etwa entstehen könnte, wenn Kurbayern und Pfalz ohne männliche Erben abgingen, würden die übrigen Höfe eifersüchtig gegen die geistliche Kur eines Prinzen aus einem mächtigen Hause sein und lieber einen Cavalier im Besitze der Kur Trier sehen, auf den sie eher Einfluß üben könnten; die Freundschaft mit der römischen Königin sei wohl zu benützen, besonders auf der Reise nach Wien [1]); herrschte auch einige Kaltsinnigkeit zwischen Bayern und Sachsen, da man hier gehofft hätte, Prinzessin Kunigunde würde römische Königin werden, so wäre doch die Unterstützung des Wiener Hofs leicht zu erlangen, besonders da die Kaiserin Maria Theresia Sachsen protegire. Doch alle Gründe, die Marschal anführen mochte, waren vergeblich; in einem am 15. December 1764 von seinem Münchener Freund geschriebenen Brief war die Nachricht erhalten, Prinz Clemens wolle mit der Sache nichts zu thun haben und wisse dem Marschal keinen Dank. Derselbe hatte bei seinen Plänen den jeder Intrigue abgeneigten Character des Prinzen nicht in Rechnung

[1]) Josepha Maria, Tochter Carls VII. und Schwester des baierischen Kurfürsten Maximilian Joseph, sollte im Januar 1765 durch Procuration mit Joseph II. von Clemens Wenz. getraut werden, und es scheint, daß dieser sie damals nach Wien zu begleiten beabsichtigte.

gezogen. Die ganze Sache kam nun an den Tag. Die Correspondenz Marschals mit Carové und Schmidtburg über „das Hauptwerk" wurde entdeckt. Er wurde verhaftet und eine Commission zur Untersuchung ernannt; er läugnete; aber bei Carové in Trier fand man die Erklärung der Ziffern [1]). Es war nicht mehr zu läugnen, daß Marschal ohne Vorwissen des Kurfürsten über eine Coadjutorie verhandelt, und daß er keine Scheu getragen habe, seinen gütigen Herrn dadurch mit dem Domcapitel und dieses untereinander in die größten Mißhelligkeiten zu stürzen; es wurde ferner offenbar, daß er die ihm anvertrauten Geheimnisse seines Herrn verrathen, daß er selbst in den Privatangelegenheiten desselben Betrug und Unterschleif getrieben und Briefe voller Schlechtigkeiten geschrieben habe. Er wurde zu Festungshaft verurtheilt und in Folge der mit Kurmainz gepflogenen Verhandlungen im Februar 1765 in der Stille auf die mainzische Feste Königstein gebracht. Der gutmüthige Kurfürst sorgte indessen für seinen ehemaligen Liebling mild genug; er solle, ordnete Joh. Philipp an, Mittags nur vier, Abends nur drei Speisen und je einen „Schopfen" guten Weins, auch ein so gelegenes Zimmer erhalten, daß er die Aussicht auf die Gegend genieße. Dem Kammerrath Carové wurde, obwohl er Cassation verdient habe, eine ernstlichste Verwarnung ertheilt und zur Strafe aufgegeben, die Unterhaltungskosten des Gefangenen zu tragen, was derselbe „mit unterthänigster Fußlegung" übernahm. Nicht durch schlaue und und heimliche Anschläge untergeordneter Personen, sondern auf geraden Wegen und durch directe Verhandlungen mit den dazu berechtigten Männern sollte Clemens Wenzeslaus in den Besitz

[1]) Es waren 78 Ziffern benutzt; 21 z. B. hieß Clemens, 3 Kaiserin, 6 Kurtrier, 7 Mainz, 8 Bayern, 9 Sachsen, 10 Kurfürstin Wittwe 24 Domprobst, 25 v. Boos, 40 von Schmidtburg u. s. w.

von Kurtrier kommen. Nur wenige Jahre vergingen, und Johann Philipp fühlte „wegen zunehmender Schwäche" wirklich das Bedürfniß, daß ihm ein Coadjutor gegeben werde. Er eröffnete dies im Herbst 1767 officiell dem Domcapitel, dem Pabst Clemens XIII. und dem Kaiser, und nachdem das Domcapitel die Vorfrage, ob die Wahl eines Coadjutors nöthig sei, am 29. October bejaht, der Pabst zugestimmt und der Kaiser, für das ihm bewiesene Vertrauen dankend, die nöthigen Papiere übersendet hatte, wurde der Termin für die Coadjutorwahl auf den 19. Januar 1768 angesetzt. Indessen hatten schon vorher Verhandlungen zu Gunsten des Bischofs von Freisingen und Regensburg von verschiedenen Seiten her statt gefunden. Besonders thätig dafür zeigte sich der Wiener Hof. Dies war um so nöthiger, da unter den sechzehn Capitularen bereits zehn über die Wahl eines Einheimischen, — denn an einen fremden Fürsten hatte man nicht gedacht, — des Dombechanten Franz Carl Freiherrn Boos zu Waldeck und Montfort sich geeinigt hatten, eines ebenso durch persönliche Vorzüge wie durch seine Familienverbindungen im Lande hoch angesehenen Mannes. Aber er trat schon im September 1767 zurück, erklärte sich für Clemens Wenzeslaus und wurde einer der treusten und ergebensten Anhänger desselben. Und nun schrieb Maria Theresia an den der Geschäfte und Personen kundigen Freiherrn von Spangenberg, um dessen Meinung über die weiter nöthigen Schritte und über die künftige Umgebung des Prinzen Clemens zu hören; Kaiser Joseph empfahl ihn als besonders geeignet dem Kurfürsten Joh. Philipp selbst, und der Pabst erklärte ihn für wählbar zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Damit war Alles so weit vorbereitet, daß Clemens W. officiell bei dem Domcapitel als Bewerber um die Coadjutorie auftreten konnte. Es sollte jedoch anders kommen. Joh. Philipp

starb am 12. Januar 1768, das Domcapitel trat seine Zwischenregierung an, und der Domprobst Carl Ernst Freiherr von Breidbach-Büresheim kündigte den 10. Februar als peremtorischen Termin für die Wahl eines neuen Erzbischofs und Kurfürsten an. Der Kaiser ernannte durch Vermittelung des Fürsten Colloredo den Grafen Neipperg zu seinem Commissar und schrieb das Ceremonial der Auffahrt und des Empfangs genau vor; denn darauf war die officielle Einwirkung des Kaisers bei der Wahl beschränkt. Clemens W. aber bevollmächtigte von Mannheim aus, wohin er sich begeben hatte, den Domdechanten von Boos, die Wahl, im Falle sie ihn treffe, anzunehmen, und meldete dem Capitel zugleich mit seinen Hoffnungen, daß er dem kais. königl. Kämmerer Grafen Metternich den Auftrag gegeben, den Herrn „seine Erkenntlichkeit in den dankbegierigsten Ausdrücken zu bezeigen." Die Wahl fiel, wie voraus zu sehen, auf den sächsischen Prinzen [1]). Er erhielt das Gratulationsschreiben des Capitels schon am folgenden Tage in Mannheim, und gleichzeitig wurden die am meisten interessirten Höfe und der Pabst benachrichtigt. Der junge, erst im 29. Lebensjahre

---

[1]) Das Domcapitel hatte damals außer dem schon genannten Probste und Dechanten folgende Mitglieder: Lothar C. Tr. Jos. Freiherr Schenk von Schmidtburg, Joh. Phil. Freiherr v. Greiffenklau auf Vollrads, Franz C. Eberhard Kämmerer von Worms Freiherr zu Dalberg, C. Emm. Freiherr v. Hagen zu Motten, C. Jos. Kämmerer von Worms Freih. zu Dalberg, Alex. Joh. H. Freih. v. Sickingen, C. Casp. Gottfr. Freih. von Beissel-Gymnich, Franz Ludw. Freih. v. Kesselstadt, Franz Ludw. Cas. Graf Walbott-Bassenheim, Ludw. Wolfg. Jos. Freih. Schenk von Schmidtburg, Christ. Ad. C. Graf von Ingelheim; drei andere, der Erzb. von Mainz Emmerich Jos. von Breidbach-Büresheim, Hugo Franz C. Graf von Elz-Kempenich und Joh. Ant. Cas. Graf von Stadion waren bei der Wahl nicht anwesend.

stehende Kurfürst widmete die nächsten Tage den Geschäften, befahl den Behörden in ihren Amtsverrichtungen fortzufahren, erließ Verfügung an das Obristkämmereramt, die kurfürstlichen Wohnzimmer im Schlosse zu Ehrenbreitstein in Stand zu setzen, und zeigte, wie ernstlich er gewillt sei, die Verhältnisse des ihm anvertrauten Staates, besonders das Finanz- und Kammerwesen kennen zu lernen und in dieselben einzugreifen. Gleich seine erste Anordnung (d. Mannheim, 12. Febr. 1768) verlangte, daß ihm die bisherige Kammerordnung, der beglaubigte, von allen Kammerräthen unterschriebene Bestand der wirklichen Vorräthe an Geld, Wein und Früchten, wie er am Tage seines Regierungsantritts gewesen, desgleichen der Bestand der Schulden, namentlich der verzinslichen Capitalien und rückständigen Dienstbestallungen, das Verzeichniß der sämmtlichen erzstiftischen Diener vom obersten bis zum untersten und ihres Einkommens, das Verzeichniß von der Hinterlassenschaft Franz Georgs, von dessen Schulden und von den unter Joh. Philipp erfolgten Abtragungen, ferner der Durchschnitt der Landrentamtsrechnung über des Erzstifts Einnahme und Ausgabe aus den letzten zwölf Jahren der beiden vorhergehenden Kurfürsten, endlich ein solcher Durchschnitt der Hofökonomie oder des jährlichen Aufwandes an Geld und Naturalien für die kurf. Tafel und den Hofstaat in Küche, Keller, Silberkammer und Zuckerbäckerei vorgelegt werde. Die Beamten in Coblenz und Ehrenbreitstein hatten genug zu thun, während Clemens W. über Mainz und den Hunsrücken zu seiner neuen Stellung abreiste. Er begab sich über Monzelfeld nach Eberhards Clausen hinter Piesport, um sich in stiller Sammlung und Andacht vorzubereiten, hielt am 21. Februar seinen Einzug in Trier, wurde am folgenden Tage im Dome feierlich inthronisirt, empfing sodann die Huldigung der Bürgerschaft und bot den Professoren der Univer-

stät, als sie vor ihrem neuen Kanzler im erzbischöflichen Pallast erschienen, und der Decan der juristischen Facultät Eschermann in schwungvoller lateinischer Anrede ihn begrüßte, durch seine Erwiderung Gelegenheit, die Gelehrsamkeit, den Fluß und die Eleganz seiner extemporirten lateinischen Rede kennen zu lernen. Kaum eine Woche hielt er sich aber in Trier auf; er eilte in seine rheinische Residenz. Wenden wir uns also nach dieser Einleitung über die Wahl und den Regierungsantritt des Kurfürsten mit ihm wieder unserer Stadt zu.

Vor seinem Eintritt in das Erzstift hatte Clemens Wenzeslaus allen Aufwand mit Illuminationen, Ehrenpforten und dergleichen kostspieligen Freudenbezeigungen verboten; die Liebe der Unterthanen sollte seine Ehre sein, und diese Liebe hatte ihm gleich sein erstes Auftreten und der Ruf seiner trefflichen Eigenschaften zugewendet. Von allen Seiten strömten die Leute in die an der Mosel gelegenen Ortschaften, um dem neuen Herrn ihre Glückwünsche darzubringen. Mehrere Tage lang hatte der Coblenzer Magistrat schon berathen, wie man Kurfürstliche Durchlaucht bei Hochdero Ankunft am Besten empfange. Der Obristkämmerer Freiherr von Büresheim ließ demselben durch den Geheimen Rath von Eyß die nöthigen Weisungen zukommen. Da wurde denn beschlossen, die Bürgerschaft zunftweise mit Mänteln und Fahnen aufziehen zu lassen; wer fehle, habe einen Gulden Strafe zu zahlen; den Unzünftigen sollen Compagniefahnen zugetheilt werden; die Stadtstückelcher sollen, wenn auf der Festung geschossen wird, damit harmoniren, der Magistrat in rothen Mänteln wird die Stadtschlüssel präsentiren, die Aufstellung aber so genommen werden, daß die Stadtjunggesellencompagnien an der Mosel bei dem Rathhaus mit Flinten, doch ohne Salve, paradiren, die Zünfte den Raum bis längs des deutschen Ecks besetzen

wo der Magistrat seinen Platz habe, und an diesen Kern der Bevölkerung einerseits bis oberhalb der Moselbrücke die Studenten, anderseits längs des Rheines die Ordensgeistlichkeit und die Soldateska sich anschließen. Die Neuendörfer wurden nach Moselweiß beordert, um gemeinschaftlich mit den dortigen Bewohnern unter einem Offizier zu paradiren und aus Katzenköpfen gleich den übrigen Dorfschaften zu schießen. Gemäß Verkündigung auf der Harrath trat man am 28. Februar schon halb 11 Uhr an; Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr langte der Kurfürst unter dem Läuten der Glocken, fortwährendem Kanonieren und Jubelruf mit seiner Jacht an, landete am deutschen Eck und fuhr unter lustigem Vivat dann hinüber, um sich in das Residenzschloß am Fuße des Ehrenbreitstein zu begeben, wo ihm ein gleich festlicher Empfang bereitet war. Während an den folgenden Tagen Audienzen, Anreden, Handkuß und ein großes vom Magistrat veranstaltetes kirchliches Dankfest in der Liebfrauenkirche folgten, bei welchem der Weihbischof von Hontheim celebrirte und der Jesuitenpater Wagner die Festpredigt zu so allgemeinem Wohlgefallen hielt, daß der Magistrat ihm dafür eine Pistole zum Geschenk machte, während endlich ein glänzender Aufzug des Gymnasiums (Rhein. Antiqu. II, 2, 455) mit symbolischen Darstellungen die Festlichkeiten schloß, langte auch die im Consistorium vom 14. März erfolgte päbstliche Bestätigung mit dem Pallium an [1]), und es begann

[1]) Für diejenigen, welche dergleichen Angaben interessiren, notire ich aus den vorliegenden amtlichen Papieren, daß die Ausfertigung des päbstl. Confirmationsinstruments 10,646 scudi 70 baiocchi kostete; dazu kamen Bulle, Briefe, Estafetten, Siegel, Trinkgelder für die Diener der Cardinäle, die Tambours, Musikbanden &c. zusammen mit dem Vorigen 11,364 scudi 75 baiocchi oder fast 28,412 Gulden. Die Zahlung vermittelten die Brüder Bethmann in Frankfurt.

nun die angestrengte von Wohlwollen, Bildung und Einsicht getragene, das materielle wie das geistige Wohl der Unterthanen umfassende Thätigkeit des neuen Landesherrn, deren Folgen man bald wie im ganzen Erzstift, so ganz vorzugsweise in Coblenz fühlte. Ich hebe zunächst wieder die localen Verhältnisse und die darin eintretenden Aenderungen und Verbesserungen hervor.

---

2. Locale Verhältnisse der Stadt.

a. Plätze und Straßen.

Der Kurfürst drang vor Allem darauf, daß die Plätze und Straßen der Stadt erweitert und in gehörigen Stand gesetzt würden, und wenn er auch nicht Alles, was er anregte, durchsetzen konnte, indem er den mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten, die ihm entgegengehalten wurden, Rechnung tragen mußte, so hat er doch zum Nutzen und zur Verschönerung der Stadt unendlich Vieles beigetragen. Er verlangte schon im Juni 1768 eine Anzeige des Magistrats, ob nicht die leeren Bauplätze dem Werthe nach in drei Klassen zu theilen, zu taxiren und demnach den Bürgern zur Verbauung zu überlassen seien. Als die zu Handel und Nahrung am besten gelegenen Plätze betrachtete man die den Jesuiten gehörigen und die Heddesdorfischen Plätze an der Firmond, den Rommersdorfer Platz an der Kornpfortstraße, die Castorpfaffengasse, endlich die Nonnenplätze am alten Löhrthor. Der Jesuiten städtischer Grundbesitz reichte an seiner Nordseite damals bis zur Firmond oder Firmung; gegen Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts hatten sie an dieser Straße sechs Häuser gebaut; den noch übrigen freien

Gartenraum zu bebauen oder bebauen zu lassen, trug der Pater Rector keine Lust; er sagte in einer Vorstellung an den Kurfürsten, „das Collegium könne nicht das erste sein, welches seine Plätze hergeben müsse, da ja die Castorpfaffengasse annoch ganz und gar unbebaut und dem Castorstift nicht so nöthig wäre, als diese Plätze dem Collegio, anbetrachtlich daß durch das Verbauen derselben ihre Kirche, welche an sich sehr dunstig wäre, dergestalten beschränkt und verdunkelt würde, daß es den Gottesdienst hindere, maßen selbe von einer Seite schon ganz bebaut wäre." Der Kurfürst aber fand diese Einwände nicht für stichhaltig und begnügte sich nicht mit Wiederholung seines Verlangens, sondern forderte von dem Magistrat auch Bericht, ob nicht vor dem Collegium bis zur Firmond ein zierlicher Platz für das Publikum zu gewinnen sei, und wie die Patres entschädigt werden könnten. Dieser Platz war aber vor hundert Jahren folgendermaßen beschaffen: dem Portale zunächst der Kirche gegenüber stand das sogenannte Hermannshaus mit Stallung und Garten, von Hermann Steffes 1600 erbaut und 1618 dem Orden geschenkt, damals von dem Amtsverwalter Flieg bewohnt; dem unteren Portale ungefähr gegenüber lagen andere Häuschen, einer Wittwe Kerns und Roth gehörig, und dicht an der Firmond war ein kleines städtisches Gebäude, „das Gürtlershaus" genannt; der übrige Raum war ungleich, mit Weinstöcken, Bäumen und Gesträuch bepflanzt, Gräben waren vom Collegium „eingehauen zur Hinstellung deren vorzeitigen Illuminationszierrathen", der Zugang zur Kirche ein schmaler Fußweg, die Façade des von Johann Hugo erbauten Gymnasialflügels mit den beiden Portalen fast nicht sichtbar. Die zur Herrichtung eines offenen Platzes nöthigen Geldsummen schienen aber den Vätern der Stadt zu bedeutend; man müsse mehr auf die Nothwendigkeit als auf die Zierde

sehen; nöthiger sei, da der Kornmarkt auf dem Entenpfuhl „entgangen sei," die Errichtung eines großen offenen Marktplatzes, und dazu müsse man, um den Boden zu acquiriren und die Hauptwache zu verlegen, sehr Beträchtliches aufbringen. Dies behielt der Kurfürst zwar auch im Auge, aber die Herstellung des Jesuitenplatzes decretirte er entschieden. Danach sollte die Stadt das Besitzthum der Jesuiten und der Wittwen ankaufen, die Gebäulichkeiten einschließlich des Gürtlershäuschens niederreißen, den Platz ebenen und pflastern und zum Abschluß nach Westen zwei neue regelmäßige Häuser, die jetzigen Hölscherschen, errichten; die Patres dagegen sollten von dem neben der Kirche stehenden Thürmchen (in welchem die Treppe zum Mannhaus führt) bis zur Firmond in gerader Linie Gebäude aufführen und den davor liegenden Theil des Platzes applaniren und paweien. Die langen Verhandlungen erhielten erst am 12. März 1773 ihren Abschluß, indem der Regierungs- und Hofrath Hack ein Uebereinkommen zwischen dem Rector P. Friederichs einerseits und einer städtischen Commission (Bürgermeister Fr. Elz, Baumeister Frett und Stadtschreiber P. Andr. Hartm. Bourmer) andererseits vermittelte, wonach die Stadt an das Collegium 4000 Gulden zahlte, das Einstampfen und Ausfüllen des Kellers, wie das Pflastern übernahm und die Bedingung einging, daß nie einiger Markt oder Handtierung zu Störung der Andacht oder der studirenden Jugend dahin verlegt werde, und daß neben der Kirche eine nie zu verbauende Einfahrt in den Garten des Collegiums bleibe Die Wittwen wurden entschädigt; die Errichtung der zwei neuen Häuser wurde dem bauerfahrenen älteren Herrn Maas übertragen, der dafür bei Ablieferung der Schlüssel 100 Thlr. als „Ergötzlichkeit" erhielt. So also wurde der Jesuitenplatz in seine jetzige Gestalt gebracht. — Der von Hebbesdorfische Garten, der westlich

4*

von der jetzigen Hofapotheke an die Firmond stieß, blieb unbebaut; die drei jetzt da stehenden Häuser sind erst vor einigen 20 Jahren errichtet. — Die Abtei Rommersdorf erklärte, die unterhalb ihres in der Florinspfaffengasse (neben dem Hofgericht oder der jetzigen Wohnung des Pfarrers von Liebfrauen) gelegenen Hofs an die Kornpfortstraße anstoßenden Plätze selbst bebauen zu wollen; aber es geschah nicht, und sie sind zum Theil noch unbebaut. — Die Erweiterung des Marktplatzes ordnete der Kurfürst, die beiläufige Aeußerung des Magistrats aufgreifend, im Februar 1770 an. Der Magistrat beschloß, den Platz hinter der Hauptwache bis zur Kirche, der dem Stift Florin gehörte, in der Art zu erwerben, daß er dem Stift „den städtischen Holzschuppen, zwischen dem Krämerbau und dem Posthaus an der Kornpfortstraße gelegen," in Tausch abtrete und den Ueberschuß des Florinsraumes mit 45 Thlr. oder selbst 100 Gulden für die Ruthe bezahle. Aber auch da gab es Verhandlungen. Erst ließ der Herr Dechant die Commissarien „wegen Leibesblödigkeit" gar nicht vor; nachher bedeutete er sie, er habe keinen Tausch, sondern möglichst theuren Verkauf vor; wiederholte Conferenzen führten endlich zu der Einigung, daß die Stadt den Raum zu 100 Gulden für die Ruthe erhielt, und daß sie außerdem ein für allemal 100 Gulden für die Ablösung eines Zinses und 50 Gulden für die Steine der abzureißenden Baulichkeiten bezahle. Die Hauptwache wurde abgebrochen und an den Plan verlegt; an das westliche Ende des Marktplatzes kam, nachdem man den lang aufgehäuften „Kummer vor der Paradeysmauer" weggeschafft, das Fischhäuschen mit der Fischwage zu stehen. Seine Excellenz und Gnaden Freiherr von Büresheim schoß der Stadt 2550 Gulden vor, damit sie das Florinsstift bezahlen konnte. — Auch der Plan sollte ein freierer Platz werden; der Hofrath Hack er-

öffnete dem Bürgermeister Kleudgen die kurfürstliche Willensmeinung, daß der Magistrat die Fleischscharren, welche der Hitze zu sehr ausgesetzt seien, an einen anderen Platz translocire, als welcher der Holzschuppen an der Kornpfortstraße besonders geeignet erscheine. Die Metzger aber widersetzten sich; ihre Scharren ständen schon 350 Jahre am Plan; sie seien damit auch ganz zufrieden und könnten aus eigenen Mitteln keine anderen erbauen, auch sei ein Theil der Bänke gegen geliehene Capitalien verschrieben, und zudem erscheine der Holzschuppen zu dunstig und dem großen Wasser exponirt. Die letzten Gründe fanden Berücksichtigung; Herr Berghoff erhielt den Schuppen gegen einen andern Bauplatz am Löhrthore und baute das an den Krämerbau anstoßende Haus. Den Metzgern aber wurde erlaubt, in ihren eigenen Häusern Fleisch zu verkaufen, und die Scharren wurden entfernt. Der mehrfach auftauchende Plan, ein eigenes großes Schlachthaus auf der Bracke statt des Viehhofs oder auf dem Paradies zu errichten, kam nicht zur Ausführung und bildet bekanntlich noch heute einen Gegenstand gemeinderäthlicher Ueberlegung. Der Planplatz aber wurde frei. — Der Baumgarten der Nonnen von S. Georgenkloster oder S. Martin erstreckte sich längs dem Platz bei dem alten Löhrthore. Auf Befehl und nach einem Bauriß der kurf. Regierung wurde im August 1770 verharrathet, daß derselbe verbaut werden sollte, und bis 1778 wurden daselbst sechs an das Kloster sich anschließende Häuser errichtet. — Die Castorpfaffengasse endlich, die, wie der Kurfürst selbst öfter wahrgenommen und empfunden hatte, unfahrbar und durch Löcher entstellt war, sollte nicht nur mit dauerhaftem Pawei versehen, sondern da sie an einigen Stellen nur 19½ Fuß breit, an anderen noch schmäler und gekrümmt war, auf 34 bis 36 Fuß Breite gebracht und vom Saftiger Hof bis zum

Castorplatz bebaut werden. Der Hofrath Hack wurde der Magistratscommission beigegeben und ein vom Kurfürsten genehmigter Bauplan vorgelegt; der kurf. Baucommissar sollte, wenn der verkäuferische Theil d. i. die Castorstiftsherrn den Bogen zu hoch spannten, einen billigen Ansatz vermitteln. Es ergaben sich ähnliche Verhältnisse, wie sie in neuester Zeit an der entgegengesetzten Ecke zur Rheinstraße zu geregelt wurden und zum schönen Ausbau des Hergt'schen Hauses geführt haben. Damals (1770) sollte das hervorstehende Kirschbaumsche Haus sechzehn Fuß weit abgebrochen und zugebaut, längs der Stiftsdechanei durch „den alten Tempel" und an dem Schweikertschen Stiftshaus rechter Hand vorbei die Straße in gerader Linie gezogen werden. Die städtische Commission machte geltend, daß der sogenannte „lutherische Kirchhof" (der mochte wohl aus der Zeit der schwedischen Besatzung im dreißigjährigen Krieg datiren) bis auf Gegenbeweis als städtischer Boden anzusehen, daß das Gäßchen zwischen der Schule und Schweikarts Haus an das Stift abzutreten, bei dem Ankauf in Abzug zu bringen und nur der Rest des zu erwerbenden Grund und Bodens von der Stadt zu bezahlen sei; außerdem wollte die Commission die Vorfrage entschieden wissen, ob nur geistliche oder auch weltliche Häuser gebaut werden sollten. Die Sache zog sich ohne Entscheidung hin, dem Kurfürsten gelang nur, daß die Straße gebessert wurde. Die winkligen Gebäude wurden erst 1802 abgebrochen, und noch bei der preußischen Besitznahme standen zwischen den ehemals den Stiftsherrn gehörigen Wein- und Gemüsegärten nur wenige vereinzelte Häuser. — Andere Plätze blieben frei, wurden aber ihrer bisherigen Bestimmung entzogen. Das traf besonders den an der Liebfrauenkirche liegenden Kirchhof. Schon im Mai 1771 hatte der Magistrat in Folge eines kurf. Rescripts die Ver-

legung des Kirchhofs in Aussicht genommen; erst war der Platz bei der Michaelskapelle auf der Schanze in Betracht gezogen worden, sechs Jahre darauf kam die Sache zum Abschluß. Clemens Wenzeslaus, der später überall die Beisetzung der Leichen nicht nur in den Kirchen, sondern in der Stadt überhaupt verbot, beauftragte den Baumeister Major Seiz und den Commissar Görgendill, dem Magistrat anzuzeigen, daß der Kirchhof rechts des Schlagbaums vor der Löhrpforte auf die Glacis verlegt werden solle.[1]) Der Wall wurde „verschliffen", die Stelle mit Palissaden und einer Mauer eingefriedigt, besondere Plätze für ungetaufte Kinder und Leute unbekannter Religion abgesteckt, das Missionskreuz vom Paradeplatz und das Kreuz vom Liebfrauenhof dorthin versetzt und ein Portälchen über dem Eingang ausgeführt. Vom 1. October 1777 an durften Leichen nur hierhin bestattet werden; die des Bürgermeisters Stauber war die erste daselbst begrabene. Der alte Kirchhof an Liebfrauen wurde geebnet und mit Kies beschüttet; ein Theil desselben war schon 1776 zu einem neuen Schulhause abgemessen worden, doch konnte der Bau erst nach mehreren Verhandlungen mit dem General von Murach, dessen Fenster im Hause Spey verdunkelt und verbaut wurden, von der Stadt ausgeführt werden. Der an der andern Seite der Kirche befindliche Oelberg wurde später abgetragen. — Man sieht leicht, daß der Magistrat für diese Umänderungen nicht unbedeutende Kosten aufzubringen hatte. Der Kurfürst muthete

[1]) Dieser Kirchhof lag hinter den westlichen Häusern des jetzigen Löhrrondels, da, wo neben der Eisenbahn der Wall sich erhebt; er wurde, als die neuen Befestigungen angelegt wurden, zum Theil überdeckt, zum Theil zu großem Anstoß des Publikums abgetragen. Der Vater des Verfassers war einer der in dem letzten Jahre (Juli 1819) dort Begrabenen.

ihm aber dies um so entschiedener zu, da seine Anordnungen nur den Vortheil und die Verschönerung der Stadt bezweckten, und er fest überzeugt war, daß die Unternehmungslust zu Bauten auch bei den Bürgern sich mehren, und die aufgewendeten Capitalien sich mit der Zeit bei der steigenden Zahl der Bewohner gut rentiren würden. Auch ließ er von der eigenen Kammer ansehnliche Summen auf mancherlei Bauten verwenden. Im Juni 1771 wurde das thurmähnliche gewölbte Rheinthor abgebrochen, ein eisernes Fahrthor mit einer Seitenthüre für Fußgänger errichtet und der Rheinstraße dadurch Licht und Luft geschafft. Links vom Eingang in die Stadt wurde einige Jahre später ein neues, bald vom Hofrath Schäfer bezogenes Cameralhaus nach einem vom Kurfürsten geänderten Risse unter Leitung des Majors Seiz fertig gestellt, während der Hofbauschreiber Rolshausen zur rechten Hand den jetzt nicht mehr bestehenden Bau eines Cameralzollhauses 1780 ausführte, in welches man das Selterser Comtoir verlegte. Die neben dem erstern Cameralhaus liegenden Brückenknechtshäuschen wurden sammt der Stadtmauer abgebrochen, der Platz bis zur Brücke gepflastert, die Rheintreppe vollendet. Gleich in den folgenden Jahren, besonders 1786 bis 89, wendete sich, wie es der Kurfürst erwartet hatte, die Privatspeculation den benachbarten Räumen zu; man baute von dem Cameralhause an bis zu dem Priesterhaus (Regierungsgebäude) hin Wohnungen, in denen auch beweibte Livréebedienten des Kurfürsten, die sich bisher nur um theures Geld einmiethen konnten, wohlfeiler unterkommen sollten. Zunächst folgte ein Haus des Brückenpersonals, dann das des Schiffers Kröll, der 1790 ein Schild zum neuen römischen König aushing, welches doch bald der Benennung zu den drei Schweizern weichen mußte, darauf das größere Haus des Zollnach-

gängers Engel 1790, das vom December 1792 an Hr. W. Beaulieu als Gasthof „zur Stadt London" benutzte, und welches jetzt zusammen mit dem vorhergehenden das Prachthotel der Belle vue bildet, endlich das des Brückenwärters Frank und des Schiffers Kierschreiber Die Rheinfronte links vom Eingang in die Stadt war eine total veränderte.

---

b. Der Residenzbau.

Alle bisher angeführten Anordnungen des Kurfürsten erscheinen jedoch nur als eine Einleitung zu viel größeren Unternehmungen. Einen viel entscheidenderen Einfluß auf die Umgestaltung der Stadt übte der Entschluß desselben, seine Residenz nach Coblenz zu verlegen.

Die Kürfürsten von Trier hatten seit Philipp Christoph von Soetern (1623 bis 1652) in der von demselben erbauten Philippsburg am Fuße des Ehrenbreitstein residirt. Dieselbe existirt nicht mehr; sie lag mit ihren zwei verbundenen Flügeln, ihrer stattlichen Fronte von 37 Fenstern, ihren vier Eckthürmen und ihrer theilweise in den Felsen eingehauenen Capelle unterhalb des noch bestehenden von Franz Georg von Schönborn erbauten Dicasterialbaues, des Pagenhauses am jetzigen Festungsweg und des abgebrochenen dreistöckigen Neuenbaues unmittelbar am Felsen an. Der Verkehr mit dem kurf. Hofe war für die in Coblenz wohnenden Beamten und adeligen Herrschaften beschwerlich und zeitweilig ganz unterbrochen. Schon zu Franz Georgs Zeiten war deshalb an eine Verlegung der Residenz auf die linke Rheinseite gedacht worden. Clemens Wenzeslaus hatte von Anfang an kein rechtes Gefallen an diesem Schlosse gehabt. Die Baufälligkeit desselben und die Gefahr, welche die mehrmals von der Höhe sich loslösenden

und herabstürzenden Felsstücke brachten, wurden Veranlassung, daß er im October 1777 seinen Entschluß kund gab, ein neues Residenzschloß in Coblenz zu bauen, und daß er bis zu dessen Ausführung den bisherigen Dicasterialbau und die Sommerschlösser in Schönbornsluft und Kärlich bezog, nachdem er für die Sitzungen der Behörden das Haus des Hofkammerraths Coenen an der Hofstraße gemiethet hatte. Man kann sich denken, welche Freude dies bei den Coblenzern erregte, und wie Bürger und Adel wetteiferten, ihren Dank auszusprechen, während die Ehrenbreitsteiner, den ihnen drohenden Nachtheil erkennend, klagten, daß ihr Thal nun ein wahres Jammerthal werde. Die Baurisse, welche der Kurfürst persönlich sehr sorgfältig prüfte, entwarf ein Franzose Dinar; ein anderer Pariser Baumeister Peyre besserte und vervollständigte sie nachher namentlich in der Anlage der Nebengebäude. Und als nun an der vom Kurfürsten ausgesuchten Stelle, in den bisherigen Feldgärten und Weinpflanzungen des Districts „im Kalkofen" die Fundamente gelegt waren, begann alsbald das lebhafteste Treiben; Schiffe mit den großen Hausteinen kamen von Trier; ein besonderer Krahnen förderte die Lasten ans Land, Ponten mit Mauersteinen, Sand und Kalk langten von allen Seiten an: Eichenstämme und Klötze wurden von Halsenbach, von der Boppardser Kellnerei, aus dem Forst Faulenborn, Hermeskeil u. a. m. geholt; der Holzhändler Faziola schickte aus Mainz große Sendungen von Borden und Dielen in das Baumagazin, andere lieferten Leyen, Sparren und Gerüstholz; das Schreinerholz und die Metzer Borde wurden in besonderen Schuppen, große Vorräth von Nägeln, Klammern, Eisenmaterialien aller Art in der Bauschreiberei verwahrt; Schmieden, Sägereien, Wagnereien, Schlosser-, Zimmer- und Schreinerwerkstätten wurden eingerichtet; Pumpen und hölzerne Rinnen schafften das

nöthige Wasser herbei; der lauteste Arbeitslärm herrschte an dem früher so stillen Ort. Erst führte der Conferenzminister Chr. Ph. W. von Hohenfeld und der Kanzler de la Roche die Oberleitung, und Ingenieur-Hauptmann Trosson war unter ihnen Bauinspector; erst als diese 1781 entlassen waren, bewirkte die energischere Thätigkeit des Kammerdirectors von Hamme[1]) unter dem Minister Ferd. Freiherrn von Duminique einen rascheren Fortgang. Außerdem erwarben sich um die Vollendung des Baues und seine Einrichtung der Reisemarschall Jos. H. Freiherr von Thünnefeld, der Hofkammerrath Westermann, der Cameralbaumeister Joh. Andr. Gaertner, der Hofbrunnenmeister Kirn, der Bauschreiber Rolshausen und der Werkmeister Wirth besonderes Verdienst. Es arbeiteten allmählich gegen 800 Menschen an dem großen Werke, und der Bauherr hörte nicht auf, die Arbeiter zu ermuntern und zu belohnen, sowie seine hohen Verwandten und benachbarte Fürsten, die ihn besuchten, zur Besichtigung hin zu führen. Die Landstände schossen allmählich über 600,000 Gulden zu; alles Uebrige bestritt Clemens W. selbst. Und so stieg der schöne Bau mit seinen colossalen Säulen, seinen Prachttreppen uud Balkonen, seinen großen und seinen wohnlichen Räumlichkeiten, den trefflichen Oeconomiegelassen und der schönen Hofkirche zwischen den gewaltigen, bis in das dritte Stockwerk selbst von Pferdefuhren zu benutzenden Gerüsten empor, worüber der Rhein. Antiquarius I, 1, 682 ff. den trefflichen

[1]) Er wurde am 25. Novbr. 1782 von seinen anderen Beschäftigungen entbunden, behielt aber mit dem Prädicat eines Staatsraths und 1000 Thlr. Gehalt die Leitung des Residenzbaues, nach dessen Vollendung er ein angemessenes Präsent (eine Tabatière mit 3000 Gulden) und eine lebenslängliche Pension von 800 Gulden bekommen sollte.

näheren Bericht des Freiherrn Ludwig Jos. Wilh. von Boos mittheilt. — Wie der Außenbau seiner Vollendung mehr und mehr entgegenging, sorgte der Kurfürst auch für die innere Einrichtung und Ausstattung. Was die Zeit von kostbarem in- und ausländischem Holzwerk, von Seidenstoffen und anderen Zeugen, von Marmor-, Metall- und Stukaturarbeiten, von Tapeten, Spiegeln, Uhren, Glockenspielen und reichem Kunstschmuck kannte, das fand seine angemessene Verwendung. Was Brauchbares, Werthvolles und Liebgewordenes im Ehrenbreitsteiner Schloß oder Dicasterialbau sich vorfand, wurde allmählich, wie die Inventarien zeigen, nach Coblenz oder Schönbornslust herübergeschafft, das Meiste aber wurde neu theils von fernher verschrieben, theils hier angefertigt. Zeichnete sich die Oeconomieeinrichtung durch praktische Vertheilung und Möblirung der einzelnen Räumlichkeiten, der Officiantenstuben, der Absteige- und Speisezimmer, der Küchenschreiberei, Buttelei, Conditorei, Küche, Backkammer, Bratküche, der Magazine, Fleischgewölbe, Waschhöfe, der Kapaunenstopferei, Sattlerei, Silberkammer ꝛc. aus, so waren die großen und kleinen Festsäle und Appartements des Kurfürsten, seiner Schwester, ihrer unmittelbaren Umgebung, der Beamten und zahlreichen Dienerschaft mit außerordentlich geschickter Raumbenutzung geordnet und je nach ihrer Bestimmung mehr oder weniger splendid und prächtig, alle aber bis in das Kleinste mit dem, was Bedürfniß, Bequemlichkeit, Liebhaberei oder fürstlicher Glanz und Luxus erforderte, ausgestattet. Dabei hatte der Reisemarschall v. Thünnefeld ganz besonders eine ausgezeichnete Thätigkeit entwickelt, und unter seiner Leitung boten der Haushofmeister Masso, der Möbelverwalter Coudray, der Tapezierer Hoffmann und eine große Zahl der geschicktesten fremden, wie einheimischen Künstler und Handwerker alle ihre Kunst auf. Erwähne ich

nur vorübergehend den bekannten Gardensaal mit seiner kostbaren Ausstattung und dem schönen Käfig des Lieblingscacadu, ebenso den großen Festsaal mit der verzierten Musikestrade, den reich drapirten Gallerien, der rothtaffenen Fenstervorhängen, den verschiedenen Fußteppichen, Fächerstühlen und mit Scharlach bezogenen Bänken, sowie der großen Zahl silberner Wandleuchter und großer wie kleiner Lustres und Spiegel, und führe lieber von einigen kurf. Appartements und ihrem Kunstschmuck einiges Genauere an. Durch zwei Antichambres gelangte man in den Audienzsaal, an dessen Rückwand der carmoisinfarbige, in vergoldeter Kuppel und zwei weißen Federbüschen schließende Baldachin sich über dem rothsammtenen, goldbortirten Audienzsessel erhob; an den Wänden standen die mit gleichem Stoff überzogenen acht Canapees, die 12 Fuß hohen Pfeilerspiegel, die mit weißem Marmor geplätteten Consols, die Vasen, Figuren, Gruppen von sächsischem Porzellan, z. B. die Jahreszeiten, die Künste, Europa von Zeus entführt, Silen auf dem Esel reitend u. a. m.; die Tapeten waren von großen Gemälden (Scipio, Augustus, Antonius, Belisar von David in Paris) fast ganz verdeckt, der Plafond war in Fresko von Januarius Zick gemalt, wie die Göttin der Gerechtigkeit den Tugendgenien die Bestrafung der Laster befiehlt. Das Conferenzzimmer war besonders mit Portraits von sächsischen, bayrischen, toskanischen und französischen Fürsten und Prinzessinnen ausgeschmückt; das Paradeschlafzimmer mit blauen, weißgestickten Atlastapeten mit gleichfarbigen Lehnstühlen, Sesseln und Ofenschirmen war durch eine große, blauatlassene Draperie von dem Alkoven getrennt, in dem das viersäulige Bettgestell mit seinen seidenen Kissen und den in gewölbter Kuppel endenden Vorhängen stand. Das bayrische Cabinet hatte seinen Namen daher, daß die verwittwete Kurfürstin von Bayern selbst es mit eigens gefertigter

weißgrundiger und feingestickter Tapete und gleichen Ueberzügen für Stühle und Canapees versehen hatte. Das mit Arabesken ausgemalte Speisezimmer schmückten in hohen Nischen aufgestellte Statuen, das Caffeezimmer dagegen 35 verschiedenartige Gemälde des aus Weimar stammenden, zu seiner Zeit berühmten königlich polnischen und kurf. sächsischen Hofmalers Dietrich oder Dietericy. Kurz man sieht aus diesen wenigen Anführungen, die leicht bei Beschreibung des Arbeitscabinets, der Zimmerkapelle, der gewöhnlichen Schlafstube rc. vermehrt werden könnten, wie bei der Ausschmückung dieser fürstlichen Gemächer fast kein Zweig der Kunst unvertreten geblieben war. Es verdient dies Erwähnung, weil der Einfluß auf die Bildung und den Geschmack des Publikums nicht ausblieb. Selbstverständlich waren andere Zimmer für Unterhaltung (Billard, Lotto, Damenbrett, Doquetille rc.), für Aufnahme der Garderobe, für die Bibliothek und das Archiv bestimmt, und eine Reihe anderer Gemächer hohem Besuche vorbehalten. Die obere Etage enthielt die Appartements der Prinzessin Kunigunde und ihrer Beamten, des Obristhofmeisters Grafen Eicholb, des Secretärs Hofrathes Schmitz, des Kammerdieners Doelitsch, der Fräulein von Rauendorf, der Kammerfrau Hewald, der Mademoiselles Cerini, Turner, Meixnerin mit Kammerjungfern und Stubenmadels; außerdem waren dort Absteigequartiere für die Herrn Minister und besondere Zimmer für den geistlichen Rath Carové, den Geh. Rath Jaquemont, den Geh. Rath Mähler, so wie die geh. Trierische und Augsburgische Canzlei.

Was man damals neben anderen Einrichtungen besonders bewunderte, das war die von dem Brunnenmeister Kirn ausgeführte, sowohl das Schloß wie die Stadt mit dem besten Trinkwasser versehende Metternicher Wasserleitung. Schon Ende 1750 hatte Kurfürst Franz Georg dem Stadtrath

proponiren lassen, „zur Zierde der Stadt einen Hauptspringbrunnen auf hiesigem Paradeplatz sowohl als denen übrigen offenen Stadtplätzen aufzurichten," und den grade anwesenden hochfürstlich Würzburgischen Obristen Neumann, den Erbauer des Thäler Dicasterialbaues, zusammen mit dem Stadtschultheißen Wüst beauftragt, „den Augenschein der in den Metternicher Hecken befindlichen Wasserquellen einzunehmen." Dieselben lagen am Kümmelberg. Der Magistrat war mit Berücksichtigung des merklichen Nutzens bei entstehenden Feuersbrünsten mit unterthänigst schuldigster Danksagung darauf eingegangen. Die Absicht Neumanns war, das Wasser mit Röhren in kürzester Linie durch das Bett der Mosel in die Stadt zu leiten; er ging aber, obwohl er die Bedenken des Magistrats über die Schwierigkeit der Röhrenleitung bei hohem Wasser und bei Eisfahrten nicht theilte, doch darauf ein, daß die Röhren über das Land zum Rohrer Hof, durch die Weingärten und über die Moselbrücke gelegt würden. Die Arbeit wurde frisch angefangen, die Entfernung von der Brücke bis zu den Quellen mit der Schnur zu 12,097 Schuh abgemessen, der Fall mit der Wasserwage berechnet, die Fassung der Quelle versucht; da stieß man auf Schwierigkeiten, der Eulenleim lag zu hoch, ein Stollen stürzte ein, man bohrte, man schlug das Kreuz im Stollen und kam endlich im September 1751 so weit, daß Bürgermeister Serger an dem zu erbauenden Recipienten den neuen Stein im Beisein des Raths und vieler Bürgerschaft solenn einlegte. Nun machten die Kosten Bedenken, man ging von den eisernen Röhren ab und beschloß durch die Kannenbäcker von Höhr, Hillscheid, Grenzhausen &c. „steinerne" backen zu lassen, die Brunnencommissarien berechneten, daß es noch wohlfeiler käme, wenn sie aus dem eigenen Eulenleim, der sich zu Metternich und in der Karthäuser Kaule

fände, in einem am Petersberge angelegten Backofen Röhren bücken. So that man, und damit nichts versäumt werde, wurde der Backofen bei Einlegung der ersten Röhren von einem Franziskaner benedicirt, aber der Ofen taugte nicht. Die Röhren zersprangen; auch eine Umänderung half nicht, der zweite kostspielige Versuch mißlang, wie der erste, und zuletzt 1754 dachte man an Holzröhren. Inzwischen war in Metternich eine Brunnenstube fertig geworden und eine andere am Petersberg mit einem Ueberbau als Gartenhaus zum Verdrusse des Kurfürsten angelegt worden; [1]) vielfache Besichtigungen und kleine Festlichkeiten dabei waren veranstaltet; für Anschaffung von mancherlei Proberöhren, Steinbrüchen, Bauplätzen, Annahme neuer Minirer und Brunnenmeister, so wie für Präsente an den wiederholt zugezogenen Würzburgischen Obersten hatte die Stadt viel Geld ausgegeben, und deshalb war man schließlich im August 1754 zu der Resolution gekommen, den angefangenen Brunnenbau für das laufende Jahr liegen zu lassen. Dabei blieb es auch in den folgenden Jahren. Erst bei Gelegenheit des Residenzbaues kam die Sache wieder in Anregung. Der Kurfürst übernahm die Ausführung auf seine Kosten und beauftragte den Brunnenmeister Kirn mit der Ausführung. Eine Hauptquelle war schon 1783 neu gefaßt und gab zur unergiebigsten Zeit 72 Maß in der Minute. Die eisernen auf der Sayner Hütte gegossenen Röhren führten das Wasser unter den verschiedenen Wasserthürmen zu der Moselbrücke und über diese in die Stadt, wo das Hauptreservoir, ein marmorner Behälter, der acht Fuder faßte, in dem Pulverthurm oder, wie

[1]) Dieselbe wurde wirklich ein Wirthshaus. Noch 1783 am 11. April wird im Cobl. Intelligenzblatt angezeigt, daß die Brunnenstube am folgenden Sonntag eröffnet, und fortan wie gewöhnlich jedermann mit Rhein- und Moselwein bedient werde; im J. 1792 wurde sie versteigert.

er von jetzt ab hieß, in dem Wasserthurm angebracht wurde.[1]) Von diesem Reservoir aus war 1784 das Wasser schon in den Stall, die Küche und Waschküche des Schlosses geleitet, und bald sprudelte es auch in der Buttelei, der Silberkammer, der Schweizerei und der Kapaunenstopferei, so daß jede Minute 64 Maß in der Residenz abgegeben wurden. Da zu der ersten Quelle noch eine zweite gefaßt wurde, konnte diese und der Rest der ersten zum Besten der Stadt verwendet werden, und zwar nicht blos für Fälle der Feuersgefahr, indem man Vorrichtungen traf, um an verschiedenen Stellen Schläuche anzuschrauben und durch diese das Wasser auf die Brandstätte zu leiten, sondern auch für den Unterhalt mehrerer Brunnen an öffentlichen Plätzen. Ueber dieses große, auch heute noch so nützliche Werk freuten sich die Leute damals auch deshalb, weil dasselbe von einem Eingebornen in so gelungener Weise ausgeführt, und die Ehre der Trierer gegenüber den früheren, von einem Auswärtigen angeregten und mißlungenen Versuche gehoben war. Der Kurfürst ernannte den Brunnenmeister Kirn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ingenieurhauptmann und belohnte ihn reichlich. — In den durch Balustraden abgeschlossenen Halbrotunden oder Circulargebäuden befanden sich auch die Reitschule, die Stallungen für die zum Theil ausgesucht kostbaren Pferde und die Remisen. In diesen waren die sechs Hofschlitten, wovon einer ganz vergoldet und im Innern mit grünem Sammt, andere mit anderen Stoffen ausgeschlagen, zwei aber für die Hofmusik bei Schlittenfahrten eingerichtet waren, ferner die 27 verschiedenen Reisewagen untergebracht,

[1]) „Bedeutend und angenehm ist es zu sehen, wie das Wasser einen Thurm von beträchtlicher Höhe hinaufsteigt, sich allda in einen achtfudrigen marmornen Sarg ergießt und alsdann wieder seinen Fall bis zur Residenz nimmt." Lang, Rheinreise 1789, I, 209.

darunter ein großer und ein kleiner Brankard, ein Freisinger Bürstwagen, zum Einfahren der Pferde bestimmt, die lange Wurst, die „Hohenfelder" offene Chaise, Augsburger, Innsbrucker und polnische Wagen, die mit blauem Sammt, Seidenschnüren und Silberleisten verzierte Leibpirutsche, Courierwagen, Landauer und Lütticher Halbchaisen, Leibschwimmer, einer, „so der Beichtvater Zragelchen" heißt, und wie sie sonst genannt sind; außerdem waren 17 ordinäre Leib- und Dienstwagen da, die theils neun-, theils sechs-, theils viersitzig, in der mannichfachsten Weise ausstaffirt und wohl unterhalten wurden, endlich die drei großen Staatswagen, die nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgezogen, ihre Schwerfälligkeit, aber auch ihre Pracht mit Schwanenhalsachsen, vergoldeter Bildhauerarbeit, goldgestickten Hangriemen, Damastvorhängen, Bronzeschmuck u. s. w. den staunenden Blicken der Coblenzer Bürger zeigten. — Es schloß sich an die Halbrodunte rechter Hand die Schloßwache, an die gegenüberliegende linker Hand die Hofintendanz an, beide durch eine Gittermauer verbunden, in deren Mitte der Hauptzugang zum Schloßvorplatz beständig von zwei Grenadieren bewacht war. Vor dem Gitter wurden Rasenplätze und Bosquets inmitten der zu beiden Seiten gepflanzten Linden unter der Leitung des Hofgärtners Trifterer angelegt. — Die am nördlichen Ende des Schlosses gelegene Hofcapelle wurde am spätesten, nämlich erst im Februar 1792 (Rh. Antiqu. I, 2, 60) fertig, da auf ihre Ausschmückung mit Stukaturarbeiten und Frescogemälden sehr viel Zeit und Sorgfalt verwendet, auch kostbares Silberwerk und eine neue Orgel von 3000 Thaler Werth für dieselbe angeschafft wurden; einstweilen diente von 1783 bis 92 die Carmelitenkirche als Hofkirche. — Der Ostseite des Schlosses gegenüber im Rheine hielt im Sommer gewöhnlich die große um 40,000 Gulden neu erbaute Leibjacht des Kur-

fürsten, für deren Ueberwinterung im Wasserbehälter am Bauhof zu Ehrenbreitstein ein besonderes Obdach errichtet war. Dieses geräumige Schiff, ebenso bequem und fürstlich im Innern, wie glänzend von Außen, wurde zu kleineren wie größeren Rheinreisen benutzt, und konnte den Kurfürsten mit sammt einer zahlreichen Umgebung aufnehmen. Dann stellte sich der ganz vergoldete Neptun am Steuerruder mit seinem ausgestreckten Arm in allem Glanze dar, es wehten auf den Masten, dem Spriet und auf dem Bootchen die aus blauem und gelbem Taffet gefertigten Flaggen. Dem Verdeck gab ein graues Zelt Schatten und große Glockenlaternen bei eintretendem Dunkel Licht; durch ein Vorzimmer gelangte man in den 52 Fuß langen Saal, der durch eine bewegliche Mittelwand mit dem zweiten Zimmer verbunden oder davon getrennt werden konnte; 22 Fenster gaben dem mit blauweißem Damast tapezirten und mit entsprechenden Möbeln reich versehenen Raume Helligkeit; andere kleinere Cabinette, Dienstzimmer und Cajüten reihten sich an; in Verborgen befanden sich Bettstätten, Betstuhl und Schreibpult; der Kurfürst konnte auf dem Schiffe nicht blos übernachten, sondern auch dem Kaiser Leopold II. selbst bei dessen Erwählung in Frankfurt große fürstliche Feste veranstalten; dann durfte natürlich das „Kuchelschiff" nicht fehlen, und meistens war auch noch die kleinere Jacht mit ihrer Schaluppe zur Seite.

Noch war der Bau und besonders die innere Einrichtung des Schlosses keineswegs vollendet, als Clemens Wenzeslaus beschloß, dasselbe zu beziehen. Der Namenstag des Kurfürsten, der 23. November 1786, wurde zu der großen Festlichkeit ersehen. Dieselbe ist so getreulich und genau in dem von dem Freiherrn Ludwig von Boos verfaßten und in dem Rheinischen Antiquarius I, 1, 695 ff. abgedruckten Bericht beschrieben,

daß es genügt, auf diesen zu verweisen. Keine andere Relation, selbst die im Coblenzer oder wie es damals hieß, im „Allgemeinen Churtrierischen Intelligenzblatte auf höchste Anordnung" (Beilage zu Nr. 94 des J. 1786) enthaltene kann mit dieser Boosischen zusammengestellt werden. Die Coblenzer hatten Recht, daß sie Alles aufboten, dieses Fest zu verherrlichen; war Coblenz doch jetzt „Churfürstlich-Trierisch-Niedererzstiftische Hauptdirectorial- und Residenzstadt." Von Stadtmagistratswegen wurde, damit er „seine Devotion bei dem Festin des pompösen Residenzbezugs und nach seinen geringen Kräften einigermaßen bezeuge, auch die Bewohner ein unvergeßliches Denkmal daran haben möchten," beliebt, in den drei Reichskronen für den hohen Adel, die Dicasterien und Standespersonen am 23. November einen freien Maskenball zu geben, der von Abends 10 Uhr bis anderen Morgens frühe dauern sollte; auch wurde den Gastgebern aller Classen mit Aufhebung der Polizeiordnung gestattet, ihre Gäste desgleichen mit Maskenbällen zu unterhalten, nur sollte den Maskeraden „das Gumpeln" oder Herumschwärmen auf den Straßen unter vierundzwanzigstündiger Wachthausstrafe verboten bleiben. Vorsichtiger Weise hielt man gegen Feuersgefahr alle Löschgeräthe bereit und verstärkte die Militärpatrouillen und Polizeiwachen. Der Freiball verlief jedoch ohne alle Gefahr zu allgemeiner Befriedigung und Erheiterung der 700 Theilnehmer. Die Stadt zahlte an Herrn Conditor Caspar Mosler für gelieferte „Confecturen und Refraichissemens" 420 Gulden.

---

c. Folgen der Residenzverlegung localer Art.

Die Residenzverlegung hatte für die Stadt große locale Veränderungen zur Folge. Es mußten schon während des Baues, noch mehr nach Ausführung desselben für die kurfürst-

lichen Behörden oder die Dicasterien geeignete amtliche Gebäude eingerichtet, die nahen Theile der Stadt mit dem Schlosse in leichtere Communication gesetzt, für die Beamten, die kurf. Diener und die schnell wachsende Bevölkerung neue Bauplätze beschafft und darüber bestimmte Pläne entworfen werden. —

Da der Kurfürst es für nöthig hielt, daß er seine Behörden in der Nähe habe, wurde das Priester- und Waisenhaus, welches in den siebziger Jahren auch als Arbeitshaus für Baumwollenspinnerei, Strumpfweberei und Tuchmacherei benutzt worden war, zu deren Sitz ausersehen. Die Waisen wurden in das Pagenhaus nach Ehrenbreitstein, die Seminaristen in das Hofgericht neben S. Florin versetzt und die Zurichtung des geleerten Gebäudes für die Dicasterien nach den Angaben des Hofraths Wallmenich und den Rissen des Baumeister Zenger von dem Hofwerkmeister Wirth besorgt, und als es im Herbst 1786 auch vollständig möblirt, und das Sessionszimmer der Regierung mit dem Porträt des Kurfürsten geschmückt war, erhielten die Hofkammer, das Landrentamt, die Regierung, das Bauamt, der Justizsenat, das Hof- und das Revisionsgericht, der Hofkriegs- und Jagdrath, das Consistorium und das Archiv ihre Geschäftslocale daselbst überwiesen. Es hieß nun der „Dicasterialbau." Zur leichteren Verbindung des Schlosses und der Stadt wurde zunächst der Graben vor der Schanzenpforte mit einer „Commissarialbrücke" versehen, dann zugeworfen und ein fester, fahrbarer Weg gemacht, der sich in grader Richtung, so wie jetzt, hinzog und stadtwärts seine Verlängerung mitten über den Paradeplatz erhielt (Januar 1786), weil die Seitenstraßen an diesem Platz durch die Sand- und Steinfuhren zum Residenzbau stark zusammengefahren worden waren.

Der Baumeister Peyre und der Artilleriehauptmann von

Faber entwarfen auf Befehl des Kurfürsten, der die seinem Schlosse nahe gelegenen Plätze vorzugsweise zu Neubauten benutzt sehen wollte, die Pläne für die Neustadt, das Schloßrondel, die Schloßstraße bis zum „neuen Löhrthor“, den Clemensplatz und die Verbindungsstraßen zu den zwei letzteren hin; ja es war Anfangs selbst eine Straße vom neuen Löhrthor zum Oberwerth hin für eine künftige noch weitere Ausdehnung der Stadt projectirt. Der Kurfürst selbst bezeichnete auf den dem Magistrat mitgetheilten Rissen diejenigen Stellen, welche zuerst bebaut werden sollten, nahm die von den Baucommissarien Bourmer und Faber abgesteckten Bauplätze in Augenschein, bestimmte, daß die Hofkammer, um das städtische Aerar bei dem Ankauf und der Pflasterung der Straßen zu erleichtern, 3000 Thlr. in 6 jährlichen Raten auszahlen sollte, ließ den Fußweg von der Schanzenpfortbarrière bis vor die Residenz auf eigene Kosten mit Platten belegen und befahl die Privilegien, Vorschriften und Belohnungen bekannt zu machen, die er den Bauunternehmern bewilligt hatte. Er verordnete namentlich, daß an der Schloßstraße und an den Ecken dem Schlosse gegenüber nur Häuser von wenigstens drei Stockwerken gebaut würden, und verhieß sowohl den Adeligen, wie den Handwerkern, Chirurgen, Perückenmachern, Gastgebern u. s. w., endlich den mit Fabriken und Handel oder nützlichen Professionen sich abgebenden Protestanten beträchtliche Freiheiten.[1]) Der Baulustigen fanden sich viele; betrachten wir zunächst ihre Unternehmungen von der Gegend der Schanzenpforte an. Da,

[1]) Als eine Folge der ersten Verordnung ist es zu betrachten, daß die damals erbauten Häuser, so weit sie nicht später Umänderungen erfahren haben, das dritte Stockwerk auffallend niedrig haben, wie dies z. B. bei den Nachbarhäusern des Herrn Jul. Wegeler zu sehen ist; man wollte einerseits dem kurf. Befehl genügen, anderseits sparen.

wo jetzt der Clemensplatz ist, lag der Stadtgraben mit Ausnahme der Residenzstraßenstrecke noch tief, dahinter eine Schanze, „der Roßkopf“ genannt; diese wurde abgetragen, jener gefüllt, die schwierige Regulirung des Wasserablaufs von der Cabinetscasse des Kurfürsten mit 3000 Thlr. bestritten. Noch im Jahre 1786 brachte der Stadtschreiner Hilgert und daneben der Hofrath und landschaftliche Syndicus Pet. Ernst von Lassaulx sein Haus am Ecke der Clemensstraße gegen die Schanzenpforte unter Dach;[1]) es ist das jetzige Dietzische; gegenüber hatte der Kammerdirector Linz seinen Bau, das jetzige Postgebäude, an „der neuen Roßkopfstraße“ begonnen, denn so nannte man anfänglich die an der Nord- und Ostseite des jetzigen Clemensplatzes entstehende Straße. Weiter östlich ließ der Tabaksfabrikant Joh. Math. Drimborn durch den Maurermeister Maeckler an derselben Straße sein 182 Fuß sich erstreckendes Haus errichten (1787); den dahinter liegenden noch erhaltenen Mauerthurm verkaufte die Stadt an den Obermarschall von Boos. Die von diesem Thurm östlich zum Vogelsang gehende Mauer sollte auf höchste Anordnung zur Durchführung der Carmelitenstraße geöffnet, die von der Schanzenpforte an bis hierin liegenden sechzehn Mauerhäuschen erworben und abgebrochen werden. In die Oeffnung der Carmelitenstraße selbst fielen drei dieser Häuschen. Man kam auf den unglückseligen Einfall, den obdachlos werdenden Familien unmittelbar an dem Rheine neben dem alten Zollthurm vor den Castorstiftsgebäuden neue Wohnungen zu schaffen, und Stadtschultheiß Hommer hielt dem Magistrat darüber Vortrag. Nicht

[1]) So viel Fenster eine Hausfronte hatte, so viele Eichenstämme wurden dem Erbauer aus dem Stadtwald geliefert; von Lassaulx erhielt gemäß des im sogenannten „schwarzen Buch des Kurf. Richard“ enthaltenen Ausspruchs außerdem noch 12 Buchenstämme.

die den Anblick der Stadt entstellende Lage der mit ihrer Rückseite und mit dem Abflusse ihrer „Heimlichkeiten" dem Flusse zugekehrten Häuser dieses älteren Leuten noch wohl bekannten Geimergäßchens bewog den Stadtrath zu einem Remonstrationsversuch, sondern der Geldaufwand [1]) und das Bewußtsein, daß die Bürgerschaft, wie wir später hören werden, mit der städtischen Verwaltung unzufrieden sei; doch gab er zugleich mit der Bitte um gnädigste Verschonung von diesen Unkosten die Erklärung ab, daß er keineswegs den Vorsatz habe, sich dem Willen des Kurfürsten auch nur in einem Puncte zu widersetzen, und daß er auf ausdrucksamsten gnädigsten Befehl sich das gefallen lassen werde, was durch Gegenvorstellungen nicht abzubitten gewesen sei. Das Geimergäßchen wurde vom 9. April 1789 an gebaut. Gereichte dieses der Stadt zu großer Unzierde, so erhielt dagegen der Clemensplatz desto schöneren Schmuck. Die Ostseite schloß der vom Kurfürsten 1788 errichtete, damals einstöckige Bauhof, in der Mitte des Platzes ließ Clemens W. „seinen Nachbarn" 1791 den damals reichlich mit Metternicher Wasser gespeisten Clemensbrunnen in Form einer Sandsteinpyramide durch den Hauptmann Kirn errichten, und der Magistrat sorgte, um nächtlichen Unfug zu verhüten, für Beleuchtung. Auf der Harrat wurde verkündigt: „Da der Kurfürst geruht haben, ein unvergeßliches Denkmal kurfürstlicher Milde durch die ergiebigste Wasserpyramide in der

---

[1]) Es wurde am 26. Novbr. 1788 dem Magistrat von den Schöffen Liel und Kilian ein Kostenüberschlag vorgelegt; der Kurf. schenkte wieder 1000 Gulden dazu; nach fernerem Abzug von 1700 Thlr., welche aus dem Verkaufe der Plätze erlöst werden sollten, blieben noch 1314 Thlr. zu decken; nicht berechnet waren die für jedes Häuschen zu liefernden zwei Eichenstämme; dagegen berechnete man, daß die Stadt bereits mit 21,000 Thlr. Schulden beschwert sei.

neuen Clemensstadt mittelst höchst eigener sehr beträchtlichen Geldaufwands zum einzigen allgemein nützlichen Gebrauch der Stadtbewohner aufführen zu lassen, und der Stadtmagistrat beschlossen hat, diese Ehrensäule mit vier Stadtlaternen auf seine Kosten beleuchten zu lassen, so wird dies gesammter Bürgerschaft zu ihrer Dankverbindlichkeit bekannt gemacht und den Aeltern anbefohlen, ihre Kinder abzumahnen, daß sie durch unvernünftige Kinderpossen diesem Werk nichts Verderbliches zufügen mögen." Während die Südseite des Platzes offen blieb, erhoben sich seit Ende 1786 an der Westseite das Eckhaus des Schöffen Hürter aus Ehrenbreitstein, d. i. der jetzige Trierische Hof, das Grand'sche, jetzt Deinhard'sche Haus, und zwischen diesen Gebäuden ein anderes für „Schauspiele, Bälle und Vauxhall" auszuführen erbot sich im Herbst 1786 der Cabinets-Secretär der Prinzessin Kunigunde, Hofrath Schmitz, wenn ihm der Kurfürst ein ausschließliches Privilegium auf 50 Jahre bewilligen wolle; Muster für den Riß solle das Theater zu Spaa sein. Da der Magistrat das von der Regierung eingeforderte „punctirte Gutachten" dahin abgab, daß nach der Ausmessung des Baumeisters Laux der Bauplatz für ein Theater „von allen Gattungen" ausreichend sei, ein Privilegium des Herrn Maas in den drei Reichskronen auch nicht entgegenstehe, weil derselbe nur eine Concession habe, so erhielt Hofrath Schmitz das gewünschte Vorrecht und erbaute vom Januar 1787 an mit einem Aufwand von 44,000 Thlr. das „Comödienhaus." Am Clemenstage desselben Jahres erfolgte die Eröffnung mit der Entführung aus dem Serail. Beiläufig sei hier gleich bemerkt, daß der Kurfürst das Theater aufs freigebigste nicht blos durch Geldzuschüsse, sondern namentlich auch durch die Betheiligung seiner trefflichen Capelle unterstützte. Eine Censur- und Polizeicommission einzurichten, schlug er an-

fänglich ab; Hofrath Schmitz könne selbst beurtheilen, was der Religion, dem Staate und den guten Sitten entgegen sei; später übertrug er jedoch in Folge der Zeitereignisse die Censur dem geistlichen Rathe Pesgen und dem Hofrath von Lassaulx. Französische Schauspielergesellschaften von Nancy und Mastricht wies Hofrath Schmitz trotz der Empfehlungen des französischen Gesandten Vicomte von Vergennes ab, da sie beunruhigende Grundsätze verbreiten könnten. — Neben dem Grand'schen Hause erhoben sich bald das des Hofraths Burret (jetzt ein Theil des Landau'schen), das des Revisionsrathes von Hontheim (jetzt von Hilgers), das des Freiherrn von Thünnefeld (jetzt Adv. Anwalt Seligmann), und allmählich füllten sich die Lücken bis zum Schloßrondel, wo die Abtei Maximin durch den Baumeister Trosson ihre Eckhäuser bauen ließ (jetzt Joh. Abr. Kehrmanns Erben und Freiherr von Stolzenberg). Einzelne Häuser entstanden auch an der Nordseite des Rondels; jenseits der Südecke desselben baute der Rathsherr Franz Jos. Elz das sogenannte russische Haus (das jetzige Gouvernement), nach der Wasserthurmsmauer hin an der damaligen „Wasserstraße" errichtete Herr Strobel sein Haus, welches den ältesten Theil des jetzigen Casino bildet, desgleichen der Rathsverwandte Zimmermann. Uebergehe ich die übrigen einzelnen Neubauten und übersehe lieber das Gesammtergebniß der eingetretenen Veränderungen, so springt vor Allem in die Augen: Coblenz war eine offene und eine größere, volksreichere Stadt geworden. Vor dem Rheinthor und der dortigen Stadtmauer lag eine ganze Reihe zur Stadt gehöriger Häuser; die Mauer war an der Karmelitenstraße, an der Schanzenpforte und dem Wasserthurm durchbrochen, und wenngleich an der ersten und letzten Stelle ein Nachts geschlossenes Thor angebracht, und die in der Clemensstadt gebauten Häuser von der

Brustmauer bei der Residenz an mit Palissaden umgeben wurden, so reichte das nicht einmal zur Sicherung des Sperrgeldes hin, bildete aber keine Befestigung, so daß der Hofkriegsrath selbst beschloß, daß das über die Mauer gehende Dachwerk und die drei Thürme von der Schanzenpforte bis zum Dicasterialbau abzubrechen den Privaten gestattet werden könnte, da gegenwärtig von keiner Fortification mehr die Rede sei. Die Stadt zählte aber 1790 bereits 1052 numerirte Häuser und ungefähr 8000 Einwohner [1]), und das Sperrgeld steigerte sich z. B. an der Moselbrücke von dem früheren Betrage, der gegen 200 Thlr. ausmachte, bis auf 501 Thlr. Künftiger Ausführung blieb freilich noch Vieles vorbehalten; die älteren Bewohner wissen, daß da, wo jetzt die Schloßstraße und ihre südliche Begränzung liegt, eine Reihe von Gärten und Weinpflanzungen war, daß nördlich davon quer durch die jetzige Victoria- und Casinostraße sich noch die alten Stadtgräben zogen, hinter denen sich Schanzwerke erhoben, ein unvergeßlicher Spielplatz der Jugend in den zwei ersten Jahrzehenden unseres Jahrhunderts. Sah so der Kurfürst seine Pläne auch nur theilweise durchgeführt, als die französische Revolution ihre Armeen an den Rhein sendete, und er von seinem geliebten Sitze weichen mußte, so hatte er doch mit Freude beobachten können, welcher Eifer durch sein Beispiel geweckt, welches rege Leben

---

[1]) Die Einwohnerzahl genau anzugeben, ist mir nicht möglich; Güuther gab 1790 10,000 an; ein Memoire der Deputirten des Arrondissements von Coblenz an den Volksrepräsentanten Gillet nennt für die Stadt Coblenz im J. 3 der Republik 6163 und für die Baillage 7502 Einwohner. Das damalige Interesse der Deputirten verlangte eine möglichst niedrige Angabe, und es war die Bevölkerung nach der französischen Invasion gesunken. Das Richtige wird wohl in der Mitte liegen.

hervorgerufen war, wie die Fremden in größerer Zahl zuströmten und gern und lieber hier weilten.

---

3. Das Leben der Bewohner und ihre Beschäftigungen, besonders die Gewerbe, der Handel, das Fabrikwesen.

Das Leben der Bewohner von Coblenz blieb besonders in den ersten Jahren der neuen kurfürstlichen Herrschaft im Ganzen das nämliche wie früher. Umwandlungen darin treten selbstverständlich nicht plötzlich ein. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß nicht weniger in den kleinen Verhältnissen unserer Stadt, wie in den größeren des Kurfürstenthums während der Regierung des letzten Kurfürsten und großentheils durch ihn allmählich sich gar Manches änderte, daß das Alte nicht mehr so starr und so bequem festgehalten wurde, daß man den Blick öfter nach Außen und selbst in die Ferne wendete, daß man neben den kleinen und gewohnten Geschäften des Tags auch größere und wichtigere Beziehungen in Betracht zog, daß endlich in der wachsenden Regsamkeit und Bewegung ein neuer Geist sich kund that. Es zeigt sich das schon vor den von der französischen Revolution geübten Einwirkungen sowohl im Gebiet des materiellen Lebens, in der Arbeit und der Erholung der Bürger, in der Thätigkeit ihres Vorstands, wie ganz besonders in geistiger Beziehung.

Die bürgerlichen Beschäftigungen und die Gewerbe blühten durch Wetteifer und Verdienst. Der Residenzbau und dessen Ausschmückung im Innern wurde eine Schule für die Gewerbe; die Bedürfnisse des Hofs, des Adels, der

Beamten, der steigenden Bevölkerung blieben auch nachher eine ergiebige Nahrungsquelle. Fremde tüchtige Handwerker wurden herbeigezogen. Die Thäler Zunftgenossen zogen herüber und wurden gegen die herkömmlichen Abgaben in die Coblenzer Zünfte aufgenommen; dann bestimmte der Kurfürst, daß auch ohne Zunftaufnahme jeder Coblenzer im Thal und jeder Thäler in Coblenz Arbeit übernehmen dürfe. Es war damit eine Schranke, wenn auch eine kleine gefallen; Klagen, die sich dagegen erhoben, wurden zurückgewiesen. Die Muster zu Thür- und Fensterbeschlägen, welche von Paris bezogen wurden, ahmten die hiesigen Gürtler nach und lieferten bald gleich gute Arbeiten. Schönes Getäfel und Schnitzwerk an den Thüren, zierlich eingelegte Möbeln von verschiedenartigem Holze, im Feuer vergoldete Rosetten, feine Posamentier-, Tapezier- und Sattlerarbeiten lieferten auch die Coblenzer Handwerker in vorzüglicher Güte; und wer sich auszeichnete, dem fehlte es nicht an mancherlei Bevorzugungen. Eine ganze Zahl von Schreinern, Maurern, Schlossern, Zimmerern u. s. w. wurden unentgeltlich mit dem Bürgerrecht und der Zunftaufnahme belohnt. Den Schreinerstückarbeiter Fastnagel z. B. erklärte der Kurfürst selbst zum Meister und befahl, ihn in das Zunftbuch einzutragen, und der Minister Duminique, wie der Hofbaumeister Gärtner hoben hervor, daß er außer anderen Arbeiten zum höchsten Wohlgefallen Serenissimi namentlich eine Bettstätte meisterhaft gefertigt und seiner Wissenschaft entsprechende Hofarbeit erhalten habe, zu der er sich so viele Leute anschaffen solle, als er nöthig finde. Luxemburger Pflasterer wurden die Lehrer der bisher nicht sonderlich geschickten einheimischen So streng der Kurfürst die Aufnahme solcher Leute in die Bürgerschaft verbot, die keine Fähigkeit zu selbstständigem Broderwerb hätten, so unnachsichtlich er alle Nachtsschwärmer, Zänker und faule Tage-

diebe ferngehalen wissen wollte, so gern sah er die Niederlassung solcher Handwerker, die etwas gelernt hatten und die Ihrigen durch Fleiß und Geschicklichkeit zu ernähren im Stande waren. Die Regierung suchte sich, den Absichten des Kurfürsten entsprechend, in genauer Kenntniß über die Verhältnisse der Zünfte zu erhalten, wie viele Mitglieder jede hätte, ob eine Uebersetzung derselben statt fände, welche der Zünfte ein besonderes Zunfthaus hätten, Activcapitalien besäßen oder mit Schulden beladen wären, und wie etwaigen Uebelständen abgeholfen werden könnte. Doch versäumte sie auch nicht, das Publikum gegenüber der Gewinnsucht der Handwerker und Gewerbtreibenden zu schützen, besonders aller derer, die für die tägliche Nahrung sorgten. Die Fleischtaxe mußte mit Berücksichtigung der Preise in den Nachbarstädten von Mainz an bis Bonn festgestellt, die Vorräthe an Schlachtvieh von Zeit zu Zeit gezählt werden; ebenso wurde in der Fastenzeit die Zahl der vorräthigen trockenen und grünen Fische festgestellt.[1]) Der Tarif für den Brodpreis und das Gewicht der Wecke wurde controlirt, und Lieferanten, welche Fälschungen versuchten, z. B. Bohnenmehl in das Soldatenbrod mischten, wurden für immer ausgeschlossen. Die Wirthe in den Gasthöfen hatten für drei Classen der Mahlzeiten zu sorgen; die erste Classe von sechs Speisen kostete 18, die zweite von fünf Speisen 12, die dritte von drei Speisen 8 Albus; ebenso wurden die Zimmer taxirt.

Bedeutende Förderung wurde dem Handel und Verkehr zu Theil. Der seiner Zeit vorausgreifende, 1769 an den Magistrat erlassene Befehl des Kurfürsten, zu überlegen, wie hier freier Handel einzuführen sei, und „wie es die-

[1]) Am Charfreitag 1777 fand man, daß 50 Stück und 600 Pfund Salmen an Fremde verführt und doch noch so viele in Vorrath waren, daß das Pfund zu 3 Albus oder auch nur zu 1 Batzen verkauft werden konnte.

fertwegen mit den Innungen zu halten sei", führte zu Verhandlungen mit der Krämergesellschaft, die Clemens W. im ganzen Erzstift aufzuheben vorschlug, so wie mit Deputirten der einzelnen Zünfte. Diese sprachen sich für die Freiheit aus; die Wollenweber wollten nicht beengt sein durch die Krämer, die Schuster ihr Leder kaufen können, wo es ihnen beliebte, und ähnlich äußerten sich die anderen; aber bald traten der Schwierigkeiten so viele zu Tage, daß es beim Alten verblieb Die Anregung zur Ueberlegung der bestehenden Verhältnisse, der Gedanke an die Möglichkeit einer Aenderung war schließlich die einzige, aber nicht zu unterschätzende Folge der Verhandlung. Von unzweifelhaftem Vortheil für den Handel des Landes und besonders der Stadt war es, daß die der Schiffahrt hinderlichen und gefährlichen Felsen im Rheinbett bei Wallersheim (1785) und zwischen Ober- und Oster-Spay (1788) gesprengt wurden, und daß zu gemeinsamer Berathung der Rheinhandelsangelegenheiten Deputirte [1]) der vier rheinischen Kurfürsten am 19. Januar 1774 als eine Art Zollcongreß zu Coblenz zusammentraten. Der damals abwesende Kurfürst gab dem Statthalter von Kesselstadt die Weisung, den Herrn Commissarien, die auf Befehl des Cölner Kurfürsten zur Fastnacht mit einer Jacht nach Bonn abgeholt und festlich bewirthet wurden, auch eine und die andere Veränderung zu bereiten, wohl wissend, daß bei solchen Gelegenheiten die entgegenstehenden Meinungen sich am leichtesten ausglichen. — Auch für die Herrichtung und Erhaltung der Landstraßen von der Stadt aus sowohl vor der Moselbrücke, wie vor dem Löhr-

[1]) Von Mainz der Geh. Rath von Strauß und Hofr. v. Schmitz; von Cöln der Geh. R. Feußer und Hofr. Breuning; von der Pfalz Geh. R. Goerger und Hofkammerrath Maubisson; von Trier Geh. R. Haacke und Landrentmeister Speicher.

thor wurde eifrig gesorgt, wenn gleich die Wegebaucommission, besonders die Wegebereiter ihre Schuldigkeit nicht immer gewissenhaft thaten, so daß der Geh. Rath Fritsch ein Gutachten abgab, man solle mit der Straßenarbeit langsamer vorangehen und bessere Aufsicht führen, denn wo man hinkäme, fände man Leute, die Steine brächen, Brücken und Canäle bauten, aber es würde mehr Steinbrecherlohn bezahlt, als Steine gebrochen, Brücken fielen zusammen, ohne daß darüber gefahren wäre, und manches Stück müsse doppelt gemacht werden, nebstdem würden durch die allzu guten Wege die Güter und das Commercium von den Wasserströmen abgezogen, die landesherrlichen Zollintraden geschmälert, die an und auf den Strömen lebenden Wirthe, Halfter und Schiffleute zu Grunde gerichtet, und es sei zweifelhaft, ob durch die Landzölle so viel ersetzt werde, als die drei rheinischen und der Cochemer Zoll verlören. Der Kurfürst aber ließ durch diese letzteren, einer beschränkten Einsicht entsprungenen Bedenken sich nicht irre machen und hielt den Stadtrath durch geschärfte Regierungsbefehle an, daß er wenigstens vorschußweise die nöthigen Summen für die Herstellung der Landstraße zahle. Die benachbarten Dörfer mußten Arbeitskräfte stellen, die Neuendörfer Nußbäume an der Cölner Straße anpflanzen. — Auch für den bequemeren Verkehr mit dem Bade B e r t r i c h von Coblenz aus wurde Fürsorge getroffen. Es waren daselbst nach dem Plane des Baumeisters le Blanc 1786 ein neues Badegebäude und ein Wirthshaus auf Kosten des Aerars errichtet und schöne Alleen angepflanzt worden, und nachdem der Kurfürst im Sommer 1787 Alles in Augenschein genommen und zu weiteren Bauten ermuntert hatte, wurde angeordnet, daß außer dem gewöhnlichen Cochemer Marktschiff während der Kurzeit noch ein zweites Schiff

zweimal wöchentlich Badegäste von Coblenz nach Cochem und zurück billig befördern solle. [1])

Nicht ohne merklichen Einfluß auf größere Rührigkeit und Unternehmungslust im Handel und Fabrikwesen blieb ferner das Duldungsedict des Kurfürsten vom J. 1783; denn indem er einerseits erklärte, „daß durch die Entfernung alles Scheines des Verfolgungsgeistes unsere h. Religion verehrungswürdiger gemacht werde," wollte er anderseits durch Niederlassung reicher Handelsleute und Fabrikanten das inländische Commercium befördern, den müßigen Bettler beschäftigen und fremden Reichthum in das Vaterland bringen. Es war damals ein sehr auffallendes Ereigniß, daß ein katholischer geistlicher Fürst ähnliche Duldung übte, wie sie der in so vielen anderen Beziehungen ganz anders wie Clemens W. gesinnte Kaiser Joseph II. in seinen österreichischen Staaten 1781 proclamirt hatte. Schlözers Anzeigen meldeten noch 1783 als etwas Außerordentliches, „ein Protestant, Namens Bucking (soll heißen Böcking) aus Trarbach habe die Erlaubniß erhalten, sich in Coblenz mit Privatausübung seiner Religion niederzulassen." Im Sommer 1786 bat Justus Heinr. Kehrmann aus Bremen, verheirathet zu Leipzig, der Großvater der noch hier lebenden angesehenen Familie, die kurf. Regierung, hier Handel treiben zu dürfen. Es wurde ihm die Niederlassung gestattet; er durfte wie Böcking eine den Bürgern ähnliche Freiheit genießen, obwohl ihm vorläufig das Bürgerrecht nicht

[1]) Man fuhr von Morgens 5 bis Abends 8 Uhr nach Cochem; die Person zahlte für sich 18, für ihren Schlaufkorb oder Koffer 6 Albus; von Cochem nach Bertrich fuhr man zu Lande, der Wagen kostete 1 Thlr. 16 Albus, oder wenn Mehrere sich zusammenthaten, für jeden 36 Albus; der Schiffer Ley war verpflichtet, unterwegs wohlfeile Tafel zu halten.

gegeben wurde, konnte seine Kinder durch einen Geistlichen seiner Confession taufen und unterrichten, auch in Sterbfällen die Seinigen an einem seiner Religion zugethanen Orte beerdigen lassen, doch so, daß der protestantische Geistliche nicht öffentlich in geistlicher Kleidung erscheine, und daß dem katholischen Pastor die gewöhnlichen Stolgebühren entrichtet würden; auch sollte er vorher dem Magistrat sein Vermögen glaubhaft nachweisen. Da erschien denn Herr Kehrmann auf dem Stadthause vor dem damaligen Bürgermeister, Hochgerichtsscheffen Linz, in einer Hand einen mit Gold, in der anderen einen mit schweren Silbersorten wohlgefüllten Sack tragend, präsentirte außerdem valable Wechsel von 7454 Gulden und legte, nun zugelassen, alsbald den Grund zu seinem blühenden Handelsgeschäfte. Und bald folgten seinem Beispiele manche Andere. Da dieselben kein Bürgergeld zahlten und mit bürgerlichen Lasten, als Bürgerwachen, Aufzügen 2c. nicht beschwert waren, mußten sie gemäß einer Verordnung vom J. 1791 an die Stadtrente ein sogenanntes Toleranzgeld von sechs Thlrn. jährlich entrichten. Es waren indessen nicht blos vermögende, sondern auch mittellose Handelsleute, Professionisten und Künstler, die sich hier niederließen; es schien Manchem, daß ohne allgemeinen Nutzen des Landes den katholischen Bürgern die Nahrung entzogen werde; es entstand selbst die Besorgniß, daß das katholische Religionswesen nach und nach einigen Nachtheil erleiden könne. Aus diesen Gründen und Bedenken befahl Clemens W. im Sommer 1794, daß bei solchen Niederlassungen Vorsicht geübt werde, die Regierung mit den Vicariaten sich in Verbindung setze, damit nicht zum Nachtheil der katholischen Religion gehandelt, und Protestanten nicht für jene Handelszweige, Künste und Professionen auf- und angenommen würden, welche inländische

Katholiken ausreichend versähen.[1]) — Ein Zweig des Handels, dessen sich der Kurfürst zum Vortheil der Coblenzer besonders annahm, war der Steinkohlenhandel. Es setzte in der Ueberzeugung, daß die Ausbreitung dieses Handels zur Förderung des Fabrikwesens diene und Ersparniß des inländischen Holzes zur Folge habe, nicht blos 1781 Preise für diejenigen aus, welche Steinkohlenlager im Inlande entdeckten, sondern ließ auch, als das französische Ministerium sich dazu verstanden hatte, den Durchgangszoll von den Saarkohlen herabzusetzen, dies dem Publicum sofort durch den Magistrat bekannt machen (Januar 1788), traf mit eigenem nicht unbeträchtlichem Aufwand und Verlust Fürsorge für rechtzeitige Beischaffung der Kohlen und empfahl dem Stadtrath diesen Polizeigegenstand zu aufmerksamer Befolgung. Der Kaufmann Boecking, der außerdem besonders Salzhandel im Großen trieb, und mit ihm erst C. F. Doll, dann Joh. Bröckler gründeten die erste große Steinkohlenniederlage auf der Bracke zwischen dem Viehhof und der Schwanpfortenbastion. Es gab im Anfang der neunziger Jahre einige fünfzig kleinere und größere Handelshäuser, darunter etwa ein Dutzend, welche auch en gros handelten. Am meisten blüheten Wein-, Holz- und Tuchhandel, so wie

[1]) Gemischte Ehen, um dies gleich hier anzuführen, gestattete Clemens W. den Pfarrern nach kath. Vorschrift einzusegnen, und als der Magistrat bei dem ersten Falle, daß ein hier recipirter kath. Bürger, der Gastwirth Ph. Jos. Scheibel, eine Protestantin, Susanna Basson aus Solms-Rödelheim, heirathen wollte, um Verhaltungsbefehl bat, weil bisher noch kein Protestant das Bürgerrecht erlangt habe, beschied ihn die Regierung, es sei die Ehelichungserlaubniß zu ertheilen, contractlich aber voraus zu bedingen, daß die Kinder katholisch würden, die Frau das Bürgergeld erlege, für ihre Person aber das Bürgerrecht nicht erlange, sondern gleich anderen geduldeten Protestanten behandelt werde; die Kinder dagegen sollten eingeborne Bürger sein.

einige Wechselgeschäfte. Auch in dem Fabrikwesen herrschte zu Coblenz und in der Umgegend höhere Thätigkeit. Es ließ der Kurfürst das Hüttenwerk zu Sayn 1769 einrichten und hatte die Freude zu sehen, daß es einen erklecklichen Gewinn abwarf. Hüttenmeister war damals Herr van der Nill.[1]) Ebenso wurde in Ehrenbreitstein eine kurfürstl. Stahl- und Feilenfabrik errichtet, und wie, als das Priester- und Waisenhaus in ein Arbeitshaus 1774 umgewandelt war, eine Baumwollenspinnerei, Tuch- und Strumpfweberei bis 1783 hier, dann in dem Hospital daneben untergebracht war, berichtet das Trierische Intelligenzblatt. Am 14. April 1791 wurden 70 bis 80 junge Spinner und Spinnerinnen, mit den von ihnen gesponnenen Strängen Garn unter den Armen, an der Spitze ein von der Spinnmeisterin geführtes vierjähriges Mädchen, in den Conzertsaal des Schlosses geleitet, wo der Kurfürst und die Prinzessin die Arbeit betrachteten, die Einzelnen belobten und danach mit einem Geschenke von 73 Gulden entließen. In Vallendar entstand eine Porzellan- und Fayencefabrik, deren Erzeugnisse bald Anerkennung gewannen. Der Handelsmann Nebel auf dem Kornmarkt ließ 1778 ein dort fabricirtes vollständiges Tafelservice mit japanesischer Malerei in der kurf. Zahlenlotterie theuer ausspielen. Durch Herrn Quirin Jos. D'Ester, der von dem Kurfürsten die alte Burg zu Vallendar 1770 kaufte und an Stelle derselben ein neues Haus aufführen ließ, wurde eben daselbst die nachher lange berühmte Sohllederfabrik gegründet, deren Einrichtung schon 1774 die Bewunderung der Coblenzer Noblesse, des Statthalters von Kessel-

[1]) Später war besonders der Hütteninspector J. H. Jacobi und der Hofkammerrath J. Ph. Al. Carové thätig dafür. Die Hütte brachte außer einem jährl. Fixum im J. 1792 für die kurf. Casse einen Gewinn von 11,000 fl. ein.

stadt, des Kerpenschen Hauses, des Grafen Ostein, der Gräfin Metternich fand. In Coblenz selbst gab es, abgesehen von kleinen Stecknadel-, Schnallen- und Schnallherzen-, Stärke- und Nudelfabriken, besonders Tabaksfabriken, unter denen die von J. Math. Drimborn, J. Schwalbach auf der Löhrstraße, J. Christ und Leyenthal die bedeutenderen waren. Eine Uhrenfabrik richteten die Brüder Descombes aus Neufchatel ein, eine Chocoladenfabrik Carl J. Brunetti aus Aquila in der italienischen Schweiz; diesem wurde auf Empfehlung des Magistrats die Erlaubniß gegeben, das kurf. Wappen an seinem Hause aufzuhängen, da er seine Waare nicht blos nach Cöln, Bonn, Mainz und Frankfurt, sondern auch ins ganze Sachsenland absetze. Es sind das wenige einzelne Züge und Beispiele aus dem hiesigen Gewerbe-, Handels- und Fabrikleben; sie verdienen aber schon deshalb Beachtung, weil sie widerlegen, was neuere Historiker der Wahrheit entgegen behaupten: „Handel und Gewerbe konnten in dem dumpfen Geistesdruck und der trägen Unbeweglichkeit der geistlichen Kurstaaten nicht gedeihen und wurden durch die harten Abgaben gänzlich verscheucht." Die Arbeitskraft und Unternehmungslust war ohne Zweifel im Aufschwung begriffen, wenn auch das kleine Coblenz nie mit den großen alten Stapel- und Handelsplätzen Cöln und Mainz in Wettstreit treten konnte, im Gegentheil durch diese niedergehalten wurde. Betrachten wir nun aber auch wie die Arbeit, so das Vergnügen und die Erholung des Volks.

---

4. Der Bewohner Erholungen und Vergnügen.

Das beliebteste Volksvergnügen blieb das Vogelschießen; man schenkte demselben eine um so allgemeinere Theilnahme, da die hohen Herrschaften gern dabei erschienen. Gleich die

erste Einladung des Magistrats nahm der Kurfürst nicht nur an, sondern verhieß auch selbst mit zu schießen. Sofort wurden beim Schießhause im Stadtgraben Zelte und Stand für denselben zugerichtet, eine alte Mine ausgeräumt, um dort die zur Erfrischung bestimmte Limonade und „Orgate" (orgeat) kühl zu halten; der Oberjäger schoß am Abend vorher, von einigen Stadträthen freundlich bewirthet, das kurfürstliche Gewehr ein. Und als nun Clemens W. mit den andern Gästen, dem Freiherrn von Greiffenklau und den Grafen von der Leyen am 15. Mai 1768 kam und sein Gewehr abfeuerte, da brach der Jubel des Volkes los; es mußten Wachen an den Eingängen aufgestellt werden, um dem Andrange zu wehren. Der volksfreundliche Fürst schenkte der Schützengesellschaft einen noch in ihrem Besitze befindlichen silbernen, reich vergoldeten Ehrenschild zur Erinnerung.[1] Ebenso betheiligte er sich fast regelmäßig in den folgenden Jahren nicht blos selbst, sondern brachte auch seine Schwester,[2] die ebenfalls trefflich schoß, und andere grade anwesende Verwandte, den Herzog von Curland, den

[1] Derselbe stellt zwei ritterlich in Helm, Panzer und Waffenrock gekleidete Männer dar, die mit der Rechten ihre Büchsen, mit der Linken ein Wappenschild halten; über diesen ruht auf einem Kissen mit Schwert und Hirtenstab eine Krone; unter dem Wappenschild sind zwei gekrönte Löwen, zwischen denen ein getödteter Vogel liegt; unter diesen folgt die Inschrift: Clemens Wenzeslaus D. G. Archi. Ep. Trev. S. R. Imper. Gall. et Regn. Arela. Archi Canc. ac Princ. et Elect. Ep. Frising. et Ratisb. Admin. Prum. Coadj. Epât. August. Princ. Reg. Polon. et Lith. Dux Saxon etc. (folgen die anderen Titel in 4 Linien) 15. Mai 1768 trajecit et Dono hoc dedit.

[2] Auch sie machte den Schützen einen durchbrochen gearbeiteten silbernen Ehrenschild zum Geschenke, der ebenfalls sorgfältig verwahrt wird. Die Unterschrift heißt: „Marie Kunigunde, Königl. Prinzessin zu Pohlen und Lithau. Hertzogin zu Sachsen ꝛc. hat den 25. April 1770 den Vogel geschossen und dies Schild ꝛc.

Prinzen Xaver und den Hofstaat mit; war er selbst verreist, so vertrat ihn der zurückgelassene Statthalter z. B. 1773 von Kesselstadt. Natürlich war man auf die Bequemlichkeit der hohen Gäste bedacht. Schon 1769 wurde ein neues schönes Schützenhaus errichtet, doch mußte der Magistrat dem General einen Revers geben, daß dasselbe in Kriegszeiten niedergerissen werde. Statt eines Zuschusses von 100 Thlr. bewilligte der Magistrat nur 30 Thlr. zu dem Bau, gab aber der Schützenbruderschaft einen erfolgreichen Wink, sich an die kurfürstliche Kammer zu wenden. Wie die Thäler, denn auch bei diesen erschien der Kurfürst gewöhnlich auf dem Schießplatze, so machten die Coblenzer Schützen zum Wohlgefallen Serenissimi 1788 ihre Parade vor der Residenz. Den Vogel, auf dessen Brust eine eiserne Platte angenagelt war, präsentirten, bevor er „aufgestückt" wurde, der Schützenmeister und der Fähnrich dem Magistrate und ließen diesen entscheiden, ob Alles in Ordnung sei.

Am häufigsten suchte der Bürger seine Erholung und Unterhaltung bei Kegel- und Kartenspiel, die jüngere Generation auch bei Tanz, im Sommer besonders in den Gärten und Wirthsanlagen vor dem Löhrthor und der Moselbrücke, im Winter in den städtischen Estaminets und Schenken. Doch hielt der Magistrat streng darauf, daß das kurf. Rescript vom 20. April 1781 gegen alle Schwelgereien und Ausschweifungen in den Gärten befolgt, daß gemäß den älteren Anordnungen die Wirthshäuser im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr geschlossen, und „die später Betrottenen" (die beim Zapfen Betroffenen) mit Geld bestraft, die Lärmenden aber auf die Wache gebracht wurden. Die gewöhnlichen Tabagien wurden öfters visitirt, Taschenspieler und „Kisseler" (das wird wohl so viel als Keßler, Kesselflicker sein, wie man

vagabundirende Leute oft nannte) abgefangen und ausgewiesen. Bier wurde wenig getrunken, obwohl genug heimische Brauereien bestanden, und fremdes Bier, wie Lütticher, Brabantisches, Englisches, Bamberger, Baierisches ꝛc. einzuführen erlaubt war. Das Volk zog die „geringgättigen" Weine vom Niederrhein oder der Niedermosel, oder auch einen „Appeltrank" vor. Auch die wohlhabenden und gebildeten Bürger hielten besonders viel auf den Besitz eines Gartens vor dem Thore, versahen ihre Häuschen daselbst mit soliden Möbeln und den nöthigsten Geräthschaften für einen Caffee und zierten dieselben häufig selbst mit Kunstschmuck der verschiedensten Art. Bei ihren geselligen Zusammenkünften fehlte der Genuß mancher Köstlichkeit nicht, als feine einheimische, aber auch fremde süße Weine und Liqueure, Austern, Seefische und dergleichen waren. In höheren gesellschaftlichen Kreisen bestanden natürlich auch andere Unterhaltungen, besonders solche, wie sie beim Hofe beliebt waren. Davon wird weiter unten die Rede sein. Nur das sei noch bemerkt, daß bei guter Jahreszeit besonders gern Ausflüge in die schöne Umgegend gemacht wurden, wie denn z. B. Geheimer Rath von Eyß als Stadtschultheiß den Herrn Bürgermeister und die Stadträthe in den Stadtwald einlud, wo er auf anmuthiger Höhe ein Zelt hatte aufschlagen lassen, unter dem er die Herren und zugleich einen Theil der Noblesse, den Grafen und die Gräfin Metternich, den jungen Herrn von Kerpen und Frau, den Oberstallmeister von Boos, Geh. Rath v. Hohenfeld, Freiherrn von Dalberg, Statthalter von Kesselstadt u. a. m. auf das Feinste bewirthete. — Viele Verehrer hatte auch das Jagdvergnügen, zu dem jeder Bürger außer den Studenten, Soldaten, Handwerksgesellen ꝛc. in der Coblenzer Mark befugt war (Kurf. Edict vom 15. März 1776). Doch war dem Magistrat aufgegeben, die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln einhalten,

Sonn- und Feiertags nicht jagen und das Nahrungswesen nicht durch unausgesetzte Jagdausübung vernachlässigen zu lassen. Das war indessen nicht leicht; denn die Jagdlust war oft größer als der Respect vor dem Gesetz. Dem Herrn Canonicus Schaaf bei S. Florin, der Sonntags an einem schönen Augustabend sich vor dem Löhrthor ein Häschen zu schießen gedachte, war der Feldschützen-Altstamm mit vier Jungstämmen die Flinte abzunehmen gewillt; aber er widersetzte sich ernstlichst, spannte den Hahn gegen die Feldschützen, und erst der vom Löhrthor herbeieilenden Soldatenwache gelang es, ihm das Gewehr zu entreißen. Stärkeren Besuch wie früher fanden auch die Caffeehäuser und Billards; aber sie waren auch splendider wie früher, besonders im wilden Mann und in den drei Reichskronen eingerichtet. Das letztere Local war unstreitig von 1770 an, nachdem Herr Maas der Aeltere schon früher den Innenbau vollendet und den großen Saal eingerichtet hatte, die Hauptvergnügungsstätte. Hier traten zuerst italienische Operisten auf, und wenn dem Besitzer auch nicht ein ausschließliches Privileg für dieses sein Ball- und Comödienhaus gegeben wurde, so begannen doch seit dem Januar des genannten Jahres polizeilich beaufsichtigte Tanzvergnügungen, musikalische Unterhaltungen und Schauspielvorstellungen; namentlich wurde Herrn Maas gestattet, in der Carnevalszeit von drei Königen Tag bis Aschermittwoch wöchentlich einen Maskenball von 4 Uhr Nachmittags bis 12 Uhr Nachts zu halten, doch so, „daß keine schändlichen, unehrbaren und zu versteckten Larven zugelassen und das sogenannte Walzen in keinerlei Art von Tänzen zugegeben würde;" darüber mußte, es macht das heut zu Tage einen sonderbaren Eindruck, General von Murach einen der Herrn Offiziere wachen lassen. Es wurden 1774 erst zwei Englische, dann eine Stunde lang

Menuetten, dann abermal Englische u. s. w. getanzt. Maas mußte für diese Erlaubniß 100 Gulden und seit 1782 sogar 200 Thlr. an das Armenhaus zahlen. Trotz aller Aufsicht kamen indessen mancherlei Ungehörigkeiten vor; es wurde dem Kurfürsten, wie er dem Officialat zu wissen that, gemeldet, daß sogar geistliche Personen sich maskirten und eine ähnliche Rolle wie „die Trupp gemeiner Weltleute" spielten, weshalb der Offizier darauf ein besonderes wachsames Auge haben sollte; und Ende 1782 verordnete er, um die Belustigungen in den Schranken der Ehrbarkeit zu erhalten, daß mit Ausnahme der Ballabende keine Maskeraden auf den Straßen und in fremde Häuser umherziehen dürften, daß die sogenannten Gumpelbälle in den Wirthshäusern bei zehn Gulden Strafe gegen die Wirthe und Verhaftung der Theilnehmer verboten seien, daß nur die öffentlichen Bälle jeden Mittwoch bis 12 Uhr unter polizeilicher Aufsicht gestattet und den Wirthen während der Carnevalszeit außer an Sonn- und Feiertagen erlaubt sei, täglich bis 9 Uhr und Donnerstags bei Musik bis 12 Uhr Wein zu schenken. Dieses Verbot mußte schon vier Jahre darauf verschärft werden; denn es ward dem Kurfürsten berichtet, daß unter dem Vorgeben erlaubter Bälle Masken die Straßen „durchgeloffen" und unzuläßige Händel getrieben hätten; von jetzt ab mußte jede Maske der ihr aufstoßenden Patrouille ihr Ballbillet vorzeigen, oder sie wurde bis zum Morgen auf die Wache gesetzt und mit einer arbitrarischen Geldstrafe belegt. Wie stark die Tanzlust des jungen Volks war, ergibt sich schon daraus, daß es an den zahlreichen in Coblenz veranstalteten Bällen nicht genug hatte, sondern sich durch die rauheste Witterung und Winterkälte nicht abhalten ließ, zu gleichem Vergnügen in den „schönen Brunnen" (einen Theil des späteren weißen Rosses) in Ehrenbreitstein überzusetzen. Die Schiffer hielten für Damen und

Herrn an allen Balltagen vier wohl bedeckte Nachen während der Nacht bereit, und ein kurf. Kameral-Reglement setzte ein „sehr leidentliches" Fahrgeld fest. Eigene Musikanten hatte die Stadt schon 1770 angenommen; diese besorgten die Musik bei den Bällen und bei solennen Aufzügen; bei den letzteren mußten sie gleich den Tambours in blauen, weiß ausgeschlagenen Röcken auftreten.

In demselben Local bei Maas wurde in den siebziger Jahren gegen einen halben Gulden Eintrittsgeld ein- oder zweimal wöchentlich Conzerte gehalten, „was nützlich für die Musik Lernenden und eine gute Unterhaltung für junge Leute sei." Die Schaubühne bei Maas gestattete der Kurfürst außer der Advbentszeit zu öffnen, wenn eine gute Truppe sich melde," und wenn die spielenden Stücke die Moral und nicht den Schein von ärgerlichen Dingen bei sich führten," oder wie auf seinen Befehl dem Oberamtmann von Büresheim 1785 angefügt wurde, „wenn eine Auswahl guter Stücke, wie sie in Wien, Hamburg, Berlin, München und Mannheim (man sieht, die Forderungen waren nicht gering, denn die genannten Bühnen standen damals am höchsten) aufgeführt werden, vorher eingereicht und die Bürgerschaft gegen Schulden der Schauspieler gesichert werde." Im Winter 1785 erhielt der Schauspieldirector Neuhaus gegen 300 Thlr. Caution, im folgenden Jahre C. Aug. Dobler, der sich besonders beliebt machte, die Concession. Noch höher spannten sich die Forderungen, als Hofrath Schmitz sein Comödienhaus vollendet hatte, und nun von der Böhmischen Gesellschaft unter Mitwirkung der kurf. Musiker auch Mozartsche Opern gegeben wurden.[1]) Ueber diese neu eröffnete Schaubühne entspann sich selbst ein litterarischer Streit;

[1]) Vgl. p. 73.

es erschienen anonyme Briefe über dieselbe; der Verfasser, es soll Hr. Joh. Maas gewesen sein, erklärt, es sei seine Absicht, durch eine Kritik der Schauspiele und Schauspieler besseren Geschmack unter seine Landsleute zu verbreiten, aber er suchte diese an Lessings Dramaturgie erinnernde Absicht, wenn Kleines mit Großem zusammengestellt werden darf, in eigenthümlicher Art durchzuführen. Der herbe Ton und die engherzigen und ungeschickten Anforderungen, z. B. warum man nicht mit einem vaterländischen Stück, wie Otto von Wittelsbach, welches einen Coblenzer zum Verfasser habe, angefangen, riefen eine anonyme Erwiderung „Sendschreiben des Coblenzer Publicums an den Verfasser der Briefe über die neu eröffnete Schaubühne ꝛc." 1788 ins Leben. Ich gehe auf diese Streitigkeiten und auf „die gröberen Donatschnitzer, die (dem Herrn Verfasser der ersten Schrift) entwischt seien," nicht näher ein, hebe aber einen Punct, in welchem die beiden Anonymi übereinstimmen, als die damalige Stimmung und Ausdrucksweise characterisirend heraus. „Die aufgeklärte Zärtlichkeit unseres besten Fürsten, der nur ganz für uns seine Unterthanen lebt, dessen Herz nur für uns schlägt, sowie das unsrige für Ihn, ist uns Bürge dafür, daß Sein angefangenes Werk, wodurch Er uns aufklären und bessern will, gewiß nicht unvollendet bleiben, sondern uns eine stehende gereinigte Nationalschaubühne schaffen und erhalten will." Auf sein ausschließliches Privilegium hielt Hofr. Schmitz so genau, daß er selbst Protest ergehen ließ, als Abbé Vogler gegen bezahlte Billets in einigen Kirchen Conzerte gab. — Es zeigt sich bei diesen Erholungen und Vergnügen doch offenbar gegen früher ein Fortschritt; das Publikum gewann allmählich Interesse und Geschmack auch an feineren geistigen Genüssen. Ich habe vor Jahren ältere Coblenzer mit freudiger Rückerinnerung von den theatralischen Leistungen der kurf. Zeit reden hören.

---

5. Die Verwaltung der Stadt.

Auch die Thätigkeit des Magistrats wurde unter Clemens W. wenigstens theilweise und allmählich eine andere. Es sind zunächst freilich die gewohnten kleinen Geschäfte, in denen er vor wie nach die Sicherheits- und Sittenpolizei, das städtische Oeconomiewesen, die Vermittelung der Regierungsanordnungen, die Repräsentation der Stadt und die Wahl seiner Beamten besorgt, und von denen einige wenige Erwähnung finden mögen. Er verbietet die Feier des blauen Montags, verbessert die Straßenbeleuchtung durch Einführung der Hanglaternen, läßt dem General andeuten, es sei wegen der häufigen Klagen der Neuendörfer und Weißer nöthig, daß die Dohlen und Spatzen vom Militär weggeschossen würden, gestattet dem Kaufhändler Lallier statt 15 Jahren 20 Jahre Personalfreiheit, jedoch im engsten Stillschweigen, damit der Stadtrath nicht von mehr Supplicanten möge beunruhigt werden, läßt die Straße „zu den Börbern" (Marktstraße) bis an den Bacher Pütz pflastern, entwirft eine neue Ordnung und einen Tarif für die 30 bis 40 Schürger, damit die Fremden nicht übernommen werden, verharratet nach kurf. Anordnung, daß keine „ausstellenden Kaufläden" geduldet werden, daß kein Quacksalber hausiren und daß Niemand bei Zuchthausstrafe offen im Rheine oder der Mosel baden dürfe[1]); er schafft das Käseessen der Moselweißer auf der Karthause gegen eine Zahlung des Klosters von 12 Thlr. an das Dorf ab, gestattet dem Judenvorsteher Hirsch Aaron Dahl, „weil die Juden dermalen die Gedächtniß über die Verstörung Jerusalems feiern," 14 Tage Ausstand für einen

[1]) Dagegen waren 1778 unterhalb der Landbrücke Rheinbäder mit kurf. Erlaubniß bereit gemacht, große zu 18, kleine zu 12 Kreuzer; theuer genug!

Bericht über Zahl, Handel und Vermögen der Judenfamilien und erklärt, als der Hofapotheker Matth. Jac. Stephani im Thale supplicirt, seine Apotheke nach Coblenz verlegen zu dürfen, die Errichtung einer dritten Apotheke für überflüssig, fügt sich aber, als der Kurfürst demselben das Privilegium für die Adlerapotheke in den von den Jesuiten gekauften Häusern an der Firmond ertheilt und läßt ihn zusammen mit Wilh. Bender dem Jüngeren vereiden. Oder es wird der Judenmetzger Itzig Affhausen wegen seiner keckmüthigen Ausschweifungen in 6 Goldgulden Strafe genommen, und der Chirurg Mohr wegen sehr unziemlicher, alles Respects baaren Behandlung eines ihm in Wasserablaufstreitigkeiten mit dem Nachbar Grandjean zugehenden Magistratsedicts hart bedroht, bis er deprecirt und aus Langmnth mit 3 Goldgulden Strafe und Kostenersatz durchkömmt. — Das Bürgermeisteramt wird beauftragt, daß es dem 86jährigen Herrn Weihbischof von Hontheim im Gasthaus zum wilden Mann aufwarte und ihm im Namen der Stadt danke, weil er am Residenzverlegungstage das hohe Amt im Pontificalschmuck gehalten, oder daß es kurf. Durchlaucht den unterthänigsten Dank dafür ausspreche, daß von Hochderselben der Liebfrauenpfarrkirche der schöne marmorne Hauptaltar, die zwei Nebenaltäre und die Kanzel aus der verlassenen Schloßcapelle geschenkt wurden. Der Bürgermeister wohnt den Prüfungen in den Schulen männlichen und weiblichen Geschlechts bei und berichtet dem Stadtrath, daß die Kinder an der Firmond bei der Lehrerin Jungfer Leyenthals am besten bestanden haben. Besonderen Eifer zeigte der Magistrat mit sammt der Bürgerschaft dafür, daß er bei allen festlichen Gelegenheiten, welche dem Kurfürsten und hohen Gästen desselben, durchreisenden fürstlichen Personen und dem losen Zusammenhang mit Kaiser und Reich galten, oder die einen religiösen

und kirchlichen Character hatten, in möglichstem Glanze auftrete. Kehrte der Kurfürst nach einer längeren Abwesenheit zurück, da gab es nicht blos, wie es schon früher üblich war, große Galla-Vorstellungen, sondern auch kirchliche Dankfeste mit dem Ambrosianischen Lobgesange „nach einer hierzu ganz neuerlich von dem in der Tonkunst rühmlichst bekannten Hrn. Hofkapellmeister Sales mit untermischtem Choral verfertigten trefflichsten Musik," und sehr gehobene, mit Chronogrammen gezierte Beschreibungen der pompösen Festlichkeiten im gnädigst privilegirten Intelligenzblatt (Vgl. z. B. Nr. 94 des J. 1782). Passirte der Erzbischof von Cöln, so stellte man sich nach hohem Befehl auf der Moselbrücke auf und freute sich bescheiden, daß „Ihre kurf. Durchlaucht gnädigst grüßten." Als am 21. und 22. December 1780 für die verstorbene K. K. Majestät der Königin von Hungarn Maria Theresia große Trauerfeierlichkeiten in der Liebfrauenkirche angeordnet waren, an denen der Kurfürst und seine Schwester, der gesammte Adel, die Ordens- und Stiftsgeistlichkeit, die Dicasterien, das Militär und der Stadtrath Theil nehmen sollten, da hatten der „Consul" (Bürgermeister) Sabel und Stadtschreiber Bourmer schon lange vorher große Geschäfte, daß alle Anstalten in der Kirche richtig getroffen seien; sie setzten mit Zuziehung des Baumeisters Maas an das Commandantenhaus eine Stiege mit Schwellen an, daß Serenissimus und Prinzessin einen bequemen Uebergang zur Pfarrkirche hätten und von den in schwarzen Mänteln erschienenen Magistratsmitgliedern gut empfangen werden könnten. An der Trauerfeier für K. Joseph hatte der Magistrat keinen Theil, dagegen unterließ er es nicht, die Deputirten von Aachen, welche unter Führung des kurpfälzischen Geh. Raths Geyr zu Schweppenburg und begleitet von pfälz. Cuirassieren die Reichsinsignien nach Frankfurt zur Kaiserkrönung Leopolds

überbrachten, im Trierischen Hofe förmlichst zu bewillkommnen. Großer Werth wurde fortwährend auf die möglichst feierliche Begehung des Frohnleichnamsfestes, „des hohen Umgangs," gelegt; der Kurfürst, seine Schwester und wer von fürstlichen, geistlichen und weltlichen Personen katholischer Confession sich gerade bei Hofe befand, nahmen regelmäßig Theil; natürlich mußten auch der Bürgermeister und Rath in ihrem Amtsschmuck erscheinen; die Ordnung des Zuges, die Begleitung mit Pauken und Trompeten, die Hofmusik beim hohen Amt waren ein- für allemal festgesetzt; die früher übliche lateinische Dankrede, welche der Stadtschreiber nach beendetem Feste in den Stiftern und bei den Deutschherrn hielt, war dagegen als ein für die jetzigen Zeiten nicht mehr schicklicher Brauch seit dem J. 1767 in Abgang gekommen. Für die große Prozession bei dem von Pabst Pius VI. angeordneten Jubiläum im März 1776 erließ der Kurfürst an den Stadtrath die Weisung, daß der Zug aus der Liebfrauenpfarre längs der Soldatenhauptwache am Plan, rechter Hand durch die Burg nach S. Florin, durch die Castorstraße in die Castorkirche, von da die Pfaffengasse hinauf nach der Carmelitenkirche, sodann um den Paradeplatz herum wieder nach der Hauptwache und der Liebfrauenkirche gehe. Herkömmlich lud ferner der Magistrat die zwei Stifter S. Florin und S. Castor, sowie die Dominicaner und Franziskaner zu der Prozession ein, die zum ewigen Gedächtniß der bei Grenzau am 20. April 1347 erschlagenen Coblenzer Bürger am Freitag nach Ostern gehalten wurde und Morgens 7 Uhr aus der Kirche U. L. Frauen den Ausgang in die 7 Kirchen der Stadt nahm. [1])

Aber auch ernstere und wichtigere Dinge mußte der Stadt-

---

[1]) Vgl. Baldewin von A. Dominicus p. 476 ff.

rath in den Kreis seiner Beurtheilung und Thätigkeit ziehen und strenge Ordnung einhalten; dazu wurde er schon durch des Kurfürsten und seiner Regierung Verordnungen genöthigt. Erfolgten die verlangten Ausweise, Berichte und Vollziehungen nicht zu bestimmter Zeit, dann kamen „Saumsalanzeigen" (ein treffliches deutsches Wort für das jetzt übliche Exhortatorium), Vorwürfe und Drohungen; wurden dem Kurfürsten begründete Klagen der Bürger vorgetragen, so blieben Untersuchungen nicht aus, und das landesherrliche Eingreifen war zuweilen höchst unliebsamer Art. Denn so milde Clemens W. auch war, so gern er dem Magistrat auch sein Wohlwollen zeigte — er schenkte ihm z. B. zum Beweise seiner Geneigtheit sein Porträt, welches im Sommersessionszimmer des Rathhauses aufgehängt wurde —, so streng hielt er doch auf geordnete Thätigkeit. Es beliebte Sr. Excellenz, dem Herrn Oberamtmann, im November 1776 vorzutragen, daß etwelche Herrn des Magistrats denen Sessionen nicht beigewohnt! Kurfürstliche Durchlaucht wollten das abgestellt wissen; deshalb sollte der Stadtrentmeister an die nicht legitim behinderten und so beim Oberamtmann gemeldeten Mitglieder kein Präsenzgeld zahlen. Selbst wer zu spät käme, so wurde nachher verordnet, solle dieses Beneficiums zum Vortheil der Stadtrente verlustig sein. Es wird dem Magistrat ernstlichst eingebunden, fleißige Aufsicht auf die Marktordnung zu halten, daß allem Schleichhandel und Wucher namentlich bei theurer Zeit „vorgebogen" werde; dazu sollen die drei Rathsknechte — sie waren an ihrer grauen Montur mit rothen Aermelaufschlägen, ohne Halskragen kennbar — eifrig thun. Dem Armenwesen mußte anhaltende Fürsorge zugewendet, fremde Bettler unbedingt, aber auch Einheimische, wenn sie arbeitsfähig waren und nicht binnen Monatsfrist den städtischen Beamten ihren Broderwerb nachwiesen,

aus der Stadt entfernt, auch jährlich Verzeichnisse der wirklich Armen, die zu Almosen zugelassen wurden, an die Regierung eingesendet werden. Zu den Armenverpflegungsmitteln trugen die Bürger verhältnißmäßig bei, und Magistratsmitglieder nahmen außerdem die Geld- und Brodalmosen wöchentlich in Empfang; die Beträge wurden im Intelligenzblatte bekannt gemacht. Betteln blieb verboten; die Kinder der Armen besuchten die Armenschulen, und ältere arbeiteten in dem Spinn- und Arbeitshause. Die Prüfungen in diesen Schulen zu besuchen, die Einrichtungen und Arbeiten zu betrachten, verschmähten selbst der Kurfürst und die Prinzessin nicht. — Die Gemeinderechnungen sollten pünktlich geführt und jährlich der Regierung vorgelegt, eine genaue Zählung der sämmtlichen Bewohner außer den Geistlichen, Adligen, Fremden, Juden, Soldaten im Dienst, auswärtigen Handwerksgesellen, Knechten und Mägden vorgenommen werden. Im J. 1780 hatte der Magistrat in Folge der zu Zoll-Engers und zu Hontheim ausgebrochenen Brände die bisherigen Löscheinrichtungen geprüft und verbessert, die Stadt-Mainzische Feuerordnung in Vergleich gezogen, gelehrte Werke, wie Krunitz' ökonomische Encyclopädie, nachgelesen und eine vollständige Brandordnung entworfen, konnte sich aber, wie er bei dem Gesuch um kurfürstl. Genehmigung erklärte, nicht entschließen, eine so wichtige Anordnung sofort zu erlassen, damit dieselbe nicht das gewöhnliche Schicksal seiner Polizeivorschriften habe, die von den Bürgern eine Weile beobachtet, von den gefreiten Personen und der Geistlichkeit außer Acht gelassen und durch Recurse an die Landesregierung entkräftet würden. Der Kurfürst „begnehmigte" den Entwurf und erließ dann eine auf denselben gegründete allgemeine Anordnung. An diese schloß sich von Seiten der Regierung eine auf der Basis gegenseitiger

Gewährleistung begründete sehr wohlthätige Brandschaden-Versicherungs-Gesellschaft, von Seiten des Magistrats eine strengere Ordnung der Bürgerwachen und der Brunnengesellschaften an. Zwar hatte es nie an Befehlen gemangelt, daß die Bürger ihre Wachen persönlich thun, im Fall der Verhinderung dies „legal dociren," die bestimmten Rotten sich vor des Hauptmanns Haus sammeln und zur Hauptwache ziehen sollten, von wo aus einzelne Abtheilungen sich als Rhein- und Brückenthorwache rc. vertheilten, um Nachts von Stunde zu Stunde Patrouillen auszuschicken, während auch von den Thürmen aus auf etwa ausbrechendes Feuer geachtet wurde; aber es konnte der Stadtrath (August 1786) sich doch nicht verhehlen, daß er mit den fünf Bürgercompagnieen unter ihren Hauptleuten Müller, Magnino, Maas, Schaaff, Breidbach in seinen Stadtsicherheits- und Polizeiverfügungen schlecht bedient, und daß die Wache oft statt mit dienstfähigen Bürgern, mit untüchtigen Schaarwächtern bestellt sei. Das mußte also anders werden, und es wurde nun auf strenge Ordnung gehalten. Im J. 1789 wurde auch die Eintheilung der Stadt in 22 Brunnennachbarschaften fertig. Dieselben wurden nach den Häusern geordnet, unterhielten die Brunnen und mußten bei ausbrechendem Brande mit den bereit gehaltenen Löschgeräthschaften in bestimmter Ordnung helfen; bald bildete sich zwischen den Theilnehmern eine auch auf andere Verhältnisse übergehende freundnachbarliche Gesinnung aus, die sich bei kleinen Festlichkeiten und heiteren Gelagen befestigte.

Mehr oder weniger forderten auch andere für das Erzstift im Allgemeinen erlassene kurf. Anordnungen die Mitwirkung des Stadtmagistrats oder übten einen bemerkenswerthen Einfluß auf das Leben und die Sitten des Volks; so die große Wald- und Forstordnung vom 31. Juli 1786,

welche vielen Mißbräuchen ein Ende machte und für die mancherlei Frevel bestimmte Geld- oder Arbeitsstrafen festsetzte, die Trauerordnung vom 30. März 1778 und die Beschränkung des Aufwandes und der Schwelgerei bei Hochzeiten und Kindtaufen. Es ist schon erwähnt, wie der Kirchhof vor die Stadt verlegt wurde; gleichzeitig mit einem die Nachahmung dieses Beispiels anordnenden Edict untersagte der Kurfürst allen überflüssigen Aufwand, alle eitlen Mißbräuche und Ceremonien und verderbliche Verschwendung bei den Begräbnissen. Bei dem Anziehen der Sterbeglocke und bei den Leichenwachen sollte kein Wein, Bier, Brod verabreicht, nach den Begräbnissen keine Mahlzeit gehalten, das Vorhaus und Leichenzimmer nicht mit schwarzem Tuch verhängt und mit Wandlichtern beleuchtet, bei den Exequien nur der Todtenspiegel der Pfarrei gebraucht, keine Trauergerüste oder castra doloris, keine schwarze Bekleidung der Altäre, der Kanzel und der Betstühle, keine schwarzen „Flambeaux und Torcien" geduldet werden; das nichts bedeutende äußere Trauern in besonderer oft kostspieliger Kleidung wurde bei 50 Goldgulden Strafe verboten, ein einfacher Flor am Hut oder an der Haube genügten; Niemand brauchte sich bei der Einladung zum Todtenamt eines Todtenbitters zu bedienen, und dieser durfte nicht im schwarzen Mantel und mit langem Flor herumgehen; bei den Exequien selbst sollte keine Figuralmusik ausgeführt, sondern nur Schlagen der Orgel und einfacher Choralgesang gestattet sein; den Sarg sollte man nicht von kostbarem Holze mit eingelegter Arbeit und Eisenbeschlägen, sondern von einfachen Tannenbrettern verfertigen, die Leiche tragen oder fahren, aber dem Conduct nur zwei Kerzen oder Fackeln beigeben lassen; statt des Almosenvertheilens an der Thüre des Sterbehauses mußte, was der Verstorbene oder die Angehörigen dazu

bestimmt hatten, an die Armencasse ausgezahlt werden; überhaupt sollten die armen Bürgersleute ebenso wie die vermögenden bestattet, und alle Gräber in einer fortlaufenden Reihe mit einfachen Steinkreuzen bezeichnet werden, deren Nummern die Pfarrer in die Sterberegister eintrugen; alle Kosten wurden tarifmäßig geordnet. — Ebenso entschieden trat der Kurfürst der bei Kindtaufen und Hochzeiten eingerissenen Ueppigkeit entgegen. Es kam vor, daß die Taufpathen die gesammten Nachbarsfrauen im Wirthshause tractirten, daß man die Kinder mit dorthin trug und halbe Tage liegen ließ, daß dort Geschenke und Dankwein verabreicht wurden. Diese ärgerlichen Gewohnheiten sollten bei vier Goldgulden Strafe aufhören, und nur eine geringe Ergötzlichkeit im Hause des Neugebornen erlaubt sein. Vielfache Ungebührlichkeit herrschte desgleichen bei Eheversprechungen und Hochzeiten. Bei dem „Handstreich, Borgel oder Hillig“ wurde gezecht und geschwelgt; man zog zur Trauung mit Musikanten, tumultuirend und schießend über die Straßen; andere Mißbräuche bestanden in dem sogenannten Einlösen der Braut, Fangen mit Bändern, Rechtfordern, ärgerlichen Sprüchen vor und nach der Verbindung, in mehrere Tage währenden Schwärmereien, in Geschenken und Opfern. Alle diese Gebräuche wurden unter bestimmten oder arbitrarischen Strafen abgestellt, namentlich die sogenannten „Geschenkten“ oder „Gebe-Hochzeiten“ untersagt, die Seelsorger angewiesen, vor jeder Uebertretung zu warnen, für sich selbst aber auch keine Nebengeschenke außer den Stolgebühren zu verlangen, und den Magistraten, Schultheißen ꝛc. ward aufgegeben, zu berichten, wie die Verordnung gehalten werde. Die Mitwirkung bei dergleichen Angelegenheiten war für den Bürgermeister und Stadtrath im Allgemeinen leicht; dagegen gab es eine Zahl von Verhält-

nissen, die ihnen nicht nur große Schwierigkeiten bereiteten, sondern sie selbst in Conflict mit der Bürgerschaft brachten.

---

6. Mißstände bei der städtischen Verwaltung und Unruhen.

Dies war besonders bei der städtischen Vermögensverwaltung der Fall. Die Verlegenheiten, in welche der Stadtrath der Bürgerschaft gegenüber versetzt wurde, und welche sein gewohntes behagliches Schalten und Walten durch ernstliche Unruhen im J. 1788 bis 91 trübten, waren nicht alle selbst verschuldet. Es hatten trotz aller Gnaden und großartigen Unterstützungen des Kurfürsten in den letzten 15 Jahren viele außergewöhnliche Ausgaben bestritten werden müssen; man berechnete die Ankäufe und Einrichtungen auf dem Jesuitenplatze, den Schulbau bei U. L. Fr., die Waldlimitenberichtigung und Aufstellung der Waldscheine nach der neuen Forstordnung, die Wegereparaturen, die Applanirung, Pflasterung und Palissadirung in der Clemensstadt, fernere Verwendungen für Straßenbeleuchtung, für das Stadtbrauhaus, die Sacristei an der Liebfrauenkirche rc. auf mehr als 21,000 Thlr., und dazu sollten bald noch die oben erwähnten mit der Oeffnung der Carmelitenstraße zum Roßkopf und mit der Verlegung der Mauerhäuschen an den Rhein verbundenen Kosten, so wie Vorschüsse für die in der Neuendorfer Gemarkung gelegene Strecke der Cölner Chaussee kommen. Der Wald, sonst immer die Zuflucht bei der Schuldentilgung der Gemeinde, war durch die Lieferung der Baumstämme für die neuen Häuser, der Steupen für die Keller und durch starke Schläge bei wiederholter Holznoth sehr in Anspruch genommen und fast „ausgeholzt." Es mußte Geld geliehen, verzinst und in Folge davon eine

größere Zahl Steuersimpel ausgeschrieben werden. Der Hauptgrund zu dem Unmuthe der Bürger lag aber in wirklichen Mißbräuchen, in Uebelständen, welche die Väter der Stadt selbst herbeigeführt hatten. Die Bürger sahen unwillig, wie die Herrn bei aller Bedrängniß der Stadtrente es an Festlichkeiten, Recreationen und Gastereien auf Kosten der Stadt nicht fehlen ließen, wie sie durch Commissionen, Conventionen, Augenscheine sich zur Schmälerung der öffentlichen Gefälle oder auch zum Nachtheil einzelner Bürger ihre Diäten mehrten, wie sie gegen die Bürger, statt Vorstellungen und Verwarnungen eintreten zu lassen, sofort Geldstrafen aller Art zu verhängen geneigt waren, oder in anderen Fällen nach Gunst auch Nachsicht und Schonung eintreten ließen; es verletzte, wenn bei öffentlichen Verpachtungen städtischer Einkünfte, wie der verschiedenen Accisen, der Beleuchtung, des Sperrgeldes ꝛc., die Mitglieder des Magistrats selbst boten und steigerten; man tadelte, daß der Verwandten und „Angesippten" mehrere nebeneinander im Stadtrathe saßen (es kommen allerdings gleichzeitig drei Maas und vier Bender vor); man hörte, daß in den Stadtrechnungen Unordnung herrsche, daß namentlich eine große Zahl Rückstände vorhanden wären, daß die Wahlgebühren ungebührlich gestiegen seien, daß bei Stadtrathwahlen mit Stimmenwerbungen, Geldanerbietungen und schriftlichen Zusagen außerordentlicher Unfug getrieben werde, man sprach endlich erst heimlich, dann öffentlich von mancherlei Unterschleifen und Mißbräuchen, die sich bei der Waldbenutzung und den Holzdeputaten eingeschlichen, und von den Vortheilen, die sich Bürgermeister und Stadtschreiber dabei zu verschaffen wüßten. Und allerdings kam es vor, daß an den sechzehn Klaftern Buchenscheitholz, welche der Bürgermeister im jenseitigen Wald zu empfangen hatte, und die er gewöhnlich an die Kannenbäcker contractlich theuer überließ,

fast das ganze Jahr hindurch gehauen wurde. Der Stadtschreiber Hofrath Bourmer wurde überführt, daß mit Hülfe des Altstammes Collig Pfähle zu verbotener Zeit und verordnungswidrig gehauen und aus dem Walde in seinen Garten geliefert worden seien; er mußte, als statt des Magistrats eine kurf. Commission die Sache in die Hand nahm, außer der forstordnungsmäßigen Strafe die Hälfte der Kosten mit 15 Thlr. zahlen, während Collig zur andern Hälfte und zur Dienstentlassung verurtheilt, die in Beschlag genommenen Pfähle aber zum Vortheil der Stadtrente verkauft wurden. Der Herr Stadtschreiber setzte zwar eine Note auf, mit der er sich „zur Wissenschaft der Nachwelt reinigen wollte, sein Eheweib habe hinter ihm her durch Beihülfe des allzu nachsichtigen Collig den Frevel begangen," und er bedauert sein Schicksal, mit einem so „unbeigsamen" Weibe behaftet zu sein; aber das half nicht. Die Unzufriedenheit war also, wie sich dies im Verlauf der Unruhen zeigte, nicht unbegründet. Die Zünfte traten im Juni 1788 zusammen, entwarfen eine Beschwerdeschrift und ließen diese dem Kurfürsten selbst übereichen. In derselben war namentlich angegeben, die Bürgerschaft könne sich zur Zahlung der verharrateten Simpel nicht verstehen, weil die Erforderniß zum Straßenbau aus den Mitteln der Stadtrente bestritten werden könne; es fehlte außerdem nicht an Anzüglichkeit aller Art gegen den Magistrat. Dies verlautbarte in der nächsten Plenarsitzung; Consul Benedict Kopp erhielt den Auftrag, eine ausführliche Vorstellung gegen die von einigen „Ausgesetzten" der Bürgerschaft eingereichte Beschwerdeschrift über die üble Wirthschaft mit den städtischen Einkünften abzufassen, einen pünktlichen Status der sämmtlichen Activa und Passiva aus den Renteirechnungen aufzustellen, damit erhelle, daß die Stadtrente zur Bestreitung der ordinären Aus-

gaben sorgsam bewahrt sei, und daß der Auftritt der Deputirten seine Hinwendung auf die außergewöhnlichen Ausgaben nehmen müsse, endlich auch für den Magistrat Genugthuung zu fordern, daß er nicht ein Opfer der Bürgerinsolenz werde. Die Spannung stieg, und es genügte ein unbedeutender Vorfall, um die Unruhen zu offenem Ausbruch zu bringen. Der Magistratsdiener Oppermann und der Polizeiwachtmeister Korn wurden bei einer Auspfändung, die sie vornehmen sollten, von dem Wagnermeister Ackermann und dem Krämer Gängel gröblich insultirt und mit Axt und Beil bedroht. Der Magistrat verurtheilte diese zu 24 Stunden Ochsenthurm. Dagegen remonstrirten sofort bürgerliche Deputirte bei dem Regierungsdirector Geh. Rath Eschermann, es sei das nur Rache gegen den Gängel, der von den Zünften ausgesetzt sei, um die Beschwerdesache wegen der Simpel für den Straßenbau zu betreiben. Der Regierungsdirector beschied die Deputirten abschläglich, ließ aber den Stadtschreiber rufen und rieth, den Gängel einstweilen zu entlassen, um allen Schein einer Revanche zu vermeiden, zumal die Krämer und andere Zunftgenossen schon Conventikel hielten, und jeder Aufstand vermieden werden müsse. Während Bourmer zum Bürgermeister Kopp zurückkehrte, traf die Nachricht ein, daß der Auflauf schon begonnen habe. Das Volk sei bei dem Oberamtmann Freiherrn von Büresheim eingedrungen, habe gedroht, die Bürgertrommel zum allgemeinen Aufstand zu rühren, und sei nicht gewichen, bis die Entlassung Gängels zugesagt worden sei. Kopp beredete eben die Ausfertigung eines einstweiligen Entlassungsdecrets, als die aufgeregten Massen ins Verhörzimmer strömten, an ihrer Spitze die Krämer Oswald und Dietzer, der Schneidermeister Kramer und der Schiffer Litz. Das Wort führte Oswald. Vergeblich versuchte der Bürgermeister Belehrung; „sie alle verträten den

Gängel, er müsse freigelassen werden, ein allgemeiner Aufstand der Bürger sei unvermeidlich", lautete die Antwort. Da wurde die Entlassung sofort decretirt, die Gefangenen von den triumphirenden Bürgern in Freiheit gesetzt. Die Autorität des Magistrats, bisher so unwandelbar fest, schien plötzlich gebeugt. Zwar ermannten sich die Stadträthe, machten beim Kurfürsten Anzeige von dem Auftritt, forderten Genugthuung und hatten damit um so größere Eile, weil Serenissimus in Begriff stand, nach Limburg abzureisen. Aber schon am folgenden Tage kam auf Specialbefehl Sr. Kurf. Durchlaucht die Regierungsverordnung an den Magistrat, er habe in Betreff der ausgeschriebenen Simpel und ebenso mit den Strafen einzuhalten, die verschiedenen Bürgern „wegen ausstellender Läden" angesetzt worden seien. Es wurde ferner von Seiten der Regierung eine Commission ernannt, welche die Beschwerden der Bürger und die Verwaltung des Stadtvermögens prüfen sollte. Dieselbe bestand aus den Hof- und Regierungsräthen von Bacano und Radermacher und dem Actuar Sosy. Und nun kamen schwere Tage. Was am meisten zu bedauern schien, das war der vorläufige Rücktritt des um die Stadt so hochverdienten Oberamtmanns von Büresheim; er schickte ein Schreiben ein, „da die Bürgerschaft in ihren Aufläufen, ein, weiß Gott, unverdientes Mißtrauen in ihn setze, so habe er beschlossen, sich aller städtischen Angelegenheiten bis zur Beendigung der Sache zu enthalten und zur Vermeidung alles Verdachts sich auch die Privatbesuche der Herrn des Magistrats abzubitten." Erst am 28. Januar 1791 erschien er zum erstenmal wieder im Stadtrath. — Die Regierungscommission suchte sich ihres Auftrags sehr energisch zu entledigen. Als die Hauptsache untersuchte sie die Waldbewirthschaftung und führte gemäß eines von ihr beantragten Regierungsbeschlusses eine andere Waldhut ein. Die

seit drei Jahren von der Stadt gebrauchte Polizeiwache, welche die Unterschleife hatte einreißen lassen, mußte abberufen werden, und dreizehn durch die Bürgerschaft, nicht durch den Magistrat, präsentirte Förster wurden angestellt und zu den Händen der Commission im Magistrat verpflichtet; sie wählten darauf selbst aus ihrer Mitte den Jac. Arz als Altstamm. Vergeblich legte der Bürgermeister Kopp standhaften Widerspruch gegen diesen Fürgang als eine Verletzung der Magistratsverfassung und gleichsam Enthebung von der Waldverwaltung ein; vergeblich hob er hervor, daß gerade solche Ernennungen zu den Pflichten des Magistrats gehörten, der die geeigneten Bürger am besten kenne, während unter den 13 neu Gewählten einer selbst vor zwei Jahren wegen Holzdiebstahl bestraft worden sei. Die Remonstration machte um so weniger Eindruck, da die Sünden des Stadtschreibers oder seiner unbeigsamen Hausfrau inzwischen erwiesen waren, und die Untersuchung der vorangegangenen Verwaltung nach den eingeforderten Berichten und den vorliegenden Protocollen und Rechnungen neue Unordnungen an den Tag brachten. Die Mißstimmung der Bürgerschaft gegen den Holzadmodiator Scheid zeigte sich begründet; es wurde eine ganze Zahl „Contracts- und Forstordnungswidriger“ Handlungen festgestellt. Die Regierung enthob ihn seiner Stellung, verfällte ihn in alle Kosten, und setzte an seiner Statt den Bürger Nebel als Hoflieferanten ein. Beschwerden darüber, Berechnungen, daß Nebel einen Reingewinn von 1400 Thlr. habe, Verläumdungen desselben wegen angeblichen Unterschleifs folgten. Die kurf. Commission gab demselben eine öffentliche Ehrenerklärung. Eben so wenig halfen die Klagen des Magistrats über die angeblichen Excesse und den Uebermuth der neuen Förster und über Eingriffe der Commission in seine Befugnisse beim Kurfürsten, der

vielmehr schon wegen der ungeeigneten Ausdrücke, die sich der Magistrat erlaubt hatte, mit strengen Verweisen antwortete; und noch weniger Folge hatte die aus persönlicher Gereiztheit hervorgehende an die kurf. Statthalterschaft im Juni 1789 gerichtete Bitte, an Stelle des bisherigen Commissionspersonals andere Herrn aus der Mitte der Regierung zu ernennen, welche die Beschwerden heben und den Frieden zwischen der Obrigkeit und der Bürgerschaft herstellen solle. Es ist nicht zu verkennen, daß die Commission bei ihren Anordnungen für die Wald- und Holzangelegenheiten in das Administrationsrecht des Magistrats eingegriffen hatte. Aber sie glaubte, nur so reine Bahn schaffen zu können, und wurde deshalb von der Regierung und dem Kurfürsten unterstützt. Doch zeigte die Statthalterschaft noch im September 1789 dem Magistrat an, es sei nicht die höchste Willensmeinung, daß irgend eine Rechtsverletzung in der Folge vorkomme, es werde vielmehr dem Magistrate überlassen, wenn er sich in seinen Befugnissen wahrhaft gekränkt fühle, gegen die Verfügungen der Commission beschwerlich einzukommen; noch angenehmer würde es sein, wenn er gemäß längst geschehener Aufforderung Verbesserungen im Oeconomiewesen entweder selbst einführe oder der Commission vorschlage, die mit dem Entwurf eines neuen Oeconomieregulativs beschäftigt sei. Man versehe sich zu ihm, daß er zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe auf alle Art mitwirken und bedacht sein würde, das verlorene Ansehen durch kluge Einschränkung und gute Vorsorge wieder zu erhalten, und daß er diejenigen Mitglieder, die ihre Pflichten überträten, selbst zur Verantwortung ziehe oder zur Bestrafung anzeige. Hierauf ergingen eine Reihe von Regierungs-Verfügungen, welche die Ordnung allmählich herstellten. Als eine Quelle des Verfalls und der die Stadtrente drückenden Schulden wurden auch die Klosteressen und die

Königsstuhlfahrt, die häufige Berufung von Conventionen und Einsetzung von Commissionen mit Diätenansätzen erkannt; der Gebrauch, daß jedes Neujahr an die Rathsgenossen je ein Ducaten für die Klostereſſen aus der Stadtrente bezahlt würde, wurde gemäß früherer Verordnungen vom J. 1741 abgeschafft, für die Königsstuhlfahrt, bei deren letzter Feier Consul Kopp zum Schlusse einen flotten Ball veranstaltet und über 50 Thlr. aus der Stadtkasse verwendet hatte, nur die Summe von 12 Thlr. bewilligt, endlich alle Conventionen und Commissionen verboten, außer wenn Gefahr im Verzuge sei, welchen Fall der Stadtschultheiß jedesmal schriftlich zu bescheinigen habe. Die Specialeinnehmer mußten zu Beitreibung und Tilgung ihrer Rückstände angehalten, und für die Zukunft Maßregeln ergriffen werden, daß solche Nachlässigkeiten nicht einreißen könnten. Die bisherigen sechswöchentlichen Ferien für die Magistratsmitglieder wurden aufgehoben, keines derselben durfte sich bei städtischen Admodiationen betheiligen, nahe Verwandte sollten eben so wenig wie bei Gericht neben einander im Stadtrath sein, und dies bei künftigen Wahlen beachtet werden; wenn ein Mitglied z. B. aus der unteren Bank in die obere gewählt wurde, so ging jeder, der außer der gestatteten Gebühr d. h. dem Präsenzgeld etwas annahm, seines Wahlrechts verlustig, und der Gebende wurde, sofern er Stimmenmehrheit erlangt hatte, entsetzt, oder sonst zur Zahlung des vierfachen Betrags, den er verabreicht hatte, an die Armenkasse angehalten. Es wurde endlich eine eigene Commission mit dem Scheffen Martinengo an der Spitze eingesetzt, welche das Stadtarmenwesen besorgte. — Inzwischen war eine allgemeine höchste Verordnung am 17. Januar 1791 an den Magistrat ergangen, die das ganze Oeconomiewesen wirklich neu regelte, so wie eine Dienstinstruction für den Oberamtmann und für den Stadtschultheißen ent-

hielt. — Der Magistrat aber trat nun auch selbst mit bessernden Vorschlägen auf, setzte das Gehalt des zeitlichen Rentmeisters auf 2 Procent der jährlichen Revenuen, das des Stadtbaumeisters auf 70 Gulden fest, strich das Holzdeputat des Ritterbürgermeisters, der dasselbe indessen gewöhnlich den Mendicantenklöstern überwiesen hatte, und vereitelte die auf Aenderung der Magistratsverfassung gerichteten Projecte der Zünfte, die den Scheffenstuhl ganz aus dem Magistrat entfernen, die untere Bank in die obere versetzen und zum Bürgermeisteramt befähigt erklären wollten; es wurde den Zunftmeistern einfach befohlen, kein Gebot ohne Vorwissen des Zunftsrathsherrn und des Bürgermeisters zu halten, den Deputirten der Zünfte aber alles Stimmsammeln und Werben streng untersagt. So also fanden diese Reibungen zwischen Obrigkeit und Unterthanen ihren friedlichen und für beide Theile nützlichen Ausgleich; doch kann nicht verkannt werden, daß in denselben einiger Stoff zur Steigerung der Aufregung lag, die in Folge der französischen Revolution eintrat. Bevor diese dargestellt wird, müssen wir die Aufmerksamkeit noch auf die geistigen Interessen der Bewohner richten.

---

7. Die geistigen Interessen in der Stadt, und zwar zunächst das Schulwesen.

Der Kurfürst trug, wie im Vorhergehenden wiederholt erzählt ist, eifrige Sorge für das materielle Wohl der Stadt und ihrer Bewohner, mochte es nun gelten, bestehende Verhältnisse zu fördern, Ordnung und Thätigkeit zu erhalten oder Lust und Muth zu neuen Unternehmungen anzuregen. Er hatte dafür manche Erfahrung und Kenntnisse mitgebracht; die Berg-

und Hüttenwerke von Freiberg, die Porzellanfabriken von Meißen, der Handel von Leipzig hatten sein Interesse schon frühe erregt, und bei seinen späteren Reisen versäumte er in Dresden, Wien, München, Straßburg, Paris u. s. w. nicht, sich mit neuen Erfindungen, industriellen Einrichtungen, Bauwerken rc. bekannt zu machen, wie er denn z. B. im Sommer 1773 zu Augsburg die dortigen Fabriken und eine „Wasserkunst" genau betrachtete, durch welche das Lechwasser in einen dreistöckigen Thurm gehoben und von da vertheilt wurde — man denkt unwillkürlich an eine Einwirkung auf die hiesige Wasserleitung, den Wasserthurm und die Vertheilung von da aus —. Höher aber standen ihm die geistigen Bildungsinteressen seiner Unterthanen, die Fürsorge für Erziehung und Unterricht, für Hebung der Schulen, für Erweckung und Verbreitung der Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, für Erhaltung und Mehrung wahrer Frömmigkeit und Religiosität. Für diese wichtigsten Lebensangelegenheiten wirkte er nicht nur persönlich während seiner ganzen Regierungszeit in unablässigem Eifer, sondern nahm dafür auch die Thätigkeit des Ministers und der Regierung, wie der Gemeindevorstände vorzugsweise in Anspruch. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte er die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten und Unterthanen auf die Nothwendigkeit einer guten Kinderzucht hingelenkt und noch gegen Ende seiner Herrschaft (November 1793) ließ er, da es ihm am Herzen liege, daß die Jugend sittlich gebessert werde und durch gründlichen Unterricht solide Kenntnisse in der Religion und in nützlichen Wissenschaften erhalte, vom Magistrat Bericht einfordern, ob und wie man mit den lateinischen Schulen, mit dem Fortgang der Jugend, der Lehrart und Sittlichkeit zufrieden sei, und was man etwa verändert wünsche. Daß der Magistrat, dem Sinne des Landesherrn entsprechend, für Besserung

der alten und Anlage neuer Schulgebäude, ebenso für Aufrechthaltung einer guten Disciplin thätig war, ist schon gesagt, und es soll hier nur in letzter Beziehung nachgeholt werden, daß der Kurfürst durch den Oberamtmann dem Magistrat wiederholt mittheilen ließ, es sollten die Aeltern arbitrarisch bestraft werden, die ihre Kinder nicht von der Straße abhielten und in die Schule schickten, so wie jeder Handwerker seine Gesellen und Lehrjungen anhalten müsse, die christliche Lehre Sonntags zu besuchen, zu welchem Zwecke ihnen bestimmte Plätze in der obern oder untern Pfarre angewiesen wurden. Die innere Einrichtung des Schulwesens, die Auswahl der Lehrgegenstände, die Methode des Unterrichts organisirten kurf. Befehle, und man erkennt leicht an dem Tone derselben, daß sie warmer Hingabe des Herzens an die wichtige Angelegenheit entsprungen sind, daß es nicht Phrase ist, wenn Clemens W. sagt, daß er die Verbesserung des Jugendunterrichts als eine der wesentlichsten ihm obliegenden fürstlichen Pflichten ansehe. Für Coblenz sind von besonderer Wichtigkeit die Gründung der Normalschule und die nach Aufhebung des Jesuitenordens erfolgenden Veränderungen und Erweiterungen des höheren Unterrichts.

In den Elementarschulen zu Coblenz, den zwei Stiftsschulen, der Schule zu U. L. Fr., den Mädchenschulen und der Armenschule,[1]) und ebenso in der Umgegend war auf landesherrlichen Befehl eine neue Lehrmethode zur Anwendung gekommen. Es war dies die dem Berliner Real-Schulinspector Joh. Fr. Hähn nachgebildete Methode Joh. Ign. Felbigers, der sich um die Regelung des Schulwesens als Abt zu Sagan, dann nach dem siebenjährigen Krieg in ganz Schlesien und Glatz, endlich seit 1764 als General-Director des Schulwesens

[1]) 1778 zählten sie über 750 Kinder.

in den österreichischen Staaten ganz außerordentliche Verdienste um die katholischen Volksschulen erworben hatte, eine Methode, die, so mangelhaft sie jetzt erscheinen mag, für ihre Zeit durch vernünftiges Katechisiren und Zusammenunterrichten, durch den Zweck, neben dem Gedächtniß auch den Verstand in Anspruch zu nehmen, und durch geordnetes Voranschreiten vom Leichteren zum Schwereren, sowie durch warme Hervorhebung christlicher Lehre wesentliche Fortschritte auf dem Gebiete des volksmäßigen Unterrichts begründete. Der gute Erfolg, den Clemens W. in Coblenz beobachtete, veranlaßte ihn, die neue Lehrweise in allen andern Städten und Dörfern des Kurfürstenthums im Herbst 1776 einzuführen. Aber die Schulvisitationen und die Berichte der Pfarrer und der Aemter ergaben, daß den Bemühungen und wohlmeinenden Absichten des Kurfürsten die Leistungen nicht überall entsprachen, und daß ein Hauptgrund davon in dem Mangel an den Kenntnissen beruhe, welche jene Methode voraussetzte. Keine noch so treffliche Methode wirkt, wenn nicht ein geeigneter Lehrer sie übt. Dies wurde Veranlassung zur Gründung einer Normalschule, „in welcher Lehrer und Lehrerinnen vor Antretung ihres Amts vorbereitet und in allen ihnen nöthigen Kenntnissen befähigt werden sollen." Nachdem zwei zu diesem Zweck ausgeschickte Priester über die Einrichtung einer solchen Schule ihre Studien gemacht und berichtet hatten, erhielt dieselbe ihren Sitz in dem erzbischöflichen Collegium (Gymnasialgebäude) zu Coblenz und wurde am 11. November 1784 eröffnet. Die Candidaten mußten sich bei der Schulcommission hierselbst zu einer Aufnahmeprüfung melden, wurden ein halbes oder ganzes Jahr oder auch länger von den drei Normalschullehrern theoretisch in Religion, biblischer Geschichte, in Gesang, Sprachlehre, Schreib- und Rechenkunst und in Landwirthschaft unterrichtet und zugleich practisch in den

hiesigen Stadtschulen geübt, erhielten über Fähigkeiten, Kenntnisse, Führung und sittlichen Character Zeugnisse und wurden sodann von der Schulcommission für befähigt zu einem Amte erklärt. Auch bereits angestellte Lehrer und Lehrerinnen mußten, sofern es nach einer mit ihnen vorgenommenen Prüfung nöthig schien, wenigstens einen Sommercursus der Normalschule besuchen; selbst von Geistlichen, die sich zu einem Pfarramt befähigen wollten, wünschte der Kurfürst, daß sie sich zur besseren Ueberwachung der Lehrer mit der Art und Methode des Unterrichts in der Normalschule bekannt machten. Fernerhin aber sollte das Generalvicariat zu Trier und das Officialatscommissariat zu Coblenz Niemanden als Lehrer annehmen, der sich nicht durch Vorlage der vorgeschriebenen Zeugnisse legitimire. Und so begann sich denn der Segen eines gebesserten Volksschulunterrichts von Coblenz aus allmählich über das Land zu verbreiten, so viele Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten auch noch zu überwinden waren.[1]) — Zugleich suchte der gütige Fürst den Lehrern ein ausreichendes Einkommen zu verschaffen, gewährte ihnen Freiheit von mancherlei Lasten und Theilnahme an Gemeindenutzungen, verbot willkürliche Entlassung derselben und setzte als Minimalgehalt derselben 100 Thlr. an Geld nebst Garten und Feld fest. Die Abteien, deren genau untersuchter Vermögensstand es erlaubte, mußten jährlich sogenannte freiwillige Beiträge zu einem Schulfonds liefern, aus dem bestritten wurde, was für das Einkommen des Lehrers nicht von

---

[1]) Im April 1778 wird z. B. von Clotten aus berichtet, daß die neue Lehrart bei den Prüfungen großen Beifall gefunden; im Mai 1779 von Montabaur aus, „nur der Neid werfe gegen die neue Lehrart ein, die Schüler würden mit der Menge der Lehrgegenstände überhäuft, denn die feurige Jugend könne sich mit keinem Gegenstande lange beschäftigen!

der Gemeinde geleistet werden konnte. — Einer vernünftigen Zucht der Kinder außer der Schule suchte der Kurfürst und die Regierung in jeder Weise aufzuhelfen. Der Gebrauch, daß an den Vorabenden des h. Christtags und des Nicolausfestes mehrere Personen sich zum Schrecken und zur Belohnung der Kinder vermummten, wozu die Geistlichkeit selbst Kirchenparamente darlieh, wurde, theils weil Schwärmerei und Unsicherheit auf den Straßen veranlaßt werde, theils weil es eine nach den Begriffen einer wahren Religionskenntniß unzulässige Sitte sei, untersagt. Das Verbot des Eisschleifens und Schlittschuhlaufens an den Ufern des Rheins und der Mosel und die Bestrafung der Contravenienten mit Ruthenstreichen auf dem Rathhause oder im Gymnasium hatte dagegen nur den Zweck, Unglücksfälle zu verhüten. —

Selbst classisch gebildet und mit den trefflichen Schulen Sachsens und ihren Einrichtungen genau bekannt, wendete Clemens W. auch dem höheren Unterricht seine ganze Obsorge zu. Er wünschte sie mit dem Geiste der Wissenschaft und Gottesfurcht durchdrungen zu sehen und erließ dafür ausgezeichnete Vorschriften, deren viele der Hauptsache nach fast die nämlichen sind, welche auch unsere heutigen Schulverwaltungen Lehrern und Directoren einschärfen. Auch davon wenigstens einige Züge, die für die Zeit und ihre Cultur von Interesse sind! Das Gymnasium in Coblenz unter der Leitung der Jesuiten hatte fünf Classen oder Schulen; die drei untersten Infima, Secunda und Quarta waren zusammen die grammatischen Classen genannt; die Quarta hieß auch die Syntaxis; dann folgten die Poetika und die Rhetorika, aus der man zu einem zweijährigen philosophischen Cursus überging. Dieser, nach den zwei Abtheilungen Logik und Physik genannt, gehörte nicht mehr zu dem eigentlichem Gymnasium und diente

als Ueberleitung zu den Facultätsstudien. Bis zur Rhetorik bestanden Silentien; von da an wurde ganz selbständiges Arbeiten verlangt. Hatte Clemens W. bei seinem Regierungsantritt die zahlreichen Studenten, so nannte man auch die Gymnasiasten, mit besonderer Freude gesehen, so waren ihm doch schon im ersten Jahre auch mannichfache Uebelstände im Unterrichte und der Disciplin nicht entgangen. Er erkannte, daß unter diesen „Pflänzlingen des Staats und der Kirche" gar manche untüchtig seien, die besser einer ehrbaren Profession bestimmt würden, und er erwog, daß man frühe das Artige von dem Unartigen, das gute Gewächs von dem Unkraut absondern müsse, damit nicht etwa in Zukunft auch solche, die es nicht verdienten, von Gönnern und Patronen in einträgliche Kirchen- und Civilbedienungen gefördert würden." Es könne dem gemeinen Wesen wenig Vortheil daraus zuwachsen, daß jeder Bürger oder Bauer seinen Sohn zur lateinischen Sprache aufnehmen lassen wolle, damit er aus ihm einen Herrn und zwar mehrentheils im weltgeistlichen Stande zu seiner dereinstigen Unterhaltung aufziehe." Deshalb sollte die Aufnahme nicht ohne vernünftige Auswahl sein, und Talent, Geist, Lust und Fähigkeit wohl geprüft werden. Finden sich Unfähige, die immer auf den letzten Bänken haften, so ist dies den Aeltern zeitig anzuzeigen, damit sie solche wieder zurückziehen; desgleichen soll man den Aeltern keine verlorenen Kosten durch zweimaliges Sitzenlassen der Kinder machen, diese vielmehr nur dann ein Jahr aufhalten, wenn gegründete Hoffnung auf Besserung da sei; namentlich mußte das Aufsteigen aus der Syntax in die Poetik von dem Präfecten und Lehrer mit Hintansetzung aller Gunstempfehlung und unter Zuziehung des kurf. Officials streng behandelt, und der Bericht darüber jedesmal zu Händen des Kurfürsten eingeschickt werden. Die Professoren

sollen beflissen sein, die Gymnasien von müßig unnützen und mit der Zeit unbrauchbaren Frequentanten zu reinigen, auf daß nicht die oberen Schulen mit bloßen Bänkesitzern, Schulsprachlosen Zuhörern, Störern oder gar bösen Gesellen belästigt werden, und auf noch so heftiges Vorstellen, Bitten und Flehen der Aeltern darf niemals einige Gnade statt haben, „maßen das gemeine Beste denen sonderheitlichen Anständigkeiten jedesmal vorzuziehen ist." Auf Familien- und andere Stipendien, sagt der Kurfürst weiter, könne keine Rücksicht geübt werden, denn gerade dadurch sei es vorgekommen, daß gar manche in steter Unwissenheit eine Schule nach der andern zurücklegten, endlich aber durch allerhand Wege vor den Wohlverdienten Pfründen und Beneficien zu erschleichen gewußt hätten. Die zum großen Belast des Publicums wachsende Zahl der „Bettelstudenten" müsse verringert, diejenigen, welche nichts oder wenig thun, fortgeschafft, und künftig nur Landeskinder, und zwar solche unterstützt werden, „woran ein ausnehmendes Talent, scharfer Verstand, natürliche gesunde Vernunft, sonderbare Lust zum Lernen mit wahrer Frömmigkeit und guter Leibesgestalt scheinbar ist;" fremde entlassene Schüler müssen sofort aus der Stadt gewiesen werden, Stadtkinder dürfen sich nicht unterstehen, den Mantel zu tragen und zu betteln, wo sonsten ihnen der Mantel von dem Pedellen auf öffentlicher Straße abgenommen und diesem verfallen sein soll. Keinem darf ferner ein sogenanntes „barmherziges Testimonium" gegeben werden, damit er bei auswärtigen Schulen ankomme, da dergleichen Bursche gewöhnlich nach wenigen Jahren noch schlimmer zurückkehren. Alle Zeugnisse müssen gewissenhaft nach dem Verdienst, den geheimen Catalogis gleichförmig abgemessen sein, damit nicht andere durch Schmeichelzeugnisse angeführt werden. — In Betreff der Erziehung im wahren Christen-

thum, in Liebe und Furcht Gottes, in Uebung ungeheuchelter Tugenden und Verabscheuung der Sünden glaubte der Kurfürst sich zwar auf den Eifer der Jesuiten verlassen zu dürfen, aber er erließ nicht blos an die Bürger die gemessensten Befehle, die Herrn Patres zu unterstützen, die Mißtritte ihrer Kostgänger getreulich zu berichten, den schädlichen Zusammenkünften keinen „Unterschleif zu geben," die Herrn bei ihren unerwarteten Besuchen, sogar bei nächtlicher Weile, wenn gegründeter Verdacht böser Gesellschaft hiezu Veranlassung „gebete," nicht zu hindern und selbst mit Ansprechung der Hauptwache hiezu Hand zu bieten, sondern er erinnerte auch die Patres selbst an die Gefahren, welche unbeaufsichtigte Kirchenbesuche bei Abends- und volkreichen Andachten bringen könnten. Es sollte ferner der Student sich auch äußerlich gute Manieren und Lebensart angewöhnen, sich am Leib und an der Kleidung der Sauberkeit befleißen, sich wohl stellen, präsentiren, bescheidentlich anreden und antworten lernen, sowie höflich und liebreich sein gegen Jedermann; deshalb sei der studirenden Jugend nachdrücklich einzuprägen, daß sie sich auf Straßen und Plätzen alles Schreiens, Lärmens, Schlagens, Auflaufens und Empörens gegen wen es immer wolle, „sollten es auch schon Juden sein," durchaus enthalte. Die Jugend sei an Mäßigkeit, Ehrerbietung und Gehorsam, als den wahren Grund aller guten Zucht zu gewöhnen, keinen Hochmuth zu dulden, sondern mit aller Sorgfalt Demuth ohne Niederträchtigkeit einzupflanzen, und zu einer lebenswierigen Liebe guter Bücher und Erlernung nützlicher Wissenschaften aufzumuntern. — Auch auf die einzelnen Lehrgegenstände ging der Kurfürst in seinen Vorschriften ein; er mahnt die Lehrer, gleich in den unteren Classen auch durch eigenes Beispiel dafür zu sorgen, daß die Schüler ihr Deutsch mit einer druckmäßigen, angenehmen und reinen

Mundart aussprechen und richtig schreiben, und ihnen ihre „pöbelhaft verächtlichen Wort- und Waydsprüche" nicht hingehen zu lassen; dazu solle „Zierlichkeit der Handschrift" kommen, die nicht durch unbescheidenes schnelles Dictiren verdorben werden dürfe; die Pensa sollten öfters Briefe sein, und dabei Titulaturen in concreto et abstracto nebst den Höflichkeitsformen gelehrt werden. Im Lateinischen solle einerseits nicht zu viel geschehen, indem man die Schüler an alle Kleinigkeiten und äußerste Feinigkeiten oder Grübeleien der grammatischen Regeln und Ausnahmen, die sich leichter durch Uebung lernen, binden wolle; anderseits nicht zu wenig, indem man die lateinische Sprache auf gewisse Materien beschränke, so daß die Schüler nach sieben Jahren sich nicht anders als aus dem Dictionario zu helfen wüßten. Mit alleinigem Componiren oder Uebersetzen werde Niemand in einer Sprache zur Vollkommenheit gelangen; deshalb wird statt langem Regelexpliciren, Pensadictiren und Strafarbeiten empfohlen, wenigstens eine Stunde täglich dem Lateinsprechen zu widmen. Wer nicht Anlage zum Dichten habe, der solle nicht ohne Frucht mit lateinischem Versemachen geplagt, sondern nur der Ausstich solle zu einer vernünftig erhabenen, wohlanständlichen Poesie in den wichtigsten Formen angeleitet werden, und weil dermalen die deutsche wohlgerathene Poesie fast allenthalben mehr Geschmack finde, so sollten von der dritten Classe an bis zum Ende der fünften deutsche Verse mit Einflechtung artiger Gedanken gelehrt werden. Die Syntaxisten seien anzuhalten, daß ihr Latein mit Auslassung aller barbarischen Ausdrücke rein, verständlich und kurz sei, ohne sich „mit langen ineinander geschlungenen Redensumschweifen zu verwirren"; es solle ihnen Lust gemacht werden, sich zu Hause fleißig mit Uebersetzung guter deutscher Schriften ins Latein und umgekehrt geschickt zu

machen, im Bewußtsein, daß sie diese Zeit für ihr ganzes Leben nützlich anwendeten. Von der Poetika an müsse Anleitung zur oratorischen Latinität (Tropen, Figuren, Perioden, Chrien mit Einprägung der nützlichen Verbindungs- und Uebergangspartikeln, Syllogismen 2c.) neben der Poetik erfolgen, aber mit wohl überlegten Aufgaben und bündiger Correctur, „dann es ein den Schülern Zeit Lebens anhangender Fehler ist, wann sie einmal zu einer aus- und umschweifender, flatternder, im Grunde nichts heißen wollender Geschwätzigkeit gewöhnt werden." Außerdem wird nachdrucksamst der Unterricht in der Rechenkunst, und für die philosophischen Classen Geometrie und die übrige Mathematik hervorgehoben. Zu viel Zeit und Kosten auf theatralische Spiele und Verkleidungen zum Wohlgefallen des gemeinen Mannes zu verwenden, sei ihm mißliebig, sagt schließlich der Kurfürst in seiner großen Verordnung vom 29. October 1768; um die Jugend beherzt zu machen, seien Dialoge und Declamation im Beisein der Oberen und Sachverständigen nützlicher. — Der Einblick in diese Vorschriften zeigt jedenfalls genügend, mit welch verständigem und eingehendem Urtheil Clemens W. die Sache der Erziehung und des Unterrichts behandelte, wie sachgemäß er nicht blos allgemeine Grundsätze aufstellte, sondern auch auf bedeutsame Einzelnheiten einging, wie ernst er beobachteten Abwegen und Irrthümern entgegentrat, und das Richtige empfahl. Es wird ein erfahrener Lehrer kaum irgend einen Hauptpunct finden, den er nicht auch für die heutige Zeit billigte.

Indem der Kurfürst die Gymnasien, insbesondere das hiesige, zu heben und zu bessern suchte, zeigte er sich ihren Lehrern, den Jesuiten, als ein wahrer Freund. Die kleinlichen Angriffe, die unter Johann Philipp besonders durch den Einfluß des Weihbischofs von Hontheim auf den Orden gemacht

worden waren, billigte er nicht. Damals hatte man dieselben eines eigennützigen Bücherhandels beschuldigt, der jedoch nach von Hontheims eigenem Bericht im ganzen Erzstift kaum ein paar hundert Thaler eintragen konnte, und wollte die in Frankreich von den Parlamenten und der Universität approbirten Bücher zum Muster für neu einzuführende nehmen. Es folgte aber bald der schon lange erwartete Schlag. Pabst Clemens XIV. brachte den Jesuitenorden dem Drängen der bourbonischen Höfe und kirchenfeindlicher Staatsmänner durch sein Aufhebungsbreve vom 21. Juli 1773 zum Opfer. Als der Kurfürst dasselbe gelesen hatte, soll er ausgerufen haben: „Die Krone unseres Hauptes ist gefallen (cecidit corona capitis nostri)!" Er befand sich damals in seinem Bisthum Augsburg. Der von ihm in Coblenz zurückgelassene Landstatthalter, Domcapitular Franz Ludwig Freiherr von Kesselstadt, mußte die Ausführung der angeordneten Aufhebung übernehmen und dem Kurfürsten, der die größte Milde und Rücksicht zu üben befahl, darüber berichten. Die Commissarien begaben sich am 24. August in das Collegium zum Pater Rector Joh. N. Weydenkranz, beriefen den Pater Procurator und Minister hinzu, zeichneten den sämmtlichen Besitz auf, nahmen die Rechnungen über die Capitalien mit und sorgten, daß dem Kurfürsten Alles auf das Genaueste mitgetheilt werden konnte. Der Offizial Hurth erhielt am 7. September den Auftrag, die Schulen in der Stille zu schließen; da jedoch die Schüler der Philosophie eben ihre Inaugural-Defension hielten, und die unteren Classen für die Preise componirten, wurde „zu Vermeidung der großen Verstörung und des Auflaufs, so die Patres verunglimpft würden," der Vollzug aufgeschoben. Man brachte einige Tage später den Jesuiten bei, sie möchten die Studenten in der Stille entlassen, da auf gnädigsten kurf. Befehl die Vacanz anfange. Alles lief

ruhig ab; denn wenn die Aeltern, die gehofft hatten, daß ihre Kinder „goldene Bücher" erhielten, auch besonderes Leidwesen hatten, wenn eines Abends sich auch viel Volk in der irrigen Meinung vor dem Collegium versammelte, alle Jesuiten sollten in der Nacht weggeführt werden, so ließen sie sich doch eines Besseren belehren und gingen, ohne daß irgend eine äußere Gewaltthat vorkam, auseinander. Aber die innere Aufregung und Trauer war eine unverkennbare, und den Patres blieb die größte Theilnahme nicht etwa blos der Bürger, sondern auch der Noblesse zugewendet. Der „zwo Bittschriften der sämmtlichen Bürgerschaft zu Coblenz an Se. Kurf. Durchlaucht von Trier um Beibehaltung der verdienten Männer der Gesellschaft Jesu, Freistadt 1773" und der durch Vermittelung des Statthalters dem Kurfürsten überreichten Supplik der Jesuiten selbst bedurfte es kaum; denn Clemens W. war, wie seine eigenhändige Correspondenz mit dem Freiherrn von Kesselstadt zeigt, nur darauf bedacht, „in seinen Hoch- und Erzstiftern solche Einrichtungen zu treffen, wodurch dem Staate und der Kirche alles Gedeihliche zugewendet werde, und die nunmehr aus ihren Orden versetzten Jesuiten ebenermaßen das Merkmal erzbischöflicher Liebe und Sorgfalt zu verspüren hätten." Er wußte, „daß er für das Wohl dieser 90 Landeskinder zu sorgen habe;" er verlangte von Füssen an der Tyrolischen Gränze aus, „da er eben die genauesten Untersuchungen in geistlichen und weltlichen Dingen des Augsburger Bisthums anstellte, daß er über die Inventarisation der Jesuitengüter Auskunft erhalte, indem ihm äußerst daran gelegen sei, einigermaßen den Ueberschlag zu machen, in wie weit er mit diesen Gütern und Habschaften den ihm durch die päbstliche Bulle zugewachsenen Lasten der Unterhaltung und der sonstigen Erforderniße genügen könne." Es wurde nicht das Geringste zum Besten der Hofkammer ein-

gezogen und verwendet, wie dies anderswo geschah; die sämmtlichen zum Theil erst durch diplomatische Verhandlungen gesicherten Einkünfte auch von den im Mainzischen, in Luxemburg und im französischen Lothringen gelegenen Gütern, die Schul- und Wohngebäude, Bibliotheken ꝛc. der Jesuiten dienten ausschließlich dem Unterrichte, der Unterhaltung der Lehranstalten und der Sustentation der Exjesuiten. Die meisten der in Coblenz nun als Weltgeistliche lebenden Ordensmitglieder wurden, wie dies die päbstliche Bulle gestattete, Lehrer an dem „erzbischöflichen Collegium zum h. Johannes Baptist", wie von jetzt ab das Gymnasium hieß, oder Prediger; andere lebten als „Valetudinarii" im Hause von ihren Pensionen.

Der Kurfürst ließ in seinen edelen Bemühungen, auch das höhere Unterrichtswesen zu bessern, nicht nach. Die sogenannten Heckengymnasten (Winkelschulen) wurden aufgehoben, ordentliche Tirocinien oder Vorbereitungsschulen eingerichtet, aus denen die Schüler in die eigentlichen Gymnasialclassen übergingen, wo nun talentvolle Arme den Reichen gleichgeschätzt wurden; Fleiß, Fortschritte, Anlage und Sitten der Schüler aller Classen wurden in Catalogen und Ascensionslisten genau controlirt, [1]) in den philosophischen Classen monatlich Probearbeiten angefertigt und nach scharfen Prüfungen Zeugnisse, welche zu ihrer Gültigkeit die Unterschriften sämmtlicher Professoren der Philosophie tragen mußten, darüber ausgestellt; diese entschieden, wer zu einem Facultätsstudium übergehen und eine Universiät, sei es die einheimische oder eine auswärtige, besuchen dürfe. Mit

---

[1]) Es liegen mir manche Jahrgänge vor; Joseph Goerres erhielt in der 4. Classe im August 1789 die Prädicate: felicissimum ingenium, diligentia ingenio non satis congrua, progressus satis magnus, mores pueriles. Man kann sich das als ganz richtig vorstellen.

dem philosophischen Studium in Coblenz wird die philosophische Facultät in Trier gleichförmig eingerichtet; die Schulcommission erhält ausführliche und mehrmals verbesserte Instructionen über ihren weiten Wirkungskreis (Trier-Gymn.-Programm 1841); es wird für die Gesundheit der Schüler hier nöthig befunden, Kamine zu bauen und die Classen zu heizen¹), für Prämien einschließlich der Musik werden jährlich einige 50 Gulden verwendet, und dazu auch Werke von Denis, Klopstock, Herder, Müller (Schweizergeschichte), Zollikofer, Campe, Mendelsohn angekauft, wie man der Jugend auch sonst, „um ihr Freude an deutscher Lectüre zu machen, gute Bücher, wie Gellert, Kleist, Spalding u. s. w. in die Hände spielte."

Neben den Besserungsversuchen fehlte es auch nicht an vielerlei Mißständen. Sie sind fast alle auf die Wahl und Beschaffenheit der Lehrer zurückzuführen. Neben die sich allmählich mindernden Exjesuiten traten meist junge Geistliche aus dem Seminar, die ohne weitere Vorbereitung zum Lehramte, nachdem sie zwei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie studirt hatten, sofort in den verschiedenen Sprachen und Wissenschaften unterrichten sollten, mit den Schülern in den ersten fünf Classen aufstiegen, lehrend erst lernten, sich nicht durch Vertiefung in ein einzelnes ihnen zusagendes Fach vervollkommneten, sondern meist in allen oberflächlich blieben und demnach nur oberflächlich unterrichteten. Die jungen Lehrer, welche der Regens oft ohne Probe ihrer Tauglichkeit vorschlug, wurden

¹) Für die Kosten sollte die Stadt, da sie großen Vortheil vom Collegium habe, und da die Lehrer sich das früher übliche jährliche Mittagsessen, so wie die nachher dafür verabreichten 24 Thlr. verbeten hatten, wenigstens theilweise aufkommen oder einige Wagen Holz liefern; zum großen Verdrusse des Kurf. beschränkte sich jedoch der Magistrat auf den einmaligen Beitrag von 22 Gulden.

eitel und überhoben sich. „Man hat Lust daran," klagt 1788 ein Geistlicher, „die Buben aus dem Kreise ihres Verstandes heraus zu reißen und ihnen Sachen vorzuschwatzen, von denen sie nichts verstehen und beurtheilen können. In den Prüfungsblättern legte man der dritten Classe die Frage vor: Welche Fehler sind in der Verfassung des deutschen Reichs und wie können diese gehoben werden? — Deutsch können die Lehrer nicht lehren, denn sie reden und schreiben es selbst schlecht; die Geschichte wählen sie nicht nach der Fassungsgabe der Schüler aus; gegen die gebrauchten Lehrbücher zeigen sie Verachtung, und diese überträgt sich auch auf die Schüler" u. s. w. Kurz man sieht aus den Berichten dieses und anderer Zeitgenossen z. B. des der kurf. Regierung besonders zugethanen Stadtschultheißen v. Hommer, daß die guten Absichten des Kurfürsten häufig an den realen Verhältnissen scheiterten, und daß seine besten Vorschriften oft nicht befolgt wurden. Und dazu kam nun noch die seichte Aufklärerei und Freigeisterei der Zeit. Clemens W. wurde, zumal als in Folge der französischen Revolution die Gährung der Gemüther zunahm, und im Staate wie in der Kirche immer gefährlichere Erscheinungen hervortraten, selbst zaghaft und bedenklich; er verlangte die reifste Ueberlegung und Gutachten von allen einschlagenden Behörden, bevor er irgend eine Aenderung eintreten ließ. Manche frühere Bestimmung wurde jetzt zurückgenommen. Die Schulcommission in Coblenz wurde aufgehoben; ihre Befugnisse gingen auf rein geistliche Behörden, auf das General-Vicariat und das Officialat über.[1]) Die Regierung äußerte sich bei dem erhobenen

[1]) Vgl. die Instruction vom 1. Dec. 1789, welche davon ausgeht, daß die Lehre des ächten Christenthums unversehrt erhalten und den Grundsätzen verderbter Schriften und den Vorurtheilen der Religionsspötter standhaft begegnet werde, im Trier. Intell.-Blatt 1789 Nr. 98.

Bedenken, ob Weltpriester am Gymnasium beizubehalten, oder ob Ordensgeistliche zu berufen seien, zwar entschieden für den Unterricht der Weltgeistlichen, verlangte aber, daß diese gemeinschaftlich zusammenleben, sich anständig kleiden, selten, bescheiden und Abends nie ohne besondere Erlaubniß ausgehen, ihre Lectionen regelmäßig und genau nach Vorschrift ertheilen mußten. Der Magistrat der Stadt, aufgefordert, sich auszusprechen, ob und wie er mit den lateinischen Schulen zufrieden sei, oder welche Besserung er wünsche, gab am 2. Mai 1794 sein Bedauern zu erkennen, daß die Aufhebung des Jesuitenordens in eine für Religion und gute Jugendlehre wahrhaft unglückliche Zeit gefallen sei; er denkt mit Wehmuth an die früheren Zeiten zurück, vermißt das feste Einprägen christlicher Lehre und guter Sitte; Streit, Schwärmerei, Trinken kämen freilich weniger vor, aber desto häufiger Seele und Körper verderbende Ausschweifungen; die Jünglinge hätten freiere, leichtfertigere Denkungsart, als vor dreißig Jahren, wollten die Meister spielen und ließen es an Anstand und Höflichkeit gegen obrigkeitliche, geistliche und andere Personen vom Adel und Ehrenstande fehlen; der Unterricht im Latein sei gesunken, ein Logiker und Physiker wisse jetzt kaum so viel, wie früher ein Schüler der 4. Classe u. s. w. Bevor diese verschiedenen Gutachten eine Folge haben konnten, brach das Kurfürstenthum zusammen.

Der Ueberblick über die gesammten Versuche im Gebiete des Schulwesens zeigt: die bis zur Zeit Clemens' W. bestehenden Systeme des Unterrichts waren im Erzstift Trier erschüttert, neue Einwirkungen, wie sie der ganze Geist der Zeit, wie namentlich die deutsche Litteratur und die jüngeren Richtungen der Philosophie brachten, hatten sich geltend gemacht, aber noch nicht festgesetzt; es war Unruhe und schwankende Bewegung eingetreten, die zu regeln oder zu bewältigen weder der edel

gesinnte thätige Fürst, noch seine Regierung vermochte; die politischen Ereignisse machten schließlich allen Besserungsversuchen in unserer Stadt, wie auf dem ganzen linken Rheinufer für lange Zeit ein Ende. Indessen hat die Betrachtung dieser Bewegung doch ihr eigenes Interesse; es sind edle Kräfte dabei aufgeboten, manche schöne Ziele verfolgt und mancherlei Vortheile erreicht worden. Der Elementarunterricht war gehoben, die Nothwendigkeit seiner Förderung war erkannt, die Bildung tüchtiger Volkslehrer war begonnen, ihre äußere Stellung gebessert; in den Gymnasien war die lange gänzlich hintangesetzte Muttersprache eingeführt, die Mathematik und Realien zu erweiterter Pflege gelangt. Clemens W. reiht sich mit seinen Reformversuchen den edelen Bestrebungen anderer damaliger geistlicher Fürsten, des Emmerich Joseph von Breidbach und Friedrich Carl Jos. von Erthal in Mainz, des Fürstbischofs August von Limburg-Stirum in Speier, des Ministers Franz von Fürstenberg in Münster u. a. m. würdig an, wenn er auch keinen Overberg zur Seite hatte und seine Bemühungen oft vereitelt sah.

---

8. Das Leben am Hofe und der Einfluß desselben auf Kunst und Wissenschaft.

Einen nachhaltigen Einfluß auf das geistige Leben in der Stadt hatte das Beispiel des Kurfürsten und seines Hofs. Die vielseitige Bildung, der Anstand und die Würde der persönlichen Erscheinung, die feinen Formen, in denen Clemens W. zu leben und aufzutreten gewohnt war, die edleren Genüsse, die er als Erholung suchte, nicht weniger seine sittliche Reinheit, seine rastlose Thätigkeit und seine ungeheuchelte Frömmigkeit gaben

dem ganzen Hofe ein anderes Gepräge und gestalteten den gesellschaftlichen Ton in den weiteren Kreisen der Noblesse und des Rathstandes um. Der häufige Besuch seiner eigenen hohen Verwandten und anderer erlauchter Fürsten und Fürstinnen, fremder Minister, Gesandten, Domherrn und kaiserlicher Generale belebten die Residenz. Die Festlichkeiten, welche denselben bereitet wurden, entbehrten nicht königlicher Pracht, ließen zugleich aber auch Herz und Geist nicht leer. Die Schwester des Kurfürsten, Prinzessin Kunigunde, gab, da sie im Sommer 1769 zum Besuche nach Ehrenbreitstein gekommen war, aber ihren bleibenden Aufenthalt bei dem geliebten Bruder nahm, dem Hofleben den bisher nicht gekannten Reiz einer edlen Weiblichkeit. Ein Jahr jünger, als der Kurfürst, selbst geistlichen Standes, seit 1775 Coadjutorin, dann Fürstin Aebtissin der Stifter Essen und Thorn, theilte sie die Neigungen des Bruders, ward ihm eine treue Beratherin und durch ihre große Characterfestigkeit eine werthvolle Stütze, die er nicht mehr entbehren mochte; durch sie war ihm besonders eine äußerst angenehme Häuslichkeit geschaffen. Die für die verschiedenen geistlichen Fürstenthümer nothwendigen Beamten vermehrten den Hofstaat. Die Familien des eingebornen Adels, zum Theil, wie der Landhofmeister Joh. Hugo Cas. Edm. von Kesselstadt, durch Clemens W. hierhin gezogen, verweilten gern in Coblenz, und es gestaltete sich zwischen ihnen und dem fürstlichen Geschwisterpaar das freundlichste, von gegenseitiger Zuneigung hervorgerufene Verhältniß. Von diesem Leben der höheren Gesellschaft und dessen Einwirkung einiges Nähere!

Bei größeren Festlichkeiten, Auffahrten, solennem Kirchenbesuch und bei Empfang auswärtiger und einheimischer Gesandten wurden genaue Reglements über das Cerimonialwesen, über Rang- und Hofordnung befolgt. Der Kurfürst hatte die-

selben mit Benutzung der sächsischen Hofeinrichtungen und nach den Berichten des Obristkämmerers von Breidbach-Bürresheim und des Hofmarschalls Grafen Cajetan von Zawoyski [1]), bei Beginn seiner Regierung abfassen lassen. Ein anschauliches Bild davon geben die Mittheilungen über den Residenzbezug im Rhein. Antiquarius. Abgesehen von solchen offiziellen Gelegenheiten war der Verkehr des Kurfürsten mit dem Adel, den Beamten und der höheren Geistlichkeit ungezwungen und läßt die herzlichste Theilnahme an allen persönlichen und Familienverhältnissen erkennen. Wenn Clemens W. verreiste, hatte der gnädigst nachgelassene Landstatthalter die Aufgabe, nicht blos amtliche Berichte, Rechnungen und Protokolle der Behörden zu übersenden und die darauf ergehenden Befehle auszuführen, sondern auch ein genaues Diarium anzufertigen, in welches außer amtlichen Geschäften allgemein wichtige, so wie Einzelne betreffende Einrichtungen, Familiennachrichten, Hofbesuche, Festlichkeiten und Gesellschaften eingetragen wurden; dasselbe, auf gebrochenen Bogen geschrieben, gab dem Kurfürsten Gelegenheit, seine Aufträge und Ansichten daneben zu setzen und Nachrichten über sich und die Prinzessin hinzuzufügen. Diese Diarien lassen eine volle Einsicht in das liebenswürdige Gemüth des Fürsten, in die Gesinnung seiner Umgebung, so wie auch in

[1]) Der letztere, ferner der Geh. Staatsrath Fr. Joach. von Krift und der Leibmedicus Geh. Rath Joh. Gottl. Haupt, der Philos., Medic. und Chir. Doctor, waren die einzigen höher gestellten Männer, die Clemens W. aus der Fremde mitgebracht hatte; doch wurde von Zawoyski schon nach drei Jahren als kurtrier. Gesandter am sächs. Hofe, und von Krift 1783 nach Dresden zurückgesendet; der Dr. Haupt aber starb hier 1794 und ward von seiner Frau, Maria Elisa geb. von Herwart aus Augsburg, zu Winningen auf dem evang. Kirchhof begraben.

die geschäftliche Thätigkeit des Herrn und seiner Beamten gewinnen. Der Domcapitular Franz Ludw. Freiherr von Kesselstadt war z. B. vom 11. Mai 1773 bis zum 31. August 1774 Landstatthalter, während der Kurfürst sich in das am 20. August 1768 ihm zugefallene Hochstift Augsburg und als Coadjutor des gefürsteten Probstes nach Ellwangen begeben hatte. Kam ein Diarium aus Schleißheim, Hindelang, Füssen, Oberdorf, Dillingen u. s. w. zurück, da mußte der Statthalter im Büresheimer Hause oder bei seinem Bruder in der alten Burg, oder wo sonst gerade Gesellschaft sich sammelte, vorlesen, wie es dem Kurfürsten erging, und wie er sich im schönen Allgau zwischen seinen Geschäften an Wasserfahrten und Jagden, an Spazierritten, bei Musik, beim Besuch von Fabriken und wissenschaftlichen Anstalten erholte, und der Statthalter berichtet ihm dagegen, wie trefflich und „unverbesserlich" der Hofkammerrath Fritsch im Oeconomiewesen, der Geh. Staatsrath von Krift im Kammerwesen, der Hofrath Haack im Commercialwesen arbeite, wie Fritsch während seiner Reise nach Augsburg durch den Commercienrath Stelzer, nicht den vom Kurfürsten bezeichneten Hofcassirer Turner, „der noch ein bissel zu jung scheine," vertreten werden solle, was Clemens W. „eine ganz gute Erinnerung" nennt; er zeigt an, wie die Maximiner reichsstandhafte Sache verhandelt werde, und wie die Maximiner allmählich beilegen, welche Schritte in den Jesuitenangelegenheiten geschehen, wie gerührt das Publikum in Coblenz über des Kurfürsten milde Anordnungen sei, was hierin zu Mainz, Cöln, Lüttich, Aachen &c. sich zugetragen habe, welche Versicherungen Mainz über die Beschlagnahme der Jesuiten-Güter in Lahnstein und ihre Herausgabe ertheilte, welchen Erfolg der diplomatische Verkehr mit dem französischen Gesandten, Chevalier D'Aigremont, in Betreff der Lothring'schen Besitz-

ungen gehabt habe; er äußert sich offen über die mißlichen Folgen der Fruchtsperre, stellt im Sommer 1774 eine gute Kornärnte und noch reicheren Segen an Wein in Aussicht, so daß der Kurfürst trotz schädlicher Donnerwetter auf 800 Fuder rechnen könne, und rühmt die Höhe der Bestellungen auf das Selterser Wasser; er bittet der Armuth der Leute wegen um ein mildes Fastengebot und erhält auf die Anfrage über die Feier der Charwoche den Bescheid, daß er als Statthalter am Gründonnerstage die h. Communion dem ganzen Hofstaat austheilen, diesen vom Besuche der h. Gräber entbinden, die Fußwaschung und Speisung der „Apostel" d. h. 12 alter armer Männer unterlassen, diesen aber Unterstützung und das „Superplus des Judasbeutels" zukommen lassen solle. Aber neben solchen geschäftlichen Meldungen nahmen doch den Haupttheil der Diarien Privaterlebnisse, Beschreibung von Festlichkeiten, Nachrichten über Besuche und Neuigkeiten von nah und fern ein. Es ist da fast eine Art Civilstandsregister der vornehmen Welt zu finden: daß die Frau von Kesselstadt eines jungen Fräuleins Kunigunde genesen sei, daß Fr. von Kerpen mit einem jungen Herrn erfreut worden, und der Statthalter zur Taufe des jüngstgebornen Clemens Wenzeslaus Grafen von Metternich sechsspännig aufgefahren sei, oder daß Mademoiselle de la Roche gemäß gnädigster Erlaubniß in der Hofkirche mit Herrn P. Ant. Brentano von Frankfurt getraut wurde, daß die Nichte des Herrn von Krift im Kloster Camp, die Tochter des Obersten von Sohlern in Kl. Altenburg eingekleidet wurden; es scheut sich der Herr Domcapitular selbst nicht, neu eingetretene zarte Verhältnisse der Damen zu berühren und meldet dazwischen, wie der Geh. Rath Radermacher, der Kaufmann Pescatore, der Canonicus Milz, die allgemein beliebte alte Gräfin von der Leyen in Spaa und die fast verkindete Frau Hofr.

Cohausen ableben, wie der Chorbischof Joh. Ph. Freiherr von Greiffenklau in seinem Testamente reiche Legate für die Armen ausgesetzt und seine ganze Garderobe außer den Spitzenmanschetten seinen Dienern vermachte, und wie der Kurfürst von Mainz eines plötzlichen Todes verblich, was dem Statthalter Gelegenheit gibt, die vacant gewordene Domprobstei in Trier zu erhalten. Der Kurfürst aber drückt bei den einzelnen Fällen seine Freude, sein Beileid und seine Wünsche aus, ebenso wenn ihm die Krankheit oder Wiedergenesung einer nahe stehenden Person z. B. des Herrn Obermarschalls mitgetheilt wird, der einem Gerichte Cabliau und einer Portion Schnecken allzu viel Ehre angethan hatte. Auch andere ernste und scherzhafte Ereignisse werden gemeldet, daß der große und kleine Thurm der schönen Stiftskirche zu Limburg durch einen Blitz eingeäschert sei, daß den Fräulein zu S. Thomas ihr Silber gestohlen worden und „was das Ungeschicklichste an dem Diebstahl ist, daß auch einige Theeschalen mitgenommen seind worden," was man am Pariser Hof für bon mots über die Blatternimpfung und Heilung der königlichen Prinzen mache, mit welchen abenteuerlichen Geschichten die Gesellschaft sich trage, da Ferdinand Graf von Stirum, Herr zu Oberstein, die Bekanntschaft einer schönen persischen Prinzessin gemacht haben solle, die Nichte und Erbin des Königs sei, neun Sprachen spreche und außer vielem Verstand viele Millionen besitze, eine Nachricht, die doch dem Kurfürsten allzustark erscheint. Großes Interesse zeigt der Berichterstatter, wie Clemens W. selbst, für die Vergnügungen der Noblesse, für vornehme Besuche und die denselben bereiteten Unterhaltungen mit sammt den dafür entstandenen Kosten; man sieht, wie der Kurfürst bei aller Festpracht doch viel auf Oeconomie hielt. Im Frühjahr 1774 wurde der Besuch des Erzherzogs Maximilian, des jüngsten Sohnes Maria Theresias,

erwartet. Erst fürchtete der Statthalter, es möchte derselbe in der Charwoche eintreffen und nicht genug Vorrath an guten Fischen da sein, dann zog er bei dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Metternich, Erkundigung über die Größe der Suite und über die Vorliebe des Erzherzogs für einen Tanz und Maskenball ein und überlegte, da bei dem Adelsstande grade Mangel an Tänzerinnen war, ob nicht auch die Gräfin von Neuwied einzuladen sei; als aber endlich die Nachricht des Obristhofmeisters, Grafen Rosenberg, eintraf, daß der hohe Gast sich bei Abwesenheit des Kurfürsten nur eine Nacht aufhalten wolle, und daß die ganze Bewirthung in einem Nachtessen bestehen werde, da schreibt er: „Hätte man das früher gewußt, so wäre Vieles gespart worden! Aber das Geflügel ist noch lebendig und für die Rückkunft Serenissimi selbst aufbewahrt worden.“ Schnell wird nun der große Saal im Ehrenbreitsteiner Schlosse ausgeweißt und geschmückt, da 55 Personen zusammen speisen sollten. Der Erzherzog besteigt am 24. Mai zu Bingen, vom Grafen Metternich und Baron Spangenberg empfangen, die kurfürstliche Jacht; bei der Ankunft begrüßt ihn der Statthalter auf höchsteigenen Befehl möglichst kurz und präsentirt dann den Hof und die Offiziere. Nach sechs Uhr ist Appartement, die Gräfin Metternich stellt die Damen vor, der Erzherzog nimmt aber am Spiele nicht Theil, sondern steht den Damen zu; bei dem stattlichen Souper erscholl türkische Musik, wie sie der Erzherzog besonders liebte; großes Vergnügen machte ihm außerdem eine von dem Kammerdiener Köhler componirte Serenade. — Auch das Namensfest des Kurfürsten wird mit höchst gebührender Ehre gefeiert. Morgens celebrirte der Official Hurth ein musikalisches Amt, dann versammelte sich die ganze Noblesse zu unterthänigstem Glückwunsch im Schlosse bei dem Statthalter, empfahl sich zu höchsten Gnaden und blieb mit den

Damen zur Tafel, bei der „die Bandhoboisten bliesen;" Pauken und Trompeten wurden nicht zugelassen, „da sich dies bei Abwesenheit höchster Personen nicht schickt." Die Hoffourierliste wies 42 Couverts an der Haupttafel nach. Der Caffee wurde in von Kesselstadts Wohnung genommen, und dem folgte eine musicalische Unterhaltung; Frau von Kerpen sang zu Ehren des Kurfürsten drei Arien, zwei Schülerinnen des Herrn Köhler ließen ihre Sopran- und Altstimme hören, Herr Gitter trug ein Solo auf der Basse-Viola, der „Flauttraversist" [1] Hergen und ein junger Violinspieler verschiedene Stücke auf ihren Instrumenten vor; die Musici erhielten eine bescheidene Recreation, und es kostete dies dem Kurfürsten nur den Wein. Die Mundköche, Bratenmeister, Zuckerbäcker ꝛc. legten Ehre ein, die Bedienung war gut und ordentlich, „selbst die Wachsstümpfe wurden alle eingeliefert." Die Dicasterialpersonen aber veranstalteten in dem Schönenbrunnen, das war ein Theil des weißen Rosses im Thal, ein Souper und einen Ball, der bis zum Morgen dauerte. Wie man hierbei einen Blick in die Hoföconomie des abwesenden Fürsten thut, so ergibt sich auch aus dessen eigenhändigen Bemerkungen klar, wie öconomisch er bei allem Glanz des Auftretens doch seine Einrichtungen überlegte. Als der Statthalter den Wunsch des neuen Kurfürsten von Mainz, mit Clemens W. in vertraulichem Verkehr zu leben, meldete, erwiderte dieser, er werde bei seiner Rückreise in Mainz die Bekanntschaft erneuern, doch möge durch v. Kesselstadts Vermittelung die Einrichtung getroffen werden, daß er gleich nach der Tafel sich zu Schiff begeben könne; bei einem Nachtlager seien die Unkosten zu groß; da müsse er und seine Schwester

[1] Flûte traversière Querflöte oder deutsche Flöte.

Präsente geben, „welches wir bei denen übrigen Reisekösten nicht zu tragen im Stande wären." —

Die oben angeführten Festlichkeiten zeigen, wie sich in den höheren Gesellschaftskreisen Liebe zur Musik zu regen begonnen hatte. Namentlich war dies in dem Hause des Landhofmeisters von Kesselstadt der Fall; dort wurden häufig musikalische Unterhaltungen veranstaltet, bei welchen auch die Nichten des Statthalters und der junge Freiherr Edmund das Clavier „schlugen." Das war eine unmittelbare Einwirkung des Hofs. Der Kurfürst, wie die Prinzessin Kunigunde waren selbst treffliche Clavierspieler, kannten keine schönere Erholung als Musik und glaubten, durch dieselbe Fremden wie Einheimischen die reinste und beste Unterhaltung zu bereiten. Zwar verschmähte es der Kurfürst nicht, wenn eine größere Gesellschaft sich bei ihm sammelte, oder „ein Appartement stattfand", ein Kartenspiel mit zu machen oder eine Partie „Doquetille" zu spielen, und im Sommer lud er bis zum J. 1792 fürstlichen Besuch, Minister, Gesandte, Geh. Räthe ꝛc. mit ihren Damen in verschiedenen Serien von 10 bis 12 Personen zu Vogelschießen in Schönbornsluſt ein, [1]) wo unter Aufsicht des Reisemarschalls von Thünefeld die besten Büchsen aus der kurfürstlichen Gewehrkammer bereit gehalten und aus gemeinschaftlichen Einlagen Preise gesetzt wurden, welche nicht selten der Prinzessin und dem Kurfürsten als den besten Schützen zufielen; aber

[1]) Im Juli und August 1790 nahmen an 9 solchen Vergnügen außer den hohen Herrschaften z. B. Theil: der Graf von Vergennes, der Minister, die Generale von Murach und von Wenz, der Oberjägermeister von Trott, Erzherzog Albrecht und Erzherzogin Christine, Frau von Warsberg, der Graf von Bassenheim, Freiherr von Seckendorf, von Dienheim, von Heddesdorf, von Esch, von Kerpen, der Kurf. von Cöln u. a. m.

eigentlichen Aufwand machte er doch nur für Musik. „Die früher schwache und übel versehene Hofcapelle" suchte er durch Heranziehung tüchtiger Kräfte zu heben; er verwendete ansehnliche Summen aus seiner Privatchatulle darauf, um eigentliche Virtuosen zu gewinnen, ließ gute Instrumente (z. B. für 810 Livres Waldhörner in Paris) ankaufen, bewilligte die nöthigen Gelder zur Anschaffung neuer Compositionen, lud fremde Künstler ein und beschenkte sie in der freigebigsten Weise, verhieß den Musikanten, die sich einer lebenslänglichen Versorgung würdig zeigten, geeignete Hofbedienungen, bekümmerte sich, ehe er einen Hofmusikus annahm, persönlich um seine Leistungen [1]) und sorgte, daß unter seinen besoldeten Dienern immer eine Zahl für Gesang oder für einzelne Instrumente begabter Leute waren. Da in den ersten Jahren seiner Regierung bedeutende Rückstände aus der Zeit seines Vorgängers hatten gedeckt werden müssen, und nachher der kostspielige Residenzbau unternommen wurde, befahl er im Juni 1780 in landesväterlicher Fürsorge, eine Einrichtung der Art zu treffen, daß der gegenwärtigen Dienerschaft nichts abgezogen, dagegen einzelne Stellen besonders beim Küchenpersonal z. B. der Küchengeschirrverwahrer, der Küchelgärtner auf den Aussterbeetat gesetzt würden, schon damit sein Nachfolger, der vielleicht nicht so bedeutende Zuschüsse geben könne, nicht genöthigt sei, Abzüge eintreten zu lassen, aber das ganze Musikpersonal wollte er aus-

---

[1]) Dem um die Stelle eines Hoforganisten supplicirenden Daniel Hünten gab Cl. W. im Januar 1787 auf, ein Probejahr zu bestehen und dies auch darauf zu verwenden, daß er sich im Accompagniren der Arien und im Stimmen der Claviere übe; erst als er diese Befähigung durch ein Zeugniß des Capellmeisters Sales nachwies und Proben seiner Geschicklichkeit vor dem Kurfürsten selbst ablegte, erhielt er die Stelle mit einem Gehalt von 200 Thlr.

drücklich beibehalten wissen; und wenngleich er dafür gestimmt war, statt zerstreuender Instrumentalmusik den viel auferbaulicheren Gesang bei dem Gottesdienst zu fördern, sollte doch die zur Kammer- und Kirchenmusik nöthige Zahl geschickter Musiker nicht vermindert werden. Der Reisefourier Jac. Lindpaintner, der Vater des bekannten Componisten Pet. Jos. Lindpaintner, wurde im Dezember 1781 zum Kammerdiener befördert, blieb aber dabei Hoftenorist, doch ohne als solcher besonderen Gehalt zu beziehen. Die aus Mannheim mit 450 Gulden Gehalt und einem Quotengeld von 150 Gulden berufene vortreffliche Sängerin Cath. Carnoli überließ Clemens W. „aus besonderer brüderlicher und freundschaftlicher Zuneigung" seiner Schwester zur Kammerdienerin, aber singen mußte sie doch, und ähnlich waren die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse vieler Anderen. Am 10. December 1782 ließ der Kurfürst durch den Obristkämmerer in der Anticamera verkünden, daß der Kämmerer und Cornet der Leibgarde Jos. Heinr. Freiherr von Thünefeld ernannt sei „zum Reisemarschall, Vorsteher der Hofökonomie-Intendanz, zum Intendanten der Hofmusik, der Hofgärten und des Hofbauwesens"; seitdem stand derselbe an der Spitze der gesammten Capelle. Es waren damals Capellmeister Conr. Stark und Pompeo Sales, Conzertmeister Lang, die bedeutendsten Sängerinnen Frau Fölix, Fr. Reisinger, Mademoiselle Capuzzi, Fr. Sales, Mlle. Lanius und Kaltenborn; neben ihnen werden als tüchtige Sänger gerühmt Zuccarini, Lintpaintner, Buchwieser und Zwing, und dazu kam ein trefflich ausgewähltes Orchester, zusammen 56 Personen, die ohne die Besoldungen welche ihnen von Hofdiensten zukamen, theils in Geld, theils in Naturalien 13254 Gulden, einige Jahre später 9608 Thlr. erhielten. Mehrere unter den Musikern thaten sich auch als Componisten hervor, z. B. der vorhin genannte Köhler, Sales,

Lang, der Flötist Hergen, die Hornisten Dornaus und der Pauker Maring. In der Kirche kamen musikalische Messen, Tedeums, Abendslitaneien zur Ausführung theils an hohen Feiertagen, theils bei Trauerfeierlichkeiten für hohe Verstorbene und bei Dankfesten. Es waren Compositionen von Hasse, Bach, Vogel, Dittersdorf, Neumann, Sales, Haydn u. A. Außerdem wurden in der Fastenzeit Oratorien gegeben, die kirchengeschichtliche oder biblische Stoffe hatten, wie das befreite Bethulien, Joas, die Bekehrung des h. Augustin, die h. Helena, der Tod Jesu von Rossetti u. a. Am meisten liebte der Hof und die höhere Gesellschaft sowohl kleinere Conzerte für mehr private Kreise, in denen selbst einzelne Cavaliers und Damen, wie die Gräfin Kesselstadt, Freiherr von Dalberg, die Grafen Wittgenstein und Leiningen mitwirkten, als auch größere Academien, in welchen gewöhnlich eine Symphonie, mehrere Conzertstücke für einzelne Instrumente, endlich Arien, Duette, Quartette, selten wie im Mai 1788 unter Righinis Leitung Chorgesänge vorgetragen wurden. Die Wahl der Compositionen hing natürlich von der Geschmacksrichtung der Zeit ab; es wird genügen, die beliebtesten Meister zu nennen: Paessiello, Pleyel, Kotzeluch, Bach, Haydn, Winter, Righini, Cherubini, endlich Mozart. In diesen Academien ließen sich die heimischen Virtuosen und auswärtige Künstler von Ruf öfters hören und wurden für Compositionen und Vorträge vom Kurfürsten nach Verdienst beschenkt: der Violinist Danzi erhielt bei einer solchen Gelegenheit 100 Gulden, Sales eine goldene Dose, Paradies außer einer solchen noch 30 Carolin, Righini desgleichen eine Tabatière und 40 Louisdor; der kleine Andr. Anschütz, der Enkel des Hoftrompeters, Componisten und Organisten Franz Casp. Anschütz, da er 10 Jahre alt im Dicasterialbau am Clavier stehend vor dem Kurfürsten gespielt hatte, bekam zur Ermunterung 11 Gulden

und hat das auch als Staatsprocurator und Director des Musikinstituts nie vergessen. [1]) — Bevor das Theatergebäude gebaut war, hatte der Kurfürst an seinem Hofe zu Ehrenbreitstein eine Oper eingerichtet; schon im October 1769 übertrug er die Aufsicht über die Garderobe dem Kammerdiener Musso, der an jeden Darsteller bei der fünften Vorstellung ein paar seidene Strümpfe und ein paar Schuhe, bei der 3ten Darstellung ein paar lederne Handschuhe zu geben hatte, dagegen Bänder, italienische Blumen und „alles andere zu einer Oper Gehörige" sich zurückliefern lassen mußte. Daß die Hofmusik später auch das Theater unterstützte, ist bereits angeführt, und schließlich sei nur noch erwähnt, daß der größte Theil der Kapelle dem Kurfürsten auch zum Sommeraufenthalt nach Kärlich und Schönbornslust auf der langen Wurst und in anderen Hofwagen nachfuhr, wenngleich dadurch die Kosten der Campagne sehr stiegen. Es bedarf nach diesen Mittheilungen kaum einer Auseinandersetzung, welchen Einfluß die musikalischen Unterhaltungen bei Hof bald übten, wie sich allmählich Sinn und Geschmack für Musik auch bei den bürgerlichen Familien verbreitete, wie die im großem Comödiensaale zum Besten der Hausarmen gegegebenen Winterconzerte von Leuten aller Stände zahlreich besucht wurden, und wie eifrig namentlich das Clavier- und Violinspiel betrieben wurde. Herr Kammermusikus Gitter machte mit seinem Musikalienhandel ganz gute Geschäfte, der Hoforgelmacher Senft suchte neue Erfindungen bei Anfertigung von Instrumenten zu machen, und Spinette, Clavecins, Clavicorde,

---

[1]) Nach persönl. Mittheilung von Anschütz; das Geschenk „einer Carolin" in den Acten der Hofmusik verzeichnet. Schon am 16. Febr. 1782 hatte sich der kleine Andreas in Mainz vor dem Kurfürsten und im adeligen Gesellschaftshause öffentlich mit allgemeinem Beifall hören lassen.

wohlconditionirte simple und Hammerclaviere oder Fortepianos mit Rückdämpfung, mit drei bis fünf Veränderungen im Saitenwerk waren gesuchte Waare; ja es läßt sich eine gewisse Uebertreibung in dieser Musikliebhaberei nicht verkennen; rühmen doch losledige Männer, die eine Bedientenstelle suchen, neben der Kunst im Frisiren und Rasiren auch ihre Geschicklichkeit an, „das Clavier zu schlagen und etwas auf der Violin zu geigen." Es ist diesen Einwirkungen des Kurfürsten vor Allem zuzuschreiben, daß Coblenz überhaupt eine die Musik liebende und bevorzugende Stadt wurde, daß junge Talente Anregung und Ermunterung fanden, so daß selbst nach den ersten Jahren der französischen Herrschaft die Reste der Hofcapelle sich wieder sammelten, daß der allgemeine Wunsch nach Verherrlichung des Gottesdienstes durch musikalische Messen und nach größeren öffentlichen Conzerten erfüllt werden und das Musikinstitut unter der Leitung von Andr. Anschütz entstehen konnte.

Mit der musikalischen Bildung, die sich in der Coblenzer Bürgerschaft solchen Beifalls erfreute, läßt sich am füglichsten zusammenstellen, daß auch andere Neigungen und Liebhabereien des Kurfürsten für Kunst und Wissenschaft Nacheiferung erweckten, und daß öffentliche Institute zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse von ihm ins Leben gerufen wurden. Dahin gehören Sammlungen von Naturalien, Gemälden und Kupferstichen, die Gründung einer öffentlichen Bibliothek und Lesegesellschaft, so wie die Förderung einzelner Buchhandlungen und Buchdruckereien. In seinem Schloßgarten zu Kärlich ließ Clemens W. merkwürdige ausländische und einheimische Bäume und Sträucher anpflanzen und die auf Blech bezeichneten Namen derselben daneben anbringen. Er gab im Januar 1783 dem Geh. Rath Beck Auftrag, ein Cabi-

net hierländischer Mineralien anzulegen und erließ Befehl an das Bergamt, besonders an den Berginspector Jacobi, alle „Schau- und Lehrstufen“ dahin abzuliefern. Und alsbald bildeten sich mehrere Freunde der Natur ihre Privatcabinette, unter denen namentlich das des Canonicus von S. Florin, Heinr. v. Umbscheiden, bei den Zeitgenossen sehr geschätzt war. Man fand da „manche Seltenheiten von Naturalien, die man in den ersten fürstlichen Cabinetten nicht antrifft.“ Ein Zimmer war mit ausgebalgten Vögeln aus verschiedenen Zonen, immer Männchen und Weibchen zusammen, gefüllt. Eben derselbe geistliche Herr theilte auch die Vorliebe des Kurfürsten für Kunstgegenstände, besonders für schöne Gemälde. Meisterstücke aus der italienischen, niederländischen, deutschen und französischen Schule schmückten sein vor dem Löhrthor gelegenes Landhaus, zu welchem er Fremde freundlich zuließ. Nur einen geringen Theil seiner Kunstschätze konnte er vor dem Eindringen der Franzosen nach Pfaffendorf retten, aber neunzehn Jahre lang ist er auch mit keinem Schritte wieder auf das linke französisch gewordene Rheinufer gekommen. Pastor Lang in Neuendorf gewann damals dieselbe Liebhaberei und begann die Bilder und Bücher zu sammeln, die er bei seinem Tode der Stadt Coblenz vermachte. Daß selbst bedeutende Maler, wie Januarius Zick, hier ihren Sitz hatten, ist schon erwähnt. Außer den Fresken im Schlosse malte er eine große Zahl Bilder für den Chor der Florins- und Castorkirche.[1]) — Um die Interessen des kurfürstlichen Dienstes und der Wissenschaften zu fördern, und überhaupt nützliche und aufklärende Kenntnisse zu verbreiten, beschloß Clemens W. im Februar 1779 eine öffentliche Biblio-

[1]) Ueber seine Gemälde vgl. Dr. Ant. Richter, S. Castor 3. Aufl. p. 144.

thek in Coblenz zu gründen. Er verhandelte damals mit dem Kanzler la Roche darüber, ernannte als Commissarien erst den Geh. Rath von Lassaulx und den Hofrath Freiherrn v. Westerholdt, fünf Jahre später die Regierungsräthe Bender und Weckbecker, so wie den Geh. Rath Cohausen, „begnehmigte" den Vorschlag, daß von jedem neu zu ernennenden niederen und höheren, geistlichen und weltlichen Beamten ein einmaliger Beitrag von fünf bis zwanzig Gulden dazu bezahlt werde [1]), und sprach die Erwartung aus, daß sowohl die Landstände, wie Einzelne es nicht würden an Schenkungen fehlen lassen. Besonders sollten für den kurf. Dienst unentbehrliche Werke aus der Zeit nach dem westphälischen Frieden, die den Gebieten der Reichsgeschichte, Genealogie, Diplomatik, des Staatsrechts und der Kameralwissenschaften, der Theologie, Geographie, Naturgeschichte und Kunst angehörten, ferner aber auch classische Autoren und schönwissenschaftliche Schriften angeschafft werden. Den Maßstab für manche dabei nöthigen Einrichtungen nahm man von der Göttinger Bibliothek her. Als Local wurde nach einigem Schwanken, ob nicht der Dicasterialbau den Vorzug verdiene, trotz des Widerspruchs des damaligen Schulpräfecten der große Saal des Collegiums gewählt, doch wurde der ursprüngliche Plan, die Exjesuitenbücher der Bibliothek einzuverleiben, aufgegeben. Die Anschaffung der nöthigen Utensilien erleichterte die Freigebigkeit des Kurfürsten und die Geschicklichkeit des Baumeisters Gärtner. Als Bibliothekare mit einem Gehalte von 50 Gulden standen unter den Regierungscom-

[1]) Noch im Sommer 1793 zahlte der Paderborner Domherr C. Th. Freiherr von Redwitz, als er kurf. trierischer Kämmerer wurde, außer der Canzleitaxe von 21 Thlr. einen Bibliothekbeitrag von 10 1/3 Thlr.

missarien erst der Dechant von S. Castor, Corn. Pesgen, „der aber nicht viel that," dann der Professor Weber, der bald nach Trier versetzt wurde, und seit dem November 1784 der Professor Joh. Mathie. Regierungsrath Weckbecker machte ganz praktische Vorschläge über Anschaffung und Erhaltung der Bücher, wie Auctionen zu benutzen seien, wie hauptsächlich Werke, die der Einzelne sich nicht anschaffen könne, gekauft werden sollten, und wie der Bibliothekar für Sicherung der Bücher sorgen müsse.¹) Bis zum Herbst 1784 betrug die Einnahme schon 4241 Gulden, und es waren die ansehnlichen Büchersammlungen des verstorbenen Kanzlers Pet. Dom. Haack und des Hochgerichtsschessen Liel, so wie eine große Zahl einzelner werthvoller Werke Eigenthum der Bibliothek geworden. Vom Januar 1785 an wurde die öffentliche Benutzung derselben gestattet. Ein Catalog derselben lag immer in der Lesegesellschaft offen.

So nannte sich ein Verein von 102 der angesehensten Personen, welche im Januar 1784 mit Genehmigung des Kurfürsten zusammentraten, um auf gemeinschaftliche Kosten Zeitungen, periodische Zeitschriften, Journale und neue Werke aus allen Wissenschaften anzuschaffen, in einem gemietheten Locale

---

¹) Ueber die Anlage der Cataloge und die Aufstellung der Werke hatte Weckbecker originelle Ansichten; er wollte diese nach sieben Hauptdisciplinen ordnen, „die in einer inneren Vereinbarung stünden": Die Gottesgelahrtheit habe durch Concilienkenntniß mit der Rechtswissenschaft, diese durch das Naturrecht mit der Weltweisheit, diese durch die Naturgeschichte mit der Heilkunde, diese durch die Anatomie mit der Mathematik, diese durch die Zeitrechnung mit der Geschichte, diese durch die Romane mit der Philologie, und endlich diese wieder durch die Mythologie mit der Theologie ihre Verbindung.

aufzulegen und so zur allgemeinen Bildung beizutragen. Jeder Theilnehmer zahlte jährlich einen Beitrag von einem Carolin. Es waren acht der bedeutendsten deutschen und drei französische Zeitungen aufgelegt, ferner vierzehn Zeitschriften, z. B. die Halleschen, die Göttinger gelehrten Anzeigen, der deutsche Mercur, das deutsche Museum, Schlözers Staatsanzeiger, Meusels historische Litteratur &c., ferner Real- und Zeitungslexica, Encyclopädien, technologische Wörterbücher, Kupferstiche, Globen, Atlanten u. s. w. Auch geeignete Bücher und Brochüren wurden angeschafft, und nachdem sie einige Wochen aufgelegen hatten, den Mitgliedern zu häuslicher Lectüre geliehen. Der Kurfürst stellte es dem wohlthätigen Sinne der Gesellschaft anheim, den Vorrath ihrer gelesenen Schriften nach einiger Zeit der Bibliothek umsonst oder um einen billigen Preis zu überlassen. Welche Wohlthat dergleichen Einrichtungen für Coblenz waren, erkannten die gebildeten Einwohner und Fremde, welche man in liberaler Weise zuließ, gerne an, und schon aus den angeführten Schriften läßt sich leicht ersehen, daß der geistige Horizont gegen früher sehr erweitert, daß nicht ängstlich allzuenge politische oder religiöse Gränzen gezogen, sondern nur Rücksichten auf die Erleichterung und Verbreitung wissenschaftlicher und nützlicher Erkenntniß genommen waren. Als sich jedoch in Folge der Revolution bedenkliche Bewegungen bei den Zusammenkünften in der Lesegesellschaft kund gaben, und aufgeregte Raisonnements statt fanden, wurde dieselbe ebenso wie die in Trier durch eine Regierungsverfügung vom 15. October 1793 aufgehoben. — Litterarische Thätigkeit entwickelte sich in Coblenz nur in geringem Grade. „Obschon viele denkende Köpfe sich vorfänden," meinte Hr. Himmes, „so wäre doch wenig Hang zur Schriftstellerei." Es gab bis zum J. 1797 nur

eine einzige Buchdruckerei, die der Geschwister Krabben.[1]) Der Buchhandlungen entstanden unter der Regierung des letzten Kurfürsten zwei, nachdem früher nur Buchbinder und zur Messe hierhin kommende fremde Buchhändler dieses Geschäft betrieben. Im Mai 1772 wurde Joh. Casp. Huber aus Grätz in Steiermark von dem Geh. Rath la Roche zur Aufnahme als Buchhändler empfohlen, „da diese Gattung von Gewerbe im trierischen Lande noch ganz fremd und unbearbeitet sei." Der Kurfürst gewährte ihm ein Privilegium auf 6 Jahre und gestattete unter der Bedingung, daß er das Bürgerrecht erwerbe, einen freien Buchhandel mit offenem Waarenlager so aufzurichten, daß er in theologischen und dogmatischen Dingen keine von der Kirche untersagten, keine gegen die guten Sitten anstößigen und keine vom kaiserlichen Fiskal und der Commission zu Frankfurt verbotenen Bücher debitire, weshalb eine Aufsicht angeordnet werden solle. Huber betrieb vorzugsweise Sortimentshandel; der Verlag umfaßte eilf für deutsche Land- und Stadtschulen und zwanzig für lateinische und höhere Schulen bestimmte Bücher.[2]) Elf Jahre später wie Huber bekam auch der im wilden Mann wohnende Gasthalter Joh. Mart. Himmes ein Privilegium, und die kurfürstlichen Commissarien, Official Beck und Reg.-Rath Weckbecker stellten, indem sie den Catalog einreichten, dem Kurfürsten anheim, ob protestantische Bibeln, Exegesen, theologische Abhandlungen, Predigten, Ge-

[1]) Am 16. August 1771 erhielten die Erben des Franz Krabben, nämlich Joh. Balth. Krabben und Kath. Ther. Comino geb. Krabbin, ein ausschließliches Privileg über die Hofbuchdruckerei, welches doch schon früher die Wittwe Christ. Krabbin gehabt hatte.

[2]) Es waren incorrecte Texte latein. und griech. Schriftsteller, Chrestomathien, elementa matheseos von Knoobt, praecepta ad stylum latinum, initia logices, die deutsche Vernunftlehre des Jesuiten Sels u. a.

sangbücher u. s. w. in der Berücksichtigung stehen bleiben sollten, daß Himmes, der bereits mit Fr. Eßlinger zu Frankfurt in Verbindung getreten war, auf die Erweiterung des Verkehrs und auswärtigen Handels mit anderen Religionsverwandten denke. Der Kurfürst genehmigte dies am 2. Juli 1784 mit dem Zusatze, daß die protestantischen Bücher nicht an andere Katholiken als an lehrende Theologen verkauft werden dürften. Auch der Himmes'sche Verlag war unbedeutend; die erste Ausgabe der Reise auf dem Rhein von Jos. Gr. Lang war dort in Commission gegeben; einträglicher war das kurtrier. Gesangbuch mit und ohne Noten. Dagegen umfaßte das reiche Lager Bücher aus allen Wissenschaften, und neue Erscheinungen aus der schönen Litteratur (z. B. der Musenalmanach von Voß und Göking, Lessings theatr. Nachlaß, Schillers Cabale und Liebe Höltys Gedichte &c.) fanden Absatz; Briefe von Asmus wurden selbst im Intelligenzblatt zur Unterhaltung abgedruckt. Nach dem Tode des Himmes 1793 wurde das Geschäft auf Pet. Thorn übertragen. Die Buchhandlungen waren angewiesen, an Studenten außer den gewöhnlichen Schulbüchern, deren Verzeichniß der Rector in den Herbstferien überschickte, keine Schrift ohne schriftliche Anweisung des Lehrers zu verkaufen. Die Censur blieb eine sehr milde; strenge Aufsicht trat erst 1790 unter der Einwirkung der französischen Ereignisse ein. Dagegen klagten die Buchhändler wohl über „Schleichhandel" auswärtiger besonders neuwiedischer Firmen, und erhielten von der Regierung das Versprechen des Schutzes gegen allen Nachdruck. — Auch in dem Gebiete des geistigen Lebens sind große durch die persönliche Anregung des letzten Kurfürsten eingetretene Aenderungen nicht zu verkennen; aber noch mancher Jahre hätte es bedurft, wenn das Neue neben und zum Theil an Stelle des Alten feste Wurzeln hätte fassen sollen.

9. Einwirkung der französischen Revolution; das Treiben der Emigranten.

Der Kurfürst war mit seinem Minister, dem Freiherrn von Duminique, während des Sommers 1789 in seinem Hochstift Augsburg. Als er Ende October zurückkehrte, nahmen ihn nicht blos die ehrwürdigen Väter des Capuzinerklosters zu Bornhofen, bei denen er übernachtete, freudigst auf und legten ihm und der Prinzessin eine Zahl der damals besonders beliebten Chronogramme „mit frommer Herzlichkeit zu Füßen," sondern auch die Bürger von Coblenz empfingen ihn mit alter Liebe. Als sich das Gerücht verbreitete, Deputirte hätten ihm bei der Ankunft eine Beschwerdeschrift überreicht, wurde Sorge getragen, daß die in den devotesten Ausdrücken der Freude und Dankbarkeit abgefaßte und vom Kurfürsten sogleich huldreichst beantwortete Adresse der treugehorsamsten Bürgerschaft abgedruckt wurde. Den begründeten Mißständen wurde, wie oben erzählt, allmählich abgeholfen und eigentlichen Unruhen vorgebeugt. Clemens W. fühlte indessen bald, daß sich in den wenigen Monaten gar Manches geändert habe, und daß die revolutionären Bewegungen in Frankreich und Belgien ihren Einfluß auch im Kurstaat Trier übten. Er fuhr zwar mit unermüdeter Thätigkeit und unerschöpflichem Wohlwollen fort, für das Beste der Unterthanen zu sorgen, den Bedürftigen Arbeit und Unterhalt, den Arbeitsunfähigen Unterstützung zu verschaffen; er ließ den ganzen Winter durch an dem Residenzgarten weiter arbeiten, ansehnliche Quantitäten seines Getreides verbacken und die Brode um einen geringen Preis an Arme in Coblenz und im Thal abgeben, aber er suchte auch ernstlichst die Eintracht zwischen Obrigkeit und Unterthanen und die weltliche wie die geistige Autorität zu stärken. Man sagt, er sei damals aus einem Aufklärer ein Reactionär geworden, man kann mit gleichem

Recht sagen, er habe die Stärke gehabt, dasjenige zu ändern, was er in früheren Maßregeln Irrthümliches, Mangelhaftes oder Verkehrtes erkannte; jedenfalls besaß er die Kraft der Selbstüberwindung, sich selbst dabei nicht zu schonen. Ist hier auch nicht der Ort, die dem ganzen Erzstift angehörende kirchliche Wirksamkeit des Erzbischofs darzustellen, wie er die Zahl der 38 Festtäge auf die Hälfte beschränkte, die Processionen minderte, den Weihbischof von Hontheim väterlich zum Widerruf seines Febronius bewog, dem überstürzenden Eifer Josephs II. muthig entgegentrat, Abteien und Klöster reformirte,[1]) wie er endlich in dem Nunciaturstreit und den Emser Punctationen 1785 die Rechte des Oberhauptes der Kirche einschränken und die erzbischöfliche Gewalt ausdehnen zu wollen sich verleiten ließ, so muß doch die auch in Coblenz großen Eindruck machende Erklärung erwähnt werden, durch die er von dem Emser Congresse zurücktrat. Er that dies am 20. Febr. 1790 auch deshalb, weil „die Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern dermalen ganz besonders nöthig sei, und weil er bei den gegenwärtigen sehr bedenklichen Zeiten auch nur den geringsten Anlaß zu einem Aergerniß zu vermeiden und dem ihm untergebenen Volke ein Beispiel der Unterwürfigkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu geben, als seine vorzüglichste Pflicht ansehe." Daß er in solcher Gesinnung bei dem Unterrichtswesen neben den Profanwissenschaften die Wichtigkeit der christlichen Lehre noch mehr wie früher betonte, die Aufsicht über Lehre und Lehrer in höheren

---

[1]) Für Coblenz gehört hierhin die Aufhebung des in gänzliche Armuth versunkenen Klosters der Weißer Nonnen im Mai 1794 und dessen Umwandlung in ein städtisches Krankenhaus. Ueber die geistl. Wirksamkeit ist die erschöpfende Darstellung von Marx (Geschichte des Erzst. Trier V) zu vergleichen.

und niederen Schulen geistlichen Behörden übertrug, in Betreff des Buchhandels strengere Verordnungen gab und die Lesegesellschaften aufhob, war natürlich. Andere in Folge der Revolution ergriffene Maßregeln werden am füglichsten in der folgenden Darstellung dessen, was in den Jahren 1789 bis 1794 zu Coblenz geschah, Erwähnung finden.

In den Lebensverhältnissen der Stadt riefen die Folgen der französischen Revolution große Veränderungen hervor. Die Auflösung der Ordnung, die Vernichtung so vieler auch im trierischen Lande fest bestehenden Rechte, der zur vollen Anarchie führende Freiheitssturm wurden wie überall in allen einzelnen Phasen mit den gemischtesten Gefühlen und großer geistiger Aufregung begleitet. Das Publikum erhielt, abgesehen von anderen Zeitungen durch das zweimal wöchentlich erscheinende, von der Regierung beeinflußte und „der neuen Freiheitsseuche“ von Anfang an ungünstige Intelligenzblatt während des Jahres 1789 ziemlich vollständige Kenntniß der Hauptereignisse. Bald kamen lebende Zeugen derselben. Der Graf Artois langte mit zahlreicher Begleitung schon am 7. August im hiesigen Posthaus an; diesmal noch nicht, um zu bleiben. Er nahm das Schloß, die Jacht, die Festung in Augenschein und reiste am folgenden Tage weiter. Im November folgten die Erzherzogin Maria Christine und Herzog Albrecht von Teschen; sie hatten die aufrührerischen Niederlande auf kaiserlichen Befehl verlassen, verweilten fast einen Monat beim Kurfürsten und siedelten dann nach Poppelsdorf über. Man erhielt aber auch aus unmittelbarer Nähe beunruhigende Nachrichten, daß in Folge der revolutionären Bewegungen sich räuberisches Gesindel zusammenrottire und Gewaltthaten verübe. Die Regierung mußte auf die schärfste Controle an den Thoren dringen, das Jägercorps durch das Gallscheider Gericht streifen, der Amtsverwalter

Herger zu Boppard das Gesindel auf dem rechten Rheinufer verfolgen. Unruhestifter in Boppard wurden zur Flucht genöthigt, und scharfe Rechtssprüche gegen sie erlassen. Das biedere Benehmen der Wollweberzunft zu Trier gegen die dortigen Störer der Ordnung wurde dagegen als nachahmenswerthes Beispiel edler deutscher Denkungsart den Coblenzern empfohlen. Man bewunderte, als mit dem Freiheitsgeiste auch das Elend über die Gränzen Frankreichs in das aufrührerische Lüttich eingezogen war, die Schnelligkeit in den Entschlüssen des Berliner Hofs und in der Bewegung seiner Truppen; es kamen kurpfälzische Dragoner und Würzburger Truppen auf der Fahrt gegen die Empörer durch, von dem Kurfürsten und der Prinzessin begrüßt und bewirthet, und im Juni 1790 rückte das Trierer Contingent von hier aus, um im November ohne Lorbeeren zurückzukehren. — Das waren Vorspiele. Den ersten und einzelnen Auswanderern folgten immer größere Schaaren; man vernahm genaue Berichte über die Noth in Frankreich und die von den Erzählern selbst gesehenen Greuelscenen; es wurde reichlich ersetzt, was das Intelligenzblatt verschwieg, welches vom Januar 1790 ab nur selten eine gleichgültige Nachricht aus Frankreich brachte, von allen erschütternden Ereignissen kein einziges mehr meldete, und nicht einmal die ankommenden Fremden, wie früher, zu verzeichnen wagte. An geschärften Befehlen, genaues Augenmerk auf die Fremden, ihren Aufenthalt, Umgang und ihr Betragen zu haben, dieselben beim geringsten Verdachte eines die Ruhe störenden Empörungsgeistes sorgsam auszufragen und nach Umständen auszuweisen, ließ die Regierung es nicht fehlen. Es bestätigte sich, daß französische Emissäre ausgesendet worden waren, die, als unglückliche Vertriebene oder als Bedienten verkleidet, auftraten und Andere in den Schwindelgeist hineinzuziehen suchten. Dem Stadtschultheiß

wurde im September 1790 ein ganzes Verzeichniß derselben eingehändigt.

Nachdem der bekannte frühere Finanzminister von Calonne die Wege dazu gebahnt hatte, schlug der zweite Bruder des franz. Königs, Graf Artois, bei seinem Oheim, dem Kurfürsten von Trier, seinen bleibenden Sitz auf (15. Juni 1791) und machte Coblenz zum Hauptsammelplatze der Emigranten. Geflüchtete Prinzen, Grafen und Marquis, Marschälle und Offiziere der verschiedensten Rangstufen und Waffengattungen, Minister und Hofleute, Cardinäle, Bischöfe und Abbés, Frauen von hohem und niederem Adel, würdige und unwürdige Personen, Reiche und Arme fanden sich für kürzere oder längere Zeit hier ein. Hatte das Coblenzer Publikum schon beim hohen Umgang (23. Juni 1791) Gelegenheit gehabt, über die große Zahl der Fremden und den Glanz der franz. Uniformen zu staunen, so mehrte sich die Menge doch noch bedeutend, als im Juli nach glücklich gelungener Flucht „Monsieur", der Graf von Provence, und „Madame", seine Gemahlin, mit ihrem Gefolge hier anlangten. Der Stadtschultheiß von Hommer berechnete die Zahl der vom Juni 1791 bis zum Februar 1792 hier domicilirenden Franzosen auf 3000, obwohl in den Listen der franz. Generale nur ungefähr 1300 aufgeschrieben seien. Die Anwesenheit der vielen Fremden und ihr Treiben und Leben übte einen ungeahnten Einfluß auf alle socialen Verhältnisse. An Wohnungen war bald Mangel, und es wurden ungeheure Preise bezahlt; die Gasthäuser waren überfüllt. In den drei Reichskronen mietheten sich so viele französische Familien mit Bedienung, Pferden und Wagen ein, daß der damalige Gasthalter Thorn öffentlich dem Gerüchte widersprechen mußte, als könne er keine Fremden mehr aufnehmen. Der kurtrierische Hof war oft vollständig

besetzt, und Posthalter Barth sah meistens gegen 150 Gäste an seinem Tische. Wer irgend, mochte er vom Raths- oder Bürgerstande sein, eine Wohnung möbliren, Stallungen entbehren oder Remisen einrichten konnte, der bot sie für Fremde an. Möbel aller Art, Spiegel, Wandleuchter, Marmortische, Tresorschränke ꝛc. liest man fast in jeder Nummer des Intelligenzblattes zum Kaufe angezeigt. Die Schreinerzunft mußte es geschehen lassen, daß die Stadtbewohner wegen dermalen vieler einlogirter Franzosen für ihre Nothdurft Schreinerarbeit sich von auswärts kommen ließen, und daß ein lebhafter Handel mit Metzer und Mannheimer Stühlen betrieben ward. Und was für Summen wurden auf Putz, Kleidung, Uniformen, Luxusartikel u. s. w. verwendet! Die Schneiderzunft, welche 1789 von 64 auf 50 Meister hatte reducirt werden sollen, zählte 1792 sogar 72 Meister, darunter 16 Weibsschneider. Die Handwerksleute hatten, als die Prinzen ihre Garden montiren ließen, alle Hände voll zu thun, und die Einheimischen konnten für schweres Geld kaum das Nothwendige erhalten; ein paar Schuhe kosteten, das galt als unerhört, einen ganzen Conventionsthaler. Die Krämer setzten ihre Waaren, Tuch, Borden, Hüte, Epauletten, Cocarden, Federn, Seide ꝛc. mit bedeutendem Gewinn ab. Die Beschwerden der Nimmersatten über verbotenen Waarenhandel des franz. Secretärs Maupas mußten abgelehnt werden; der Gesandte v. Vergennes wies dem Oberamtmann nach, daß nur Tuch zur Uniformirung einer Compagnie verschrieben worden war Kutschen und Kaleschen nach neuester Construction, Reit- und Wagenpferde, nicht weniger Parfüms jeder Gattung, wohlriechender und nicht riechender Puder beliebiger Farbe, Oele, Pomaden, Tincturen, Wässerchen ꝛc. fanden zahlreiche Abnehmer. Die Herrn Lallier und Lacomparte hielten reich assortirte Lager auserlesener Galanterie-

und Bijouteriewaaren. Und nun Essen und Trinken! Es ist bekannt, welche Verschwendung bei der Tafel der Prinzen herrschte, und wie die kurf. Hoftafel einen früher nicht üblichen Aufwand für die zahlreichen Gäste machen mußte. Die 20 Köche der Prinzen, die Conditoren sammt dem Kapaunenstopfer Schickhausen und seinen Gehülfen hatten unendliches Material nöthig; Gaumen der verwöhntesten Art mußten in den Gasthöfen befriedigt werden, und es war eine seltene Erscheinung, daß zwei Franzosen sich nach einem bürgerlichen Tisch umthaten. Waren auch früher wohl am Hof und bei der Noblesse kostbare fremde Weine, Champagner, Burgunder, Muskat, Malaga, Xeres an festlichen Tagen getrunken worden, und bei Mülhens, Grand, Zweifel, Mosler u. a. m. vorräthig gewesen, so wurden sie jetzt doch in Masse gebraucht, und manches sonst hier unbekannte edle Gewächs, Constantia, Corsikanischer, Frontignan, S. Perry, Stein- und Leistenwein der besten Jahrgänge von 1728—83, nebst ausgesuchten Delicatessen, Austern, Seeenten, Seezungen u. dgl. wurden in deutscher und französischer Sprache feil geboten. Auch die gewöhnlichen Lebensmittel, so wie Holz und Kohlen stiegen bei dem starken Verkauf sehr im Preise; der Erzbischof mußte bei dem Mangel an Fischen Dispens von Fasten- und Abstinenzgeboten ertheilen; der Minister ließ dem Magistrat vortragen, er selbst wolle, so lange die vielen Fremden in der Stadt wären, das Marktstandgeld mit vier Thalern wöchentlich an die drei Rathsdiener zahlen lassen, und „die feilhaltenden Marktgänger sollten zur Verwohlfeilung der Victualien von allen Abgaben frei sein.“ Die Holznoth war im Herbst 1791 so groß, daß der Kurfürst eine Prämie von 300 Thlr. für denjenigen aussetzte, der zuerst 200 Klafter Brennholz à 12 Gulden an Private in Coblenz absetze. Indessen bedurfte man nicht blos Sachen, sondern auch Personen. Hatten viele der

vornehmen Fremden auch eine zahlreiche Dienerschaft mitgebracht, wurden zur Erleichterung auch viele amtliche Verordnungen und private Ankündigungen zugleich französisch abgefaßt, so mußte man doch für den gewöhnlichen Verkehr Leute haben, die beider Sprachen kundig waren. Es wurden mit guten Attestaten versehene Reitknechte und „Jacques", desgleichen Dienstmädchen und Kammerjungfern um hohen Lohn gesucht, die von Geburt Deutsche seien und etwas französisch sprächen. Die, welche Lust hatten, bei der franz. Garde Stalldienste zu leisten, erhielten freies Quartier, Montur und 12 fl. Kostgeld, und es wurden ihnen für die Zukunft große Vergünstigungen zugesichert. Die steigende Theurung mochte den Einheimischen wohl unangenehm sein, aber sie ertrugen sie leicht, da die ansehnlichsten Summen in Umlauf kamen, die meisten Bürger gutes Geld verdienten und manche gradezu reich wurden. Abgesehn von der aufrichtigen Theilnahme, die man anfänglich für die Vertriebenen fühlte und oft ungeheuchelt bei freudigen wie bei unglücklichen Nachrichten zu erkennen gab, sah man die Franzosen schon des materiellen Gewinnes wegen gern. Coblenz wurde selbst darum von anderen Orten beneidet; die Mainzer priesen ihre Wohnungen und Einrichtungen, die Vortheile des dortigen Aufenthaltes im hiesigen Intelligenzblatte an; manche Orte bewarben sich sogar um Zuweisung von Emigranten, und als im Januar 1792 die Franzosen größeren Theils ausgewiesen werden sollten, veranlaßten hiesige Bürger, wie der Glasermeister Engel und Schreiner Hilgert, schriftliche Remonstrationen, die unter Androhung von Festungsstrafe „verhoben" werden mußten.

Hatte Coblenz durch die Emigranten einerseits materiellen Gewinn, so litt es anderseits doch großen sittlichen Schaden. Es ist kein Zweifel, unter den Emigranten gab es

viele wirklich noble und würdige Personen, theils solche, die ihr herbes Schicksal mit Ergebung trugen, die, nachdem sie Alles, was ihnen theuer war, altererbte Besitzungen, oft selbst die nächsten Angehörigen, verloren hatten, ihrer Ueberzeugung treu, Dienste bei den Truppen der Prinzen suchten und in der Noth den Heroismus besaßen, sich von Milch, Kartoffeln und ein Bischen Brot zu nähren, oder auch einstweilen sich als Lehrer, die Damen als Gouvernanten eine ärmliche Subsistenz zu sichern, theils solche, die im Besitze geretteten Reichthums denselben zum Besten ihres unglücklichen Vaterlandes verwenden, ihren König aus schmachvoller Abhängigkeit retten, die Hoffnung auf bessere Zustände in Gottvertrauen nicht aufgeben wollten. Ihnen schenkten die Einwohner allgemein die größte Hochachtung. Man sah sie häufig den in der Jesuitenkirche für die Franzosen eingerichteten Gottesdienst und die französische Predigt des Pfarrers von S. Paul besuchen, während andere, meist jüngere Franzosen in den Kirchen durch ihr lärmendes Auftreten und anstößiges Umhergaffen den Coblenzern Aergerniß gaben. Die bei weitem größere Zahl dieser jungen Cavaliere, Hofleute und Offiziere kannte nämlich in ihrem Uebermuth und Leichtsinn, ihrer Frivolität und Unsittlichkeit keine Gränzen; die gewöhnlichsten Forderungen des Anstands, der öffentlichen Ordnung, der Volkssitte und Religion wurden von ihnen verletzt. Auch davon einige Beispiele! Die Offiziere mit ihren Domestiken machten sich bei ihren Spazierritten in der Weißer Gemarkung ein Vergnügen daraus, ihre Pferde über die Felder galoppiren zu lassen und die Bauern, welche um Schonung ihrer Früchte baten, mit Pistolen zu bedrohen. Der Herzog von Guiche schonte selbst des Kurfürsten schöne Bosquets und Rasenplätze vor der Residenz nicht, bis ihn der Corporal Roll Bekanntschaft mit seinem Haselstock machen ließ.

Andere erlaubten sich im Thal den Spaß, durch starkes Schießen die Bürger glauben zu machen, es sei ein Brand ausgebrochen, und lachten die Herbeieilenden aus. Brand aber gab es durch die Unvorsichtigkeit der Franzosen jeden Augenblick. Die Schreiben, welche der Stadtschultheiß an den Generallieutenant von Miran mit der Bitte richtete, daß er Ordres gegen solche Ungebühr erlasse, hatten selten Erfolg; eben so wenig die Mittheilung, daß sämmtliche Wirthe durch kurfürstliche Anordnung angewiesen seien, keine Hazardspiele zu dulden. In solchen Spielen sich aufzuregen, gehörte zu ihren Lieblingsvergnügen, noch mehr die Raufereien und Duelle, die sich daran anschlossen. Hofrath Schmitz klagte im Januar 1792 über die Unordnung der jungen Franzosen, „die sich bei ihrem Hang zu Ausgelassenheiten auf den Maskenbällen nicht in die Sitte des hiesigen Landes fügen wollten," und die kurfürstliche Regierung mußte verordnen, daß allen Masken der Ballsaal verschlossen sei, daß Niemand dort mit Stock oder Degen erscheinen, sich den Tanzenden in den Weg stellen, durch die Colonnen der Englisch Tanzenden quer durchlaufen, beim Walzen sich hindernd an der Seite andrängen und beim deutschen Tanzen anderen Paaren voraneilen dürfe, daß vielmehr jeder sich nach der Tanzordnung richten, sich bescheiden und anständig halten, Mißverständnisse gütlich beilegen und dem wachthabenden Offizier folgen müßte. Erst die Mitaufsicht eines franz. Oberoffiziers brachte Ordnung. Wie rücksichtslos drängten sich diese Emigranten in die Antichambres des Kurfürsten, aller Anordnungen der Hofbeamten spottend, wie baar aller sonst so gerühmten franz. Höflichkeit nahmen sie uneingeladen an der Hoftafel die Plätze ein, die den gebetenen Gästen bestimmt waren! Und doch war dergleichen jugendlicher Uebermuth der bei anderen Gelegenheiten auch sehr liebenswürdigen und ver-

schwenderisch wohlthätigen Fremden noch zu ertragen; dagegen wurden ihre Anmaßungen in politischen Verhältnissen, wovon nachher Näheres, besonders aber ihre Liebeshändel und Ausschweifungen mit allen die öffentliche Sittlichkeit verderbenden Folgen allmählich der Gegenstand des gerechtesten Unwillens. Es hatte sich in Coblenz eine so große Zahl französischer Weibspersonen gesammelt, daß die kurfürstliche Conferenz der Regierung im Frühjahr 1792 den Befehl zugehen ließ, zunächst die zwei Polizeicommissarien, den Hochgerichtsscheffen Scholl und den Franzosen de Rey zur Verantwortung darüber zu ziehen, wie sich bei der ihnen aufgetragenen Aufsicht so viele Französinnen ohne Legitimation hätten einschleichen können, dann aber alle, die sich ohne ehrbare Verrichtung hier aufhielten, binnen 24 Stunden aus der Stadt schaffen zu lassen. Es war das nicht zu verwundern, da von oben das Beispiel gegeben wurde. Monsieur hatte die Dame d'atour seiner Gemahlin, Frau de Balby, Graf Artois die Madame de Polastron und andere der angesehensten Emigranten andere einflußreiche Geliebte bei sich; sie führten ihr in Versailles gewohntes Leben fort und gaben Veranlassung, daß man „von der Herrschaft der vierzig Sultaninnen," deren Umtrieben und Cabalen öffentlich sprach. Mancher würdige Mann mußte sich bequemen, dieser Damen Gunst zu suchen, um seine berechtigten Ansprüche bei den Prinzen erfüllt zu sehen. Gegen dieses Aergerniß richteten weder die Vorstellungen des Kurfürsten, noch der Tadel und die Unzufriedenheit besonnener Franzosen etwas aus. [1]) Viele der adeligen Herrn, jung, schön, reich, an Abenteuer ge-

[1]) Das vom Rh. Antiqu. I, 1, 56 vorgeschlagene iusto milieu vermag ich in dieser Beziehung nicht zu finden und stehe auf der Seite des Oberhofmarschall von Boos.

wöhnt, in listigen Verführungskünsten erfahren, brachten Unglück in ehrbare Familien. Und wie die Herrn, so die Diener; die Corruption nahm in einem Grade zu, daß Jahrzehente dazu gehörten, Besserung zu bewirken.[1]) Zu solcher Sittenlosigkeit kam bei gränzenloser Verschwendung auch nach und nach Verschuldung; im Sommer 1792 vermochten viele Emigranten nicht mehr baar zu bezahlen, was sie brauchten; die Prinzen selbst kamen in Geldverlegenheiten, die Zuschüsse fremder Höfe verminderten sich. Die meisten Franzosen fanden zwar Credit, aber mancher Einwohner verlor Waaren und Geld; gegen Klagen suchten die Prinzen ihre Franzosen zu schützen; als ein Herr von Blonquet auf die Klage eines Geschäftsmannes beim Scheffengericht verhaftet wurde, nahm sich Graf Artois heraus, den Statthalter v. Kerpen sehr heftig und aufgeregt um dessen Befreiung anzugehen, so daß der Kurfürst auf den Rapport darüber schrieb: „Es ist sicher, daß der Graf Artois in solchen Sachen nichts versteht und glaubt, daß wie früher zu Versailles die Gerechtigkeit den Ansichten des Hofs und der Gunst der Prinzen weichen müssen.“ Die niederen Stände unter den Franzosen, Bediente und Soldaten, legten sich auf Diebereien; selbst im Schlosse kamen die silbernen Unterschalen der Wandleuchter und die goldenen Crepinen bei zahlreichen Gesellschaften abhanden. In dem Intelligenzblatt hören beim Abzuge der Franzosen die bis dahin sich häufenden Anzeigen über gestohlene und vermißte Sachen auf einmal auf.

Am bedenklichsten gestaltete sich das politische Verhalten der Emigranten. Der Kurfürst war anfänglich, als er die aus Frankreich Geflüchteten aufnahm, nur von seiner angebornen Herzensgüte, von Mitleid für Bedrängte und Un-

[1]) Wer daran zweifelt, der lese die 2. Seite des Avis in dem Almanach d'adresses de la ville de Coblence pour l'an XII (1804) nach.

glückliche bewegt gewesen. Er und seine Beamten erwiesen den Prinzen die größte Aufmerksamkeit; Gastlichkeit wurde in einem Umfange geübt, der weit über alle Courtoisie hinausging; das Sommerschloß Schönbornslust mit aller glänzenden Einrichtung wurde den Neffen des Kurfürsten und ihrem Gefolge eingeräumt, für ihre Tafel verschwenderisch gesorgt. Als sie vor dem Winter in den Leyenschen Hof übersiedelten, wurde auch dieser mit kurfürstlichen Meubeln versehen; der Magistrat mußte für gutes Pflaster und helle Beleuchtung in den benachbarten Straßen sorgen; der Minister von Duminique, der sich den Fremden überhaupt sehr angenehm zu machen suchte und selbst die Vermittlung übernahm, daß sie zuverlässige Diener erhielten, traf persönlich alle Vorkehrungen gegen Feuersgefahr in der prinzlichen Wohnung. Zu dem Mitleiden und der Hospitalität gesellte sich wohl allmählich auch politische Antipathie gegen das revolutionäre Frankreich, nicht blos weil dort jede Art der Autorität untergraben wurde, sondern auch weil der Besitzstand der Trierer Metropolitankirche und die geistlichen wie weltlichen Rechte derselben beeinträchtigt wurden. An gefährliche Folgen hatte der Kurfürst jedoch bei der Aufnahme der Fremden ebenso wenig wie andere Leute gedacht. Seit dem Spätsommer 1791 trat die politische Gefahr in den Vordergrund.

Es begann sich eine der schwierigsten Lagen für den Kurfürsten zu entwickeln. Coblenz wurde der Mittelpunkt der Contrerevolution; es etablirte sich hier das äußere Frankreich, ein fremder Staat im Kurfürstenthum Trier. Die Prinzen hatten ihren eigenen Staatsrath; der Generallieutenant von Baudreuil und der Bischof von Arras waren die einflußreichsten Mitglieder. Calonne, der alte Günstling des Grafen Artois, schaffte Subsidien von den befreundeten Höfen; bald nahm er auch mit seinen Trabanten Prioreau und Rey die Sorge für

die Sicherheit der Stadt in die Hand; es bestand neben der einheimischen nun eine französische Polizei. Als Kriegsminister trat der alte Marschall von Broglio auf, die Generale von Miran, von la Rostère, Janson, von Martange u. a. standen unter ihm. Eine Kriegsmacht wurde hier und in den benachbarten Dörfern und Städten gebildet; es werden genannt die Gardes du corps du roi (compagnie Ecossaise, c^{ie} de Noaille, c^{ie} de Grammont, c^{ie} de Luxembourg), Gardes de Monsieur, Gardes d'Artois; Musquetaires, Chevaulégers, Gendarmes, diese drei zusammen auch als les compagnies rouges bezeichnet; die compagnie des Gardes de l'institution de S. Louis, welche der Graf Vergennes ins Leben rief; das corps des hommes d'armes à pied et à cheval, die carabiniers, die dragons de Monsieur, d'Artois, d'Angoulème, die chevaliers de la couronne, die Provinzialcompagnien z. B. c^{ie} des gentilhommes de Dauphiné, de Provence, de Montauban 2c. 2c. Es waren Leute von streng royalistischer Gesinnung; manche Compagnien bestanden nur aus Offizieren und Edelleuten; aber im Kriege waren sie wenig zu fürchten, denn es fehlte vielen an Uebung und Waffen trotz alles Lärms, welchen sie trieben; in buntem Gemisch standen Greise, wie der alte Marquis Polignac, neben Knaben; frühere Cavalleristen dienten als Infanteristen, und manche Compagnie existirte, wie der Dombechant von Kerpen schreibt, nur auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit. Indessen mußte diese Errichtung bewaffneter Corps in Frankreich als eine Feindseligkeit betrachtet werden, besonders seit Ludwig XVI. die Constitution angenommen und die Ausgewanderten zur Rückkehr eingeladen hatte. Immer heftiger wurden die Reden in der Nationalversammlung gegen das Gebahren in Coblenz; jeder, der am 1. Januar 1792 nicht zurückgekehrt wäre, sollte

als Feind angesehen werden. Der König selbst erklärte, während des Kaisers Neutralität in den Niederlanden belobt wurde, am 14. Dezember 1791: „Ich lasse dem Kurfürsten von Trier eröffnen, daß ich in ihm nur einen Feind Frankreichs erkennen kann, wenn er nicht bis zum 15. Januar bewirkt, daß in seinen Staaten alle Zusammenrottirungen und feindliche Zurüstungen von Seiten der geflüchteten Franzosen aufhören."

Der Kaiser ließ durch seinen Geschäftsträger von Kornrumpf dazu ermahnen, die Unterstützung der Emigranten auf Gastfreundschaft zu beschränken; die geistlichen und weltlichen in Coblenz versammelten Landstände drangen immer aufgeregter und ungestümer auf neutrales Verhalten. Zwar hatte der Kurfürst schon früher alle fremde Werbungen verboten; sie waren dennoch geschehen. Ja noch mehr! Während der Minister von Duminique, der vom August an, wie er selbst sagt, Note auf Note mit Warnungen übergeben hatte, daß alle kriegerische Anstalten gehindert werden sollten, in Schwalbach war, wurden den Garden trierische Gewehre von der Festung zur Einübung junger Leute gegen Empfangscheine verabfolgt und konnten nachher nicht alle zurückerlangt werden. Der Kurfürst hatte dann am 19. November 1791 das Verbot der Werbungen verschärft und eine zweijährige Festungshaft für Werber und Angeworbene festgesetzt, auch jede Lieferung von Pulver, Flinten, Kugeln und Kanonen rc. untersagt. Er erklärte nun dem französischen Hof, er werde grade so handeln, wie der Kaiser, und erließ am 3. Januar 1792 ein gedrucktes Reglement, in welchem außer der Wiederholung der früheren Anordnungen bestimmt wurde, daß kein militärisches Corps und keine Gattung militärischer Uebungen im Erzstift geduldet, auch Remonte- und Artilleriepferde für die Franzosen an allen Zollstätten zurückgewiesen werden sollten. Ausgenommen wurden durch

eine nähere Erläuterung die zum Hofstaate der Prinzen gehörenden und zu ihrer persönlichen Sicherheit bestimmten Garden und alle Edelleute, die als Parteculiers lebten. Dagegen erging an die Commissäre der Prinzen Befehl, daß das in Jesuitencollegium, auf den Speichern von S. Castor und anderswo lagernde Mehl, Korn, Waizen, Reiß 2c. binnen drei Tagen entfernt sein müsse. Von Duminique erwartete, daß 2000 Franzosen das Land verlassen, und daß bis zum 12. Januar kein Mann von einem Militärcorps mehr da sein würde. Frankreich, wenigstens sein König schien nun befriedigt; es kamen die beruhigendsten Erklärungen. Inzwischen war der franz. Gesandte von Vergennes zum großen Bedauern des Kurfürsten abberufen worden. Der neue Gesandte des constitutionellen Königs, Herr Bigot de S. Croix, wurde bei Hofe, nachdem der Kurfürst sich in Mainz nach dem dortigen Verfahren durch einen Courier erkundigt und bis zu dessen Zurückkunft Zahnweh gehabt hatte, mit gewöhnlichem Ceremoniell empfangen und zur Tafel gezogen. Die Emigranten aber höhnten und insulirten „den Demokraten“ in jeder Weise. Er mußte den Gasthof bei Barth verlassen, denn kein Franzose wollte dort bleiben; man beschmutzte seine Thüre in der unfläthigsten Weise; er miethete sich im Heddesdorffschen Hause ein; von Duminique war der Einzige, der ihn besuchte; wenn er bei Hofe erschien, waren dort Emigranten nicht zu sehen; mehrere derselben sollen ihm den Tod geschworen haben; er nahm schon nach zwei Monaten Urlaub und überließ seinem Secretär, Herrn von Bordeaux, die Weiterführung der Geschäfte.

Die Emigranten machten aber noch ganz andere Noth. Sie vereitelten die Ausführung der Reglements. Erst warfen sie im Unwillen über die in Coblenz eingetretene Aenderung alle Schuld auf den Minister. Die Stellung des-

selben wurde äußerst unangenehm; er habe, schreibt derselbe am 2. Januar 1792 in einem Rapport an den Kurfürsten, das sonderbare Schicksal, daß er von Domcapitel, Ständen, Directorien [1]) und Regierung der Conspiration mit den Emigranten verdächtigt werde, so daß er bei der ersten Nachricht von einer Invasion das Leben riskire, während er von der andern Seite der Schwäche und Nachgiebigkeit beschuldigt werde; „man hat geschrieen," schreibt er in einem Briefe an v. Kerpen, „daß ich von den Prinzen gewonnen sei, die Prinzen schreien, daß ich mich zu sehr einschüchtern lasse, und daß ich dem revolutionären Frankreich zu sehr helfe." Glaubte der Kurfürst, es bestehe von Seiten der Emigranten das geheime Project, den Kaiser mit der französischen Nation in einen Krieg zu verwickeln, so schien dem Minister die Emigrantenbehandlung ein zwischen dem Kaiser, dem Könige von Preußen und Ludwig dem XVI. verabredetes Spiel zu sein; „man will," sagt er in einem geheimen Schreiben am 8. Januar, „die Armee der Contrerevolution entwaffnen und zerstreuen, man will von der dem Kurfürsten drohenden Gefahr her einen plausiblen Vorwand gewinnen, die Pläne der Prinzen zu vereiteln; der Kaiser und der König von Preußen wollen unter einem andern Vorwand handeln und nicht das Ansehen haben, als unterstützten sie die Pläne der Prinzen; der Hof von Frankreich will keine Verpflichtung gegen die Prinzen haben, um die Prätentionen zu vermeiden, welche sie und ihre Creaturen nachher aufstellen können, und kein Hof will Herrn v. Calonne. Wenn wir den Willen der Höfe erfüllen, scheint es, wir haben nichts zu fürchten; die Contrerevolution ist vernichtet, die Prinzen sind wüthend,

[1]) Das sind Ausschüsse der Stände, welche deren Interessen wahrten, so lange die Stände selbst nicht versammelt waren.

die Franzosen verzweifelt und Calonne hat seine Carrière beendigt." Beide der Kurfürst wie sein Minister blieben zunächst des ernsten Willens, die neutrale Stellung des Kurfürstenthums aufrecht zu erhalten, aber es fehlte ihnen die Kraft gegen die Vorwände und Schliche, die Eigenmächtigkeit und den zähen Uebermuth der Emigranten, es fehlte ihnen die Macht gegen die bewaffneten Schaaren, es fehlte ihnen endlich auch Härte gegen Unglückliche. Das Erbieten der Franzosen, gegen jeden feindlichen Einfall zu helfen, wurde abgelehnt, aber immer wiederholt. Auf die eindringlichsten Schreiben des Ministers gaben die Prinzen keine Antwort. Einige Abtheilungen von Bewaffneten zogen ab, andere kamen dafür in großer Zahl in Coblenz und anderen Orten an. Broglio ließ ohne Vorwissen der Prinzen und des Kurfürsten zehn Compagnieen französischer Edelleute aus den Niederlanden kommen und schickte den Prinzen von Newel und Herrn de la Palle im Anfang Januar 1792 nach Trier, um sich mit dem dortigen Statthalter von Kerpen über Cantonnements für dieselben zu benehmen. „Es ist zum Rasendwerden, in dem Augenblicke, da alles rassemblement militaire verboten ist!" rief von Duminique aus, konnte aber nur mit Mühe gegen Broglio, mit dem er tagtäglich die stärksten Auftritte hatte, bei den Prinzen durchsetzen, daß für den größeren Theil Gegenbefehle erfolgten, die anderen aber zu je 20 durchgelassen und nach Ettenheim geschickt wurden. In Coblenz und Umgegend hinderten erst das schlechte Wetter, der Schnee auf den Bergen, der anhaltende Regen, die angeschwollenen Flüsse den Abzug nach nassauischen Orten; die fliegende Brücke konnte nicht fahren; es wurden in Mitleid weitere Termine gesetzt; darauf hatten die Franzosen kein Geld, sie wußten nicht wohin. Als ein Regierungsrescript dem hiesigen Stadtrath befahl, den in seinem Amtsbezirk befindlichen

Leibgarden des Königs bekannt zu machen, daß sie sich binnen acht Tagen zu erklären hätten, ob ihnen neue Quartiere in Oesterreich oder Hessen bereit seien, remonstrirte der Magistrat, daß sehr wenige od.: keine an der Montur kennbare Königsgardisten in hiesiger Stadt anzutreffen seien, daß sich viele Emigranten nach eingezogener Erkundigung solche Namen beilegten, die sie gar nicht kennbar machten, daß sie zugleich ihre Qualität als Gardisten verschwiegen, und man daher außer Stande sei, das Rescript zu erledigen. In gleicher Weise war es nicht wohl möglich, dem Antrage von Hommers Folge zu geben, ein namentliches Verzeichniß aller anwesenden F.anzosen anzufertigen; es hinderte dies der ewige Wechsel und die Angabe falscher Namen. Es wurde bei Krämern und Handwerkern nach französischen Armaturstücken gesucht; man fand eine ziemliche Zahl franz. Säbel, Pistolen, Degenkoppeln u. s. w., die meisten aber waren verborgen. Die Artilleriepferde zogen größtentheils ab; über 100 blieben; Calonne und einige Generale erklärten sie für ihr Eigenthum. Es sollte ein franz. Werber, der zwei ve.schiedene Namen führte, gefaßt werden; die Prinzen schützten ihn, e: unterstütze in ihrem Auftrag Emigranten. Bis zum 18. März 1792 waren die hommes d'armes und die compagnie rouge ganz, die gardes du corps großentheils nach Andernach und ins Nassauische gezogen, nur die gardes du roi standen noch in verordnungswidriger Zahl — höchstens 20 sollten ohne Uniform u:d Chef geduldet werden — in Neuendorf, Ehrenbreitstein und Boppard. Das Bürgermeisteramt notirte auf Regie.ungsbefehl in Neuendorf von Haus zu Haus die Emigranten und fand 109 derselben mit 103 Pferden. Die Neuendörfer erklärten sich zwar zur vorsch.iftsmäßigen Beschränkung bereit, aber sie seien des F:anzösischen nicht kundig, könnten keinen Nachdruck üben, mehrere Franzosen seien

auch krank, andere hätten mit ihren Wirthen über Vorschüsse und Lieferungen noch Richtigkeit zu pflegen, jeder wolle zu den 20 gehören, und man wisse nicht, wer etwa dazu wegen des Dienstes bei den Prinzen besonders berechtigt sei. Da mußte denn ein in der franz. Sprache geübtes Rathsmitglied zusammen mit dem Stadtschreiber noch einmal hin wandern und die Sache ordnen. Nun fand man 146 Emigranten, die angaben, kein anderes Quartier finden zu können. Die Regierung setzte es durch, daß der Commandant Flavigny nur 20 Quartierbillets austheile, und dem Ortsvorstand wurden 20 fl. Strafe angedroht. Neuendorf wurde leerer, aber Wallersheim, Güls, Vallendar &c. voller. Solcher Schliche und Ränke und Anmaßungen war kein Ende. Hielt man den Emigranten eine Verordnung vor, so klagten sie über die Abhängigkeit französischer Edelleute von subalternen Beamten oder beriefen sich auf den Marschall von Broglio, unter dem sie ständen; dieser gab ihnen Verhaltungsmaßregeln nach seiner Art, scheinbar willig zu sein, aber anders zu handeln, oder er bezog sich auf unmittelbare Anordnungen der Prinzen und seine Ohnmacht gegenüber dem Einfluß anderer Generale. Und von Calonne behauptete kühn, der Minister habe erlaubt, neuen Zügen niederländischer Compagnien in der Eifel und an der Mosel Quartiere anzuweisen, der Minister erklärte das Gegentheil. Kurz man sieht, die Fremden spielten die Herrn und Gebieter. Von Dankbarkeit wollten sie nichts wissen; sie scheuten sich nicht zu sagen, sie hätten Geld genug ins Land gebracht und deshalb seien die Einwohner ihnen Dank schuldig. „Der kurf. Hof," schreibt v. Kerpen, „muß eine sehr gemessene Sprache führen, wenn die Reglements eingehalten werden sollen, und die Execution mit Gewalt vornehmen, nöthigenfalls die Hospitalität aufkündigen; es ist gar nicht einzusehen, aus welchem Grunde die Deutschen jener

Nation auf die Beine helfen sollen, welche immer versucht hat, die Deutschen zu unterdrücken." Der verständige geistliche Herr hatte sicher Recht, aber die Gastfreundschaft aufzugeben vermochte das gütige Herz des Kurfürsten nicht, und zur Anwendung von Gewalt hätte man Mittel der Gewalt haben müssen. Diese fehlten; die 1200 Soldaten, welche man gewöhnlich hielt und auf der Festung, in Coblenz und in Trier vertheilte, verminderten sich im Frühjahr 1792 um 300 Mann, als die vierjährige Dienstzeit der 1788 gezogenen Mannschaft zu Ende ging; ein Ersatz war schwierig, denn 1789 war die eigene Ziehung der Rekruten aufgegeben und bestimmt worden, daß künftig geworben werden sollte; die Werbung aber hatte schlechten Fortgang, weil sowohl die kaiserlichen Werber, wie die Franzosen Alles, was brauchbar war, in ihre Dienste nahmen. Der Magistrat in Coblenz klagte, die Franzosen engagirten fast alle Bäckerbursche und würben so viele Stalldiener an, daß die Meister an Gesellen, der Landmann an Knechten und die Garnison an Rekruten Mangel habe. Die Regierung mußte im Sommer zur Ziehung zurückkehren. Wäre aber auch die volle Zahl da gewesen, so wäre sie der viel größeren Macht der Emigranten nicht gewachsen gewesen, die, mochte man auch einzelne Transporte von Gewehren aufgegriffen und auf die Festung gebracht haben, wohl wußten, wo und wie sie sich sogleich bewaffnen könnten. In der That wurden jedoch die trierischen Truppen so schwach, daß die Behörden den Kurfürsten nicht bergen konnten, er werde vielleicht in die Lage kommen, nicht einmal sein Reichscontingent zusammen zu haben, und vergeblich erinnerte v. Kerpen daran, daß sich wie 1702 und 1714 Kreisassociationen bilden müßten, um jede Gefahr abzuwehren. Da blieb also nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und Manches zu dulden oder nicht

zu sehen, was nicht geändert werden konnte. Das brachte aber von anderer Seite Schwierigkeiten.

Gar manche Bürger begünstigten, wie schon erwähnt, das Bleiben der Emigranten. Nicht so die geistlichen und weltlichen Landstände des Ober- und Niedererzstifts. Es waren unter diesen Aebten, Pröbsten, Prioren, Stifts- und Landdechanten, so wie unter den Deputirten der zwei Directorial- und der je sechs kleineren Städte einsichtige und erfahrene Männer, aber auch sehr aufgeregte und unruhige Köpfe, die, wie es in bedenklichen Zeiten zu gehen pflegt, durch Thätigkeit und Eifer, durch Unbedenklichkeit in der Wahl ihrer Mittel bei Nichtbeachtung oder falscher Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse auch Andere mit sich fortrissen. Es waren nicht etwa Leute, die sich für die neue Freiheit begeisterten, die mit Joh. v. Müller in dem Tage der Bastilleerstürmung den schönsten seit dem Untergange des römischen Reichs sehen wollten; ihr Unmuth war ein patriotischer; sie waren besorgt um die Lage ihres Landes, sie sahen die Unterstützung der geflüchteten Franzosen als gefährlich an, weil sie die Rache der Freiheitsmänner in Frankreich aufrufen und dem Erzstift den Untergang bringen könnte. Aber ihre Besorgniß und Furcht steigerte sich zur Leidenschaft und zu äußerst bedenklichen Schritten gegen die Regierung, den Minister und den Fürsten selbst; sie trugen den wirklich vorhandenen Schwierigkeiten nicht Rechnung, schenkten unwahren und übertriebenen Gerüchten zu leicht Glauben, vermehrten nur die Gefahr, statt sie zu mindern und erhoben sich nicht über den engen Gesichtskreis, innerhalb dessen sie nur dem eigenen kleinen Lande und dessen Interessen Berücksichtigung schenkten. In Coblenz machten die Landstände schon im December 1791 immer eindringlichere Vorstellungen, die sie als das vielleicht einzige Mittel bezeichneten, dem Kurfürsten den bisherigen Gang der Sachen

in seiner wahren Gestalt hinzustellen. Unter Berufung auf eine Menge theils wahrer theils unwahrer oder entstellter Einzelnheiten behaupteten sie, die Neutralitätsvorkehrungen schienen kein rechter Ernst zu sein, man habe sie damit getäuscht und das Land nach und nach an den Abgrund geführt; sie verdächtigten den Minister von Duminique, der Schuld sei, daß das Land der französischen Nationalrache ausgesetzt sei, und in dessen Händen sie unmöglich länger das Schicksal der Unterthanen sehen könnten, wenn sie auch dem Gerücht nicht glauben wollten, daß er bei dem Gegenrevolutionsplan interessirt sei; sie drohten schließlich mit Anrufung höherer richterlicher Hülfe, damit die ganze Welt überzeugt würde, daß die Stände alles Mögliche zur Rettung des Vaterlands gethan hätten (24. December 1791). Der Kurfürst ließ ihnen durch v. Hügel seine höchste Indignation besonders über das Mißtrauen in seine landesväterlichen Absichten und über ihre grundlosen Beschuldigungen gegen den Minister eröffnen und auf die Gewißheit kaiserlicher Hülfe im Falle der Gefahr hinweisen. Denn er hatte durch den kais. Geschäftsträger v. Kornrumpf die officielle Anzeige erhalten, daß zwischen dem Kaiser und dem König von Preußen eine Defensiv-Allianz zur Erhaltung der Reichsconstitution unterzeichnet sei; er wußte, daß beide Monarchen in Paris energische Vorstellungen gegen jede Verletzung der Reichsgränzen gemacht, und daß Feldmarschall Bender den Befehl erhalten hatte, bei drohender Gefahr Hülfe zu leisten. Da stimmten die Stände zwar einen andern Ton an, sie versicherten ihre treue Ergebenheit gegen den Kurfürsten, der sich rastlos um Minderung des Staatsaufwandes bemühe, der in Wohlthätigkeit sein Glück suche, dem die Rechte der geringsten Unterthanen so heilig seien, wie seine eigenen; sie hätten nicht beleidigen wollen und geglaubt, daß er die franz. Angelegenheiten hauptsäch-

lich dem Minister überlasse; sie hätten bei der Bemühung, den Besitz der Unterthanen zu sichern, nicht sorgfältig gewählte Ausdrücke gebraucht und die Unbestechlichkeit des Ministers nicht antasten wollen. Aber die Klagen gegen die Emigranten erneuerten sie, und die Aussicht auf kais. Hülfe erregte ihnen die neue Besorgniß, daß der Kurstaat ein Schauplatz des Kriegs werde, und daß Theuerung der Lebensmittel die Folge sei. Und als sie am 21. Januar 1791 sich verabschiedet, auch ihre Deprecation und Treuversicherung wiederholt und für das Reglement vom 3. Januar gedankt hatten, beobachteten sie die Emigranten und ihr Verhalten sorgsam; der Syndicus der weltlichen Stände machte über alle begründete und vermuthete Abweichungen von den kurf. Erlassen Anzeige an die obererzstiftischen Directorien, es erhoben sich heftige Debatten über die Art, wie man „ächte Maßregeln zur Sicherung des Erzstifts und zum Vorbiegen aller Gefahr" nehmen solle, ob man eine Klage gegen den Kurfürsten bei dem Reichsgericht erheben, oder ob man sich an die Nationalversammlung in Paris wenden solle. Das Letztere wäre offenbarer Verrath, das Erstere verfassungswidrig und erfolglos gewesen und jedenfalls war es unpolitisch; es konnte nur die Gefahr des Landes mehren, wenn die eigenen Stände die Nichtbefolgung der Reglements öffentlich behaupteten. Indessen erhoben die obererzstiftischen Directoren den Recurs an das Reichsgericht, nachdem der Scheffe Gottbill und der Amtsmeister Recking und Linius dies am 21. März gehindert hatten, einen Monat später zum Beschluß; den niederstiftischen Syndicus beruhigte aber v. Hügel durch die Noten des Herrn v Bordeaux, welche die nochweilige Zufriedenheit des franz. Ministeriums erklärten, und der Recurs kam nicht zu Stande. Als jedoch nach Leopolds II. Tode im April und Mai die Gefahr sich steigerte, die Kriegserklärung

Frankreichs gegen den König von Ungarn und Böhmen erfolgte, Dumouriez dabei Ausfälle auf den Kurfürsten von Trier machte, dessen Maßregeln gegen die Emigranten illusorisch seien, der zahlreiche Attrouppements dulde, der Magazine derselben im Kurstaate habe, ein perfides Spiel von Drohungen und Gewaltthätigkeit treibe, und als die Furcht sich verbreitete, die Franzosen würden nach Trier kommen, die Häuser plündern und den Bürgern den Wein in den Kellern austrinken, da konnten die obererzstiftischen Stände weder durch v. Hügels protestirende Noten an Herrn v. Bordeaux noch durch des Kurfürsten ernsteste Weisungen an die Prinzen abgehalten werden, eine Denkschrift zum Drucke zu entwerfen, um Frankreich und das Publikum zu belehren, daß sie nicht Theil daran hätten, wenn gegen die Neutralität gehandelt würde; sie berücksichtigten nicht, daß sie damit eine öffentliche Anklage gegen ihren Landesherrn richten, Unzufriedenheit gegen ihn verbreiten und der franz. Nation Grund geben würden, jeden Unfug an den Gränzen zu beschönigen. Für des Kurfürsten Unvermögen gegen die Emigranten hatten sie kein Verständniß. Ja es fielen gegen den Kurfürsten die härtesten Worte. Einer der heftigsten sagte, „es könne nur ein Dummkopf oder wer zu einer Faction gehöre, jetzt ohne Furcht sein; es seien 25 Jahre, daß der Kurfürst regieren thäte, während dieser Zeit sei das Land durch Gebäu, durch Jägereinrichtungen und andere Gegenstände in Schulden versetzt und durch die Aufnahme der Franzosen in die unglückliche Lage gebracht, mit Krieg überzogen zu werden“. Nur die gemessensten Befehle des Kurfürsten und die unwillige Drohung desselben, daß die Directorien mit Personen und Vermögen für die Folgen verantwortlich blieben, konnten diesen bedenklichen Beschluß, eine Denkschrift zu drucken, rückgängig machen. Die niedererzstiftischen Stände überzeugte von Hügel durch Gründe von

der Schädlichkeit eines solchen Schrittes; „sie wurden," wie die Trierer sagten, „gegen die ihren Mitständen drohende Gefahr unfühlbar." Was die Köpfe am meisten kühlte, das war die Furcht, daß die Preußen kämen. Und doch fehlte es auch da nicht an unbegründetem Tadel und an Unzufriedenheit. Die Emigranten tadelten, daß die coalirten Mächte nicht schnell genug herbeirückten und ihnen halfen; die Stände, durch Nachrichten des landständischen Syndicus v. Lassaulx in Coblenz aufgeregt, die Preußen würden auf Kosten des Landes Verpflegung finden, verlangten, der Kurfürst solle ihren Durchmarsch hindern! Der Minister schrieb an den Statthalter von Kerpen in Trier, man müsse die unruhigen Köpfe notiren, er habe ein Mittel, zwei Worte über sie zu sagen, sobald die Preußen da wären. Im Uebrigen ließ er mittheilen, daß die Preußen weder Korn noch Hafer im Erzstift aufkaufen würden, ihre Magazine, von Danzig aus mit Allem versehen, seien schon in Holland eingerichtet.

Mit der Ankunft der Preußen sollte nun eine andere Ordnung der Dinge eintreten. Es schwanden damit auch die vereinzelten und unbedeutenden Erscheinungen revolutionärer Gesinnung, die in Coblenz beobachtet waren. Unter den Franzosen war mancher Aufwiegeler, die Dienerschaft des neuen Gesandten war immer wohl mit Geld versehen, und fremde Zuwanderer brachten die neuen Freiheitsideen unter das Volk. Es wurde der Regierung bekannt, wie in den drei Reichskronen und in anderen Wirthshäusern franz. Nationalcocarden aufgelegt worden seien, wie Handwerksbursche ausgerufen hätten: „Es lebe die Nationalversammlung!" wie sich ein Bürger Staudt aufrührerische Reden erlaubt, wie an Markttägen, besonders Donnerstags, verschiedene Schultheißen, Gemeindevorsteher und Schulmeister vom Lande sich in das Haus des franz.

Gesandten begäben und dort Wein und Geld erhielten. Deshalb wurden auf höchsten Befehl am 20. Februar 1792 vier Mitglieder der Regierung, die Geh. Räthe von Cohausen, von Hommer, von Pidoll und Hofrath Radermacher, als Commissarien bestellt, welche die Stadt in vier Districte theilten und durch stille Aufseher Nachforschungen anstellten; der Kurfürst ließ jedem 200 Gulden für etwaige Auslagen zahlen. Sie fanden aber bei näherer Auskundschaftung, daß jenen Anzeigen nichts Bedenkliches zu Grunde liege, daß namentlich Stauber, gegen welchen der Chevalier von Servigny und andere franz. Offiziere geklagt hatten, bei einem Weinkauf in Rhense ein Gläschen zu viel getrunken, in Capellen mit Franzosen zusammen getroffen sei, aber nicht wisse, wovon er gesprochen habe. Doch wurde eine Verordnung gegen innere Ruhestörer und deren Complotte öffentlich angeschlagen und den städtischen Musikanten verboten, das „ça ira" in Gasthöfen zu spielen. Ein eigentlich aufrührerischer Sinn hatte sich auch bei den unteren Classen des Volkes nicht entwickelt.

---

10. Die Preußen in Coblenz.

Die Verbindung Preußens und Oestreichs gegen Frankreich war nun geschlossen, der Plan zum Feldzug in die Champagne endlich geordnet, die preußischen Truppen näherten sich im Juni 1792 Coblenz, während der Kurfürst sich mit seinem Minister von Duminique zur letzten Kaiserwahl nach Frankfurt begeben hatte, und der Dombechant Freiherr von Kerpen als Landstatthalter die Geschäfte führte. Die kurf. Beamten, wie der Stadtmagistrat hatten in den nächsten Wochen sehr viel mit der Entfernung der Franzosen und für die Aufnahme

„des zur Beschützung des deutschen Reichs ankommenden preußischen Militärs" zu thun. In erster Beziehung gab es viele Schwierigkeiten, da die Emigranten jetzt, von den Fesseln der Reglements befreit und in der Einbildung, daß Alles nur ihretwegen geschähe, noch höhere Ansprüche machten, wie früher, und da sie meistentheils ohne Geldmittel die Bürger mit Verlust und Schaden bedrohten. Der Stadtmagistrat, zur Aeußerung über die Bequartierung aufgefordert, schlug vor, alle Franzosen, die bei den Prinzen nicht äußerst nöthig seien, zu delogiren, mit der Einquartierung die bürgerlichen und zur Aushülfe auch die befreiten Häuser zu belegen, besonders solche, in welchen bisher Franzosen gegen Miethe aufgenommen waren, und die gewöhnlich vermietheten Speicher, nöthigenfalls auch die Kreuzgänge der Klöster den Preußen gegen billigen Zins zu Magazinen anzuweisen. Die Regierung beauftragte am 14. Juni 1792 den Geheimen Rath von Hommer und den Bürgermeister Scholl, dem Generallieutenant von Miran den Antrag zu machen, daß wegen Ankunft der Preußen die Dragoner von Artois, die Offiziere des Dragoner-Regiments der Königin und die Carabiniers in ein Cantonnement auf dieser oder jener Seite des Rheins verlegt würden, und vier Tage darauf beschlossen der General von Schönfeld, der General-Quartiermeister von Grawert und der Marquis de la Rosière ein Uebereinkommen über die Quartiere und Märsche der Preußen und der Franzosen ab. Doch waren noch viele Correspondenzen des Landstatthalters mit den franz. Generalen erforderlich, um diese zur Ausführung der getroffenen Dispositionen zu bewegen. Als die preußischen Commissarien die Räumung der gedeckten Reitschule, der anstoßende Ställe und Remisen im Thal zur Brodbäckerei verlangten, weigerten sich die dort mit ihren Pferden liegenden Prinzengarden, dies

vor 15 Tagen zu thun; erst das energische Einschreiten von Kerpens half ab. Ebenso ging es in Horchheim, wo der Herzog von Braunschweig vorläufig sein Hauptquartier aufschlagen sollte, und dessen Quartiermeister Major von Lecoq den Herzog v. Guiche mit der Compagnie Luxemburg verdrängen mußte. Der Kurfürst erließ den Befehl (29. Juni), daß bis zum 2. Juli alle Emigranten, die zu einem Truppencorps gehörten, Coblenz und die Umgegend verlassen haben müßten; nur Geistliche, Frauen vom Ehrenstande und Kranke durften bleiben, wenn sie ihre und ihrer Dienerschaft Namen und Quartiere bei der kurf. Commission angezeigt und einen Schein darüber erhalten hatten. Es war dies um so nöthiger, als die Zahl der Franzosen statt sich zu vermindern, täglich wuchs; von Kerpen schlug eine Menge Gesuche, die dagegen eingereicht wurden, consequent ab. Nun sahen die Coblenzer einen Theil der luxuriös ausgestatteten Emigranten-Regimenter durch die Stadt zu ihren Quartieren an der Nahe, auf dem Hunsrücken und an der Obermosel ziehen. Doch war ihr Abzug an vielen Orten mit Unruhen verbunden. Die Gläubiger wollten sie ihrer Schulden wegen nicht fortlassen; es kam selbst zu Thätlichkeiten. Die Franzosen versuchten Beruhigung durch Geißeln zu schaffen, die sie zurückließen; aber diese besaßen selbst nichts; „die fünf Franzosen, die in Vallendar zurückbleiben, haben keine Effecten und Mittel und bieten keine Sicherheit," meldete der dortige Amtsverwalter von Steitz. Endlich schien Hülfe zu kommen. Die Prinzen waren in dem Testamente Kaiser Leopolds bedacht; der russische Gesandte von Romanzoff zahlte ihnen bedeutende Summen, der Kurfürst meinte, eine Million Thaler. Von Duminique schrieb von Frankfurt, die Prinzen könnten nun alle Schulden bezahlen und mit Ehren abreisen. Der Finanzrath Limbens brachte von Brüssel über 500,000

Gulden Wechselbriefe, die, von dem Banquier Mülhens für richtig befunden, gemäß einem Uebereinkommen mit v. Calonne bei dem Statthalter deponirt wurden und Hoffnung gewährten, daß die Schulden wenigstens größeren Theils gedeckt würden. Vorläufig beruhigten sich die Creditoren und Lieferanten, da von Kerpen, von dem Kurfürsten, dem Minister und den preuß. Generalen unterstützt, mit Festigkeit die Interessen der Bürger vertrat. Die Prinzen mit ihrer Suite, ihren Equipagen und Pferden blieben noch bis zum 13. Juli, und so lange sie blieben, erregten sie Anstände und zeigten den kurf. Beamten und ihren Anordnungen gegenüber fortwährend Rücksichtslosigkeit und Uebermuth, so daß selbst der langmüthige Kurfürst endlich die Geduld verlor. Ihre Pferde standen theils in Schönbornslust theils in Coblenz; die Ställe sollten geleert werden, dort für die Pferde des Königs von Preußen, hier für die der königlichen Prinzen. Kammerrath Wirth begab sich nach Schönbornslust, Niemand wollte weichen; er bot an, die Pferde in Kärlich unterzubringen oder ihnen andere Stände in der Stadt anzuweisen, damit jeder Zwist mit den Leuten des Königs vermieden werde; eine halbe Stunde vor deren Ankunft waren sie noch da. „Das begreifen nur diejenigen nicht," bemerkte der Kurfürst auf die ihm gemachten Anzeige, „die mit den Franzosen noch nichts zu schaffen hatten, welche es wagen, sich einem unangenehmen Streit mit der Suite des Königs auszusetzen, dessen Schutz sie anflehen, dessen Wohlthaten sie empfangen haben. Sie bleiben immer Franzosen!" Als von Kerpen schrieb (10. Juli), es sei zuverlässig, daß die Prinzen künftigen Donnerstag Nachts abgingen, notirte Clemens W. sein „Gott sei Dank!" daneben, und ebenso neben die Nachricht, daß Coblenz sich von Franzosen leere, die Worte: „Deß bin ich wohl

froh!" Am 13. Juli reisten sie nach einem glänzenden Souper bei der Prinzessin von Nassau im russischen Hause endlich ab.

An die Stelle der Franzosen rückten allmählich Preußen. Es war ein großer Unterschied; an der Spitze als Oberfeldherr der Neffe des berühmten Siegers von Crefeld und Minden, der regierende Herzog Carl W. Ferd. von Braunschweig, eine große, kräftige, edle Gestalt mit offener Stirn und feurigen Augen, ein Mann voll Würde und Freundlichkeit, umgeben von der Glorie des siebenjährigen Kriegs, anerkannt als tüchtiger Feldherr, so daß selbst die Franzosen ihn hatten zum Führer gewinnen wollen; seine Truppen, größtentheils aus der Schule Friedrichs des Großen stammend, in den Waffen geübt, stattlich gerüstet, fest disciplinirt, stramme Leute: „sie werden," sagt von Kerpen, „allem Anscheine nach für das Land eine große Wohlthat sein und die bösen Gewohnheiten austreiben, die Viele angenommen haben." Sie zahlten pünktlich; von Göking, der die zweite Marschcolonne besorgte, wollte selbst 1000 Friedrichsdor auf Abschlag im Voraus geben, was jedoch Geh. Rath Weckbecker „als wider die Delicatesse" ablehnte. Es wurde den neuen Gästen von den kurf. Behörden die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge zugewendet; auch ihr Verhältniß zu den Bürgern gestaltete sich gut und freundlich. Der Herzog von Braunschweig, bei der Einfahrt in Ehrenbreitstein mit 24 Kanonenschüssen begrüßt, schlug am 3. Juli sein Hauptquartier im v. Eyß'schen Hause zu Horchheim auf; sofort eilte der Statthalter, ihn zu bewillkommnen, traf ihn vor dem Orte, überreichte ihm zwei Schreiben des Kurfürsten, und kehrte mit ihm nach Coblenz zurück, wo der Herzog die franz. Prinzen besuchen wollte. Auf der Brücke freute man sich seiner Höflichkeit, indem er die Leute aufforderte, sich zu bedecken. Noch größeres Vertrauen faßte man zu den Preußen, als er Ordre gab, in den be-

nachbarten Orten alle Scheuern, in denen Pferde eingestellt waren, zu räumen, damit die Bauern nicht gehindert wären, ihr Getreide einzuheimsen, und als von Grawert sich Mühe gab, für das Lager bei Rübenach ein uncultivirtes Terrain auf der Höhe zu finden, wo den Früchten kein Schaden gethan werde. Kaum schien es dessen zu bedürfen, daß der Kurfürst ihm die Fürsorge für sein Land anempfehle. Doch benutzte derselbe die Zwischenzeit zwischen der Wahl und der Krönung des Kaisers Franz II., um schnell nach Coblenz und Horchheim zu fahren (7. Juli), den Herzog zu sprechen und dann sogleich nach Frankfurt zurückzukehren. Am 13. Juli verlegte der Herzog sein Quartier in das deutsche Haus; kaum hatte der Amtmann noch Zeit, den von den abziehenden Franzosen zurückgelassenen Schmutz zu entfernen; am 18. Juli zog er nach Rübenach. Es war natürlich, daß bei der großen Zahl der Truppen Theuerung entstand; denn hatte auch der Minister von Duminique von Frankfurt aus angeordnet, daß an die benachbarten Ortschaften Hafer von den kurf. Speichern gegen billigen Preis abgegeben wurde, und kamen auch aus den holländischen Magazinen der Preußen bald große Ladungen von Getreide und Hülsenfrüchten an, so stiegen doch die Preise der anderen Lebensmittel auf ungewohnte Höhe, und an Fleisch, Bier, Branntwein 2c. trat Mangel ein. Doch wurde den Klagen des Herzogs darüber schnell abgeholfen. Geh. Rath Weckbecker trat mit dem Magistrat darüber in Verhandlung, und es wurde beschlossen, daß es Jedermann, Christen und Juden, erlaubt werde, Vieh zu schlachten und zu verkaufen, daß die Einfuhr von Bier u. s. w. abgabenfrei sein, und Jedem der Kleinverkauf gestattet sein sollte; dazu wurden auf dem Castorhof, dem Florinsmarkt, dem Paradeplatz, am Löhrthor, bei den Dominikanern und Franziskanern, in der Clemensstadt und nachher ebenso

im Lager Meßbuden aufgeschlagen; den Marktmeistern wurden die Rathsverwandten Burkart und Jommes beigegeben, daß sie die Preise für Gemüse, Butter, Eier ꝛc. setzten und allen Vorkauf verhindern halfen; in den Brauereien und Klöstern wurde Tag und Nacht Bier gebraut. Auch in anderen Beziehungen erfüllte man die Forderungen und Bitten des Herzogs bereitwilligst. Bei Weißenthurm sollte eine fliegende Brücke zum ausschließlichen Transport der Truppen eingerichtet, bei Coblenz oberhalb der Residenz eine stehende Schiffbrücke gebaut werden. Es fehlte an Pontons. Der Herzog verlangte einen geschickten Mann zur Hülfe. Der Statthalter beauftragte sofort den in solchen Dingen sehr erfahrenen Herrn Faßbender, der sofort, was mangelte, beizuschaffen wußte und so gute Dienste that, daß ihn der Herzog nicht entlassen wollte, bis die Brücke vollendet sei. Der Kurfürst gestattete dies, obwohl Faßbender eigentlich die Rückfahrt von Frankfurt leiten sollte. Die militärischen Verhältnisse wurden gemäß einer Verabredung des Commandanten von Wenz mit dem General von Thadden so geordnet, daß die Preußen die Hauptwache besetzten — man hätte ihnen sonst eine besondere Hauptwache schaffen müssen, und das hätte Geld gekostet — und daß sie die nöthigen Posten an der Commandantur und an den Thoren stellten.

Es war ein militärisches Leben und Treiben, wie Coblenz noch keines gesehen hatte. Die wechselndsten Erscheinungen und Bilder zogen vorüber. Erst die zahlreiche Einquartierung. Ein vorläufiges Verzeichniß nennt 3264 Personen mit 1571 Pferden; es waren weniger Mannschaften als militärische Behörden; z. B. der Staatsminister Graf von Schulenburg, die Cabinetsräthe und Mitglieder des Ober-Kriegscollegiums, die Generaladjutanten von Bischofswerder und von Mannstein, sechs Flügeladjutanten, der Generalquartiermeister von Grawert,

die drei Quartiermeister v. Lecoq, von Pfuhl und von Massenbach, die Ingenieure von Rauch, von Linderer, von Laurens, ein reformirter, ein lutherischer und zwei katholische Prediger, der Oberauditeur, der General-Polizeidirector, der Stabsprofoß mit Scharfrichter und Gesellen, das Feldkriegscommissariat unter der Direction des Geh. Finanzraths von Harlem, die Feldkriegskasse, das Feldpostamt, die Proviant- und Magazinbeamten, das Fuhrwesen, das Feldlazareth 2c. mit allen dazu gehörigen Räthen, Secretarien, Registratoren, Calculatoren, Canzlisten, Copisten, Bedienten u. s. w. Dann kamen die preuß. Besatzung (Inf.-Regiment von Thadden), der Durchzug der schönen Regimenter in ihrer straffen Haltung und Zucht, die prächtige Artillerie, zum Theil auf dem Plan aufgestellt, die vielen Prinzen und Generale. Endlich in den Morgenstunden des 23. Juli langte auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., mit dem Kronprinzen von Mainz her an, vom Kurfürsten, der selbst am 18. Juli zurückgekommen und mit seinen Jachten bis oberhalb Kamp entgegengefahren war, abgeholt und nach Schönbornslust geleitet; denn dieses Sommerschloß, wie der von Leyensche Hof waren zur Aufnahme der hohen Gäste sorgfältig eingerichtet und mit kurf. Möbeln versehen worden. Und nun eine Woche lang rauschende Feste in der Residenz, Gallapräsentationen, große Mittagstafeln, Bälle, Illuminationen, Conzerte, Theatervorstellungen, und wechselnd im Lager Paraden, Revuen und Manövers. Es fehlte den Coblenzern nie an Stoff der Unterhaltung, an Reiz und Befriedigung der Neugier. Am meisten Aufmerksamkeit erregte der König selbst, imponirend durch volle hohe Gestalt, majestätisch auch bei freundlicher Herablassung, unverkennbar von der ritterlichen Absicht durchdrungen, das Königthum in Frankreich zu retten, und des Erfolges gewiß. Welchen Gegensatz

bildete das Leben in Schönbornsluſt jetzt gegen das vorigjährige! Kleine militäriſche Dejeuners, kurze Mittagstafeln, zu denen keine große Zahl Gäſte geladen waren, dagegen viele wichtige Geſchäfte und ernſte Berathungen! Die letzten zwei Tage campirte der König im Lager.

Auch nachdem der König am 30. Juli über Polch weiter gezogen, und das Lager abgebrochen war, gab es noch viele Geſchäfte für das Heer zu beſorgen. Der Miniſter von Duminique war unabläſſig thätig, daß es demſelben an nichts mangele, daß das Militärhospital mit Allem verſorgt werde, daß der Transport von Fourage und Getreide zu Waſſer und zu Lande ſchleunigſt erfolge; er ſcheute ſich nicht, ſelbſt Schiffe von Bonn und Mainz anzuhalten, „das Kriegsgeſetz und die Noth ſeien ſeine Entſchuldigung.“ Bald ſchreibt er an den nach Trier zurückgekehrten Statthalter von Kerpen, es ſeien 300 Wagen des Morgens abgegangen und der Reſt werde des Abends folgen; von Kerpen ſolle ſorgen, daß 250 Wagen am dritten Tage, ebenſo viele am vierten in Wittlich bereit ſeien, dann werde Alles gut gehen; bald zeigt er an, daß die Halfer, weil beſſer bezahlt, williger geworden ſeien, und binnen ſechs Tagen kein Schiff mehr in Coblenz vor Anker liegen werde. Der König erkannte des Miniſters eifrige Bemühungen durch ein verbindliches Schreiben und das Geſchenk einer überaus prachtvollen Tabatière mit ſeinem in Brillanten gefaßten Bilde an. Auch dies theilte von Duminique dem Statthalter mit und fügte bei, „er habe dem Ueberbringer eine Uhr mit goldener Kette gegeben, und da er wiſſe, daß auch der Herr Statthalter ein ſchönes Präſent vom Könige erhalten werde, überſende er ihm zwei goldene Uhren zur Auswahl, deren eine er bei ſeiner Rückkehr dem Herrn Lallier zurückſtatten könne; er — der Miniſter — habe geglaubt, dem Könige ſeine Erkenntlichkeit zeigen

zu müssen, und den Platz angekauft, wo dessen Zelt gestanden, um dort einen Obelisk mit einer Inschrift zu errichten." Große Noth machte beiden hohen Beamten und dem Kurfürsten selbst das Verfahren der Franzosen im Obererzstift, die jetzt einen ergänzenden Theil der Armee ausmachten. Obwohl der König für einige Zeit 8000 Mann bezahlte, begingen sie Excesse aller Art und nahmen den Bauern ohne Mitleid Lebensmittel und Fourage weg, so daß dieselben nichts für sich übrig behielten. Von Kerpen war bekümmert, „zu sehen, daß der Geist, welcher die Revolution in Frankreich hervorgerufen habe, noch immer der nämliche sei, und daß der Adel und Hof zwar bestraft, aber nicht gebessert sei; es sei kein Wunder, daß das französische Volk sich vereinigt habe, diesen Adel zu vernichten; von Borglio, „über dessen Eigenmächtigkeit von Kerpen besonders zu klagen hatte", sei für Recht nicht empfänglich, wenn er die Gewalt in Händen habe; diese Franzosen wollten in Frankreich die Ordnung herstellen und zeigten im Grenzlande ihres Wohlthäters Despotismus, Willkür und verletzten das Eigenthum." Als die Klagen der Dörfer sich von Tag zu Tag mehrten, von Kerpen im Auftrage des indignirten Kurfürsten dem Herzog von Braunschweig die Bitte vorgetragen hatte, zu sorgen, daß das Kurfürstenthum die Franzosen los werde, dieser aber keinen Termin dafür fixiren konnte, gab der Kurfürst Weisung, die Effecten und Pferde der Emigranten in Coblenz und den benachbarten Orten in Beschlag zu nehmen, bis sie bezahlten; doch wurde der Sequester bald wieder aufgehoben, officiell aus Rücksicht auf Monsieur, der That nach, weil es „fressende Unterpfänder" waren.

11. Die Schrecken im October 1792 und die erste Flucht des Kurfürsten.

Der Feldzug in die Champagne mißlang; die schöne preußische Armee war durch Krankheit und Hunger auf dem Rückzuge in die schlimmste Lage versetzt; das Elend der deutschen Reichszustände enthüllte sich zuerst am Rhein. Es begann die bewaffnete Propaganda der Franzosen in die Gegenden, welche die Verbündeten im Siegesvertrauen ohne Schutz gelassen hatten. Custine drang zunächst nach Speier, brandschatzte Worms, schien sich darauf zurückzuwenden, führte bald aber sein Hauptunternehmen gegen Mainz aus. Die Einwirkung dieser Ereignisse auf die Bewohner von Coblenz war eine außerordentliche; Schrecken, Aufruhr, Flucht, fast Verrath, noch einmal Rettung folgten hintereinander. Als die Nachricht über die Ereignisse in Speier und Worms Coblenz erreichten, war die Stadt von Truppen fast ganz entblößt. Auf Requisition des Herzogs von Braunschweig waren schon im August 400 Mann unter Oberst-Lieutenant Knipp nach Trier in Garnison geschickt worden; die neu gezogenen Recruten waren zur Verstärkung nachgesandt. Man glaubte, Custine habe es besonders auf Coblenz und die Festung abgesehen; die Mainzer Schätze kamen auf ihrer Fluchtfahrt vorüber. Der Kurfürst, damals in Kärlich residirend, befahl, das Archiv und die kostbarsten Effecten einzupacken. Die angesehensten Einwohner ahmten das nach; Adelige wie Bürger, Weltliche und Geistliche eilten, ihr Eigenthum zu retten. Da verbreitete sich beim Volke die Furcht, wenn der Adel, die Ehren- und reicheren Bürger mit den besten Habschaften geflüchtet seien, werde der mittlere und geringe Bürgerstand beim Einfalle der Patrioten das härteste Ungemach tragen müssen. Nicht gegen den Kurfürsten und seine Regierung erhob sich am Freitag, den 5. Oktober 1792, Abends ein Auf-

ruhr, sondern gegen die Flucht derselben. Rotten betrunkener Leute durchzogen die Straßen, besetzten die Thore, schickten eigenmächtig Patrouillen mit Flambeaux aus, wiesen die Flüchtenden zurück, holten die Effecten wieder aus den Schiffen, hinderten einen an den Kurfürsten beorderten Eilboten abzureiten und stießen dabei, wie man erzählte, die zügellosesten Drohungen und Schimpfreden gegen den Minister aus. Am folgenden Morgen wurden Maßregeln der Strenge und der Beschwichtigung getroffen.[1]) Der Kurfürst beauftragte am 6. Oktober den Kanzler von Hügel, die Geheimen Räthe von Münch, von Pidoll, von Hommer, den Revisionsrath Schaaff, den Hochgerichtsscheffen Kilian und Bürgermeister Scholl, unter Zuziehung der Rathsverwandten Mazza und Burkart eine strenge Untersuchung einzuleiten und die Ruhestörer auf die Festung zu setzen, um die guten Bürger gegen die bösen zu schützen. Alle Wirthshäuser sollten um 9 Uhr geschlossen sein, jede Zusammenkunft auf den Straßen durch das von Trier zurückbeorderte Militär gehindert, jede Gewaltthätigkeit exemplarisch bestraft, wer gegen die Obrigkeit rede für sechs Wochen bei Wasser und Brot auf der Festung eingesperrt, und wer sich einer Wache oder Patrouille thätlich widersetze, niedergeschossen werden. General von Wenz erhielt die entsprechenden Befehle. Zugleich aber versammelte, schon 7 Uhr Morgens, der Geh. Rath v. Hommer den Magistrat, und ließ Deputirte aus den Directoren der niedererzstiftischen Landstände, dem Magistrate und der Bürgerschaft „aussetzen." Es waren die Hochgerichtsscheffen Scholl, Bourmer,

[1]) Im Betreff der von Boos erzählten Flucht des Ministers nach Bonn habe ich Bedenken, da Briefe desselben aus Kärlich vom 7., 9., 10., 11., 12 Oktober vorliegen, eine schriftliche Bitte an den kurkölnischen Minister um Hülfe am 10. nach Bonn abgeht, und am folgenden Tage von diesem eine abschlägliche Antwort erfolgt.

Linz und Syndicus von Lassaulx; Burkart, Zimmer und Syndicus Rosenbaum; die Stadthauptleute Müller, Magnino, Collig und der Stadtwachtmeister Engel. Sie begaben sich in das Regierungs-Sessionszimmer, wo ihnen der Reg.-Kanzler von Hügel in Gegenwart der Regierung und Hofkammer im Namen des Kurfürsten eröffnete, „wenn es schon sich ereignen könne, daß die franz. Patrioten einen Besuch auf hiesige Stadt machten, hätten dennoch Kurf. Durchlaucht befohlen, daß alle ihre Gelder im Landrentamt sowie in der Privatkasse dahier verbleiben sollten, indem Höchstsie diese lieber verlieren wollten, als daß ein Ungemach für hiesige Stadt entstehe; keine nahe Gefahr sei vorhanden; doch wolle man es jedem frei lassen, wenn er seine besten Effecten außerhalb der Stadt in Sicherheit bringen wolle; auf allen Fall sei es der höchste Befehl, daß eine Regierungs Deputation, der sich dann die Deputirten anschließen könnten, den allenfalls herannahenden franz. Patrioten entgegengehen solle, um zu erklären, daß man bereit sei, sie in hiesige Stadt einzulassen, und sich ihnen in nichts widersetzen wolle." Den Magistratsmitgliedern wurde zugleich aufgetragen, diese höchste Aeußerung auf der Harrat bekannt zu machen, und an den Thoren die nöthigen Anstalten zu treffen, daß Niemand dort gehindert werde. Dies geschah sofort. „Das Fieber legte sich Nachmittags," schrieb am folgenden Tage von Duminique, „da man das Publikum überzeugen konnte, daß nur ein falscher Lärm Veranlassung zur Furcht gegeben habe". Die Franzosen waren von Worms wieder zurückgezogen. Das Publikum war vorläufig beruhigt; aber was sollte der Kurfürst von seiner Regierung und seinem Kriegsrath halten, die nicht blos die Absendung einer Deputation an die heranziehenden Franzosen und ihre Aufnahme in die Stadt, sondern auch Anzeige der preußischen Magazine und Preisgebung der Festung angerathen hatten? Er verweigerte seine Zustimmung zu den letzten Punk-

ten und behielt die nähere Untersuchung sich vor. Vor Allem mußte auf Schutz und Sicherung für die Zukunft einerseits gegen den etwa vordringenden äußern Feind, andererseits gegen aufrührerische Bürger gedacht werden. Es waren Befestigungswerke und eine militärische Besatzung nöthig. Die Festung war weder ausreichend verproviantirt und mit Pulver und Munition versehen, noch hatte sie eine hinlängliche Besatzung und Vertheidigungsanstalten. Man kann sich denken, wie dankbar der Kurfürst in diesem Augenblicke eine Erklärung der Zünfte und Bürger in Ehrenbreitstein aufnahm (10. October), in welcher sie ihn ihrer guten und getreuen Gesinnung, ihrer Entschlossenheit zu Hülfe und ihrer Bereitschaft für Arbeiten auf der Festung versicherten. Gleiche Anerbietungen erfolgten von den umliegenden Dörfern, von Pfaffendorf und Horchheim an bis in die Aust hinein, von den Ortschaften der Aemter Limburg und Montabaur, wenn auch nicht von den Bürgern dieser Städte, von Niederwerth, Vallendar u. a. m. Der Artilleriehauptmann von Faber entwarf einen Plan zu den Defensionswerken auf der Festung, wie zu einem Verhau und einer Batterie über der Karthause im Coblenzer Walde. Es ergingen die Befehle zur Beschaffung des Geldes, Lieferung der Palissaden, Anfertigung der Faschinen und zum Ankauf von 1000 Centner Pulver. Kriegsrath Simon übernahm mit Faber die Leitung. Der Kurfürst erwartete von der Coblenzer Bürgerschaft, daß sie in ihrer eigenen Vertheidigung und aus Vaterlandsliebe gern Alles beitragen und der Bürgerschaft zu Mainz in patriotischer Gesinnung und männlicher Kraft nicht nachgeben werde. Darüber hatte man nämlich damals die günstigsten Nachrichten. Das gute Verhältniß zwischen der Stadt und dem Landesherrn schien durch ein Schreiben desselben vom 18. October gänzlich hergestellt: „Die von dem Bürgermeister Scholl

der von mir niedergesetzten Commission eingereichte Erklärung über die Gesinnungen sämmtlicher Zünfte ist mir besonders angenehm gewesen. Ich war niemals so ungerecht, das Vergehen vom 5. d. M. der ganzen Bürgerschaft aufzubürden. Die Untersuchung ist beendigt, ich kenne nun die einzelnen Schuldigen und werde solche nach den Anträgen meiner Landesregierung und nach dem eignen Verlangen der Bürgerschaft ohne Nachsicht bestrafen lassen. Ich bedaure, daß einige wenige böse Menschen durch den sträflichen Vorgang den Namen der Bürgerschaft bei Auswärtigen entehrt haben, und erfreue mich, in der Allgemeinheit die alte Liebe, Treue und jene bei meinem Ueberzuge in die Stadt so heilig zugesicherte Anhänglichkeit noch ungeändert gefunden zu haben". Er weist im weiteren Verlaufe auf sein unermüdliches Streben und Arbeiten für die Sicherung der Stadt, auf die Zusagen und Hoffnungen, die er habe, hin und erklärt schließlich, daß er außer dem nicht vorauszusehenden äußersten Nothfalle das Erzstift nicht verlassen werde, bis es hinlänglich gedeckt sei, „wo er sodann aus besonderer Rücksicht für das Beste des Erzstifts selbst sich den Winter hindurch vielleicht entfernen könnte."

Als Garnison war das in Trier stehende Militär ausersehen. Es brachen die 800 Mann mit vier Feldstücken sogleich auf, erhielten aber auf der Alf Gegenbefehl, gingen nach Schweich zurück und bekamen dort am 10. Octbr. neue Ordre zur Fahrt nach Coblenz. Der Minister gab dem damals in Trier weilenden Geh. Rath Weckbecker über diese räthselhafte Verwirrung die Aufklärung, „er habe, nachdem die Regierung verschiedene fürchterliche Vorstellungen gemacht, ein Theil der Bürger sich rebellisch betragen, und der Kriegsrath mit dem General sich ausgesprochen hätten, es bleibe nichts übrig, als dem Feind auf die erste Anforderung die Schlüssel zu überbringen, Befehl

zur Contreordre erhalten, um die Garnison nicht dem Feinde in die Hände zu spielen; nunmehr hätten die Gesinnungen sich geändert. Der Kurfürst ergreife die wahren Mittel zur Sicherheit, die nothwendigen Strafwege gegen die Aufwiegler, man sehe, wer Einfluß auf den Rath, die Festung zu übergeben, geübt habe, diese werde jetzt eilends in Stand gesetzt; das Militare werde auf immer in stärkerer Anzahl verbleiben und von oben an besser organisirt werden." Und in einem andern Briefe schrieb er, es koste zwar die Herstellung der Festung und ihre Verproviantirung für 14 Tage 24,000 Thlr., und der ständische Syndicus solle dagegen protestiren, aber der Kurfürst lasse sich nicht stören; derselbe bleibe sicher in Kärlich, es sei denn, daß die Gefahr sehr dringend werde. Die Truppen langten am 12. an und wurden vom Kurfürsten und von der Prinzessin an der Mosel empfangen; ihr Führer, Hauptmann von Trapp, wurde wegen seiner gegen die Franzosen in Merzig bewiesenen Bravour zum Major ernannt.

Gegen innere Unruhen war Coblenz geschützt, aber nicht gegen Angriffe von außen. Von Duminique hatte einige tausend Mann von der Kais. Kgl. Armee verlangt; sie konnten nicht so schnell gegeben werden; er schrieb an den kurkölnischen Minister von Waldenfels (10. Octbr.), man möge für die nächste Zeit 400 Mann schicken; es wurde abgeschlagen; in Bonn seien nur 300 Mann, die nicht entbehrt werden könnten, die übrigen Truppen stünden in Arnsberg und könnten bei den schlechten Wegen frühestens in 14 Tagen kommen. Nun neue Rathlosigkeit und neue Gerüchte und ein immerwährender Wechsel von Furcht und Hoffnung! Bald hieß es, die Patrioten seien von Landau aus schon in Homburg angelangt, der Herzog von Zweibrücken sei eine Stunde vor ihnen her in Todesängsten geflohen, sie drängen auf den Hunsrücken;

bald, die Franzosen rückten von Saarlouis über Berncastel gegen Coblenz vor; dann erwartete man wieder K. K. Succurs; man sagte sich, welche Wichtigkeit die Festung als der Schlüssel des Rheins und der Mosel überhaupt habe, wie jetzt mit ihrem Verluste auch die Magazine und die Armee verloren seien, welche Verantwortlichkeit also entstehe, wenn sie nicht mit allen Mitteln vertheidigt werde. Alle einsichtigen Männer erkannten, wie thöricht der erste Angstbeschluß gewesen wäre, welches traurige Schicksal der Stadt, wenn sie sich dem Feinde ergeben, gedroht hätte; die preußisch-österreichische Armee hätte unbedingt versuchen müssen, sie wieder zu erobern und den Feind zurückzutreiben, der doch wahrscheinlich erst gewichen wäre, nachdem er Alles geplündert und verwüstet hätte! Und doch, was sollte geschehen, wenn der Mangel an vertheidigenden Truppen den Versuch einer Vertheidigung von vornherein als vergeblich erscheinen ließ, wenn der Feind durch Widerstand nur zu Rache und Wuth entflammt wurde? Die Bürger und besonders die Landstände gedachten, das wußten der Minister und die Regierung sehr wohl, „sich gegen alle Gattung der Defension zu setzen", wenn nicht Truppen zu Hülfe kämen; man wußte aber auch, daß die Bürger und ganz sicher 10,000 Bauern helfen würden, sobald ein militärischer Beistand angelangt sei. Deshalb drängte von Duminique unter Darlegung dieser Verhältnisse (18. Octbr.) den Geh. Rath Weckbecker, um Alles in der Welt schnell 3000 Mann zu Schiffe hierhin zu schaffen, und Weckbecker wieder drang zu diesem Zwecke in den Generalfeldzeugmeister Fürsten von Hohenlohe (Trier 20. Octbr.), „es wäre kein Zweifel, daß die Franzosen die Absicht hätten, sich der Festung zu bemeistern, Rhein und Mosel zu sperren, die Magazine zu zerstören, die Zufuhr abzuschneiden, dadurch die Armee zu Grunde zu richten und die occupirten Reichslande zu

brandschatzen. Aber ehe noch Antwort erfolgte, rückte die Gefahr wirklich sehr nahe.

An demselben Tage, da des Kurfürsten Mahnung, der patriotischen Hingebung der Mainzer zu folgen, an die Coblenzer gelangt war, stand Custine schon vor Weißenau, und es fielen die ersten Schüsse. Eine Schreckensbotschaft folgte der andern; Estafetten und Couriere eilten mit neuem Hülferufe nach Trier: Custine ziehe mit 20—30,000 Mann gegen Mainz; dieselben könnten mit ihren zahlreichen Pontons und Kanonen leicht über den Rhein und Main gehen, und die Festung Ehrenbreitstein im Rücken angreifen, die sich mit ihrer kleinen Besatzung unmöglich halten könne; ohne rasche Hülfe sei Alles verloren. Sie konnten ebenso gut auch über den Hunsrücken nahen, sei es von der Saar, sei es von der Nahe her, oder sie konnten auch den Rhein herunter fahren. Hier bot die Festung Rheinfels bei S. Goar vielleicht einen Haltpunct gegen sie. Der hessische Commandant, General-Major von Resius, war zwar ohne Instruction von seinem Herrn, aber er erklärte sich bereit, sich zu wehren, so gut er könne; indessen werde die feindliche Uebermacht ihm nur kurze Zeit gewähren. Von Duminique meldet am 20. October Nachts ½3 Uhr von Kärlich an Weckbecker, so eben komme zuverlässige Nachricht, daß Mainz seit gestern belagert sei, der Kurfürst denke sich einstweilen nach Bonn zu begeben; wenn K. K. Truppen bis morgen einrückten, und Hohenlohe gegen Zweibrücken voranziehe, sei noch Alles zu retten. Aber noch war keine Nachricht über nahende Hülfe da. Der Kürfürst, die Prinzessin Kunigunde, der Minister und einige andere Begleiter reisten am 21. October, an welchem Mainz capitulirte, nach Bonn ab. Dem Statthalter zu Trier, wie der Regierung zu Coblenz wurde von wegen Seiner kurf. Durchlaucht gnädigst angefügt, daß, nachdem dringende Um-

stände nicht gestatteten, daß Höchstderselbe länger im Erzstift bleibe, derselbe die beiden Domcapitularen Lips Grafen von Kesselstadt und Phil. Aug. Freiherrn von Hacke als Landstatthalter ernannt habe. Die beiden Herrn hatten und brauchten das Recht, einen Anderen zu substituiren; v. Hacke begleitete lieber sogleich den Kurfürsten; von Kesselstadt berief den Geh. Staatsrath und Regierungskanzler von Hügel zu dem schwierigen Amte. In der Stadt herrschte die unsäglichste Bestürzung und Verwirrung; Alles, was konnte, floh mit den besten Habseligkeiten [1]) zu Lande oder zu Wasser rheinabwärts. Der Magistrat hielt am 20. eine Sitzung, doch ohne die untere Bank, „welche wegen Enge der Zeit nicht beigeladen werden konnte.“ Der landständische Syndicus, „Hochgerichtsschöpf“ und Hofrath Peter Ernst von Lassaulx referirte unter Anderem, er habe von dem Kanzler von Hügel die Nachricht erhalten, der Kurfürst, der sich weggegeben, sei entschlossen, Coblenz und die Festung aufs nachdrücklichste zu vertheidigen, wenn der gehoffte K. K. Succurs in Zeiten eintreffen würde; sollte dies nicht sein, so müsse man die Uebergabe ohne weitere Gegenwehr geschehen lassen, „des Endes denn die ausgesetzten städtischen und ständischen Deputirten mit hinglänglichen Vollmachten der anzufordernden Brandschatzung halber zu versehen und ihm zu nennen seien.“ Für den Fall, daß eine besondere Contribution auf die Stadt gelegt werden sollte, wurden Bürgermeister Scholl, der Stadtsyndicus Rosenbaum, der Hochgerichtsscheffe J. H. Haan und die beiden Rathsverwandten Eltz und Zimmer ausgesetzt, und am 22. die Vollmachten ausgestellt, durch welche im Voraus Alles als verbindlich anerkannt wurde, wozu sich die Deputirten anheischig machten, und diese volle Gewalt erhielten, die nöthigen Summen

---

[1]) Von Voos im Rh. Ant. I, 1, 128.

zu leihen. Inzwischen erhielt der Bürgermeister Nachricht, die Franzosen seien bereits in Simmern, ein Unter-General führe sie. Scholl, bedenkend, daß ein Unter-General sich auf die Befehle seines Chefs beziehen und einer Deputation, die um Schonung bitte, vielleicht kein Gehör geben werde, hielt dafür, es bleibe nichts übrig, als Deputirte in's Hauptquartier nach Mainz zu schicken; der Syndicus stimmte zu. Er, Haan und der Kaufmann Just. Chenal erhielten ein Beglaubigungsschreiben über ihre Beauftragung von Scholl, dessen Unterschrift der Regierungsrath Schäffer bescheinigte (24. Octbr.). Doch verhandelte mit von Lassaulx vor seiner Abreise noch Major von Faber in einem Auftrag des Kanzlers, und von Lassaulx mit General von Wenz in Betreff der Befestigungswerke im Coblenzer Walde oberhalb der Karthause. Es schien gefährlich, daß der Feind hier Vertheidigungswerke finde. Sie wurden zerstört. Wer eigentlich den Befehl dazu gegeben, ob von Hügel und in seinem Auftrage von Faber oder General von Wenz, oder Scholl, der inzwischen den Kurfürsten in Bonn mit der Zumuthung in Staunen gesetzt hatte, durch eine mündliche Anordnung die Demolition zu bewirken, blieb dunkel; Niemand wollte es gethan haben. Die Regierung selbst beschloß übrigens an dem nämlichen Tage, daß die Vertheidigung der Festung eingestellt werde, und zeigte dem Kurfürsten an, daß sie gegen jede auch nur scheinbare Defensionsanstalt sei. Die Deputirten und diejenigen, welche dieselben absendeten, beachteten nicht, daß es etwas ganz Anderes sei, einem wirklich vorgedrungenen Feind nach Waldesch auf Befehl oder in Begleitung von Regierungsmitgliedern entgegen zu gehen und mit ihm wegen Uebergabe der Stadt zu verhandeln, etwas ganz Anderes wieder, ihm mit Extrapost bis Mainz entgegenzufahren und um Schonung zu bitten, indem man die ganze Schwäche und Hoffnungslosig-

keit ihm offen zeigte. Ja es geschah noch mehr. Der Syndicus und seine Begleiter gelangten am 25. früh nach Mainz, erhielten durch einen ihnen nachgeschickten Eilboten zwar Nachricht, daß an demselben Tage noch Hessen in Coblenz eintreffen sollten, wurden aber gleich darauf zu Custine entboten und und trugen diesem die Bitte um Schonung der Personen und des Eigenthums vor. Diese sicherte der General unter der Bedingung zu, daß ihm sowohl die Stadt wie die Festung ohne Gegenwehr eingeräumt werde. Indem von Lassaulx erklärte, dazu hätten sie keine Vollmacht, hielt er es doch zugleich für nöthig, dem General Einblick in die Denkschrift zu geben, die er früher im Auftrag der Stände angefertigt und in einer französischen Uebersetzung mit nach Mainz genommen hatte. Darin wurde der Nachweis geführt, daß die Stände alles Mögliche gethan hätten, um die Neutralität aufrecht zu halten, und daß keine Schuld auf ihnen ruhe, wenn dagegen gehandelt worden wäre; es waren ferner Klagen über die Landesverfassung in Bezug auf die Ritterschaft und ihr Verhältniß zu den Ständen, so wie Beschuldigungen gegen den Minister darin ausgesprochen. Custine ließ noch am 25. den Kaufmann Chenal mit einem Briefe zurückkehren, in dem er seine Forderungen und Verheißungen dem Bürgermeister Scholl meldete und zugleich ankündigte, General Kellermann werde das Moselthal hinabziehen und die Feste „Ermannstein" besetzen. Von Lassaulx und Haan blieben in Mainz und harrten auf Antwort. Mag es nun richtig sein, was von Lassaulx versicherte, daß Custine in der Schrift nur Einiges angesehen und sie ihm wieder mitgegeben habe, oder mag die Aussage des später auf dem Ehrenbreitstein sitzenden Mainzer Clubisten Böhmer Wahrheit enthalten, v. Lassaulx habe ihn und den General nachträglich gebeten, sein Exposé nach Paris an die Nationalversammlung zu schicken,

jedenfalls war eine indirecte Anklage gegen den Landesherrn und den Hof erhoben, und es war dem Feinde eine Handhabe geboten, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen. Dies war auch in einem andern Schreiben deutlich gesagt, welches der Commandeur des Jägercorps und Mitglied des Kriegsraths, Obristlieutenant von Perney, an die Directoren der Landstände schon am 24. erlassen hatte. Dieser, von den Directoren vielleicht nur zur vorläufigen Erforschung der Gesinnung Custines geschickt, meldete, er habe nichts gespart, den General zu überreden, daß die Bürger von Coblenz und die Unterthanen des Kurstaats nicht für das verantwortlich seien, was gegen die franz. Nation geschehen sei, und Custine habe versichert, daß er wisse, wie alle Beleidigungen von Seiten des Hofes kämen. Es waren also Schritte geschehen, die sich mit der Treue gegen den Landesherrn nicht vereinbaren ließen. Und doch, wer möchte bei der allgemeinen Furcht, als nirgends ein Beispiel von Muth gegeben wurde, als diejenigen flohen, denen vor Allen die Pflicht des Schutzes oblag, und diejenigen, welche die Stadt vertheidigen sollten, selbst Ergebung ohne Widerstand anriethen, über den Einzelnen, der weiter ging, zu hart urtheilen? Von Lassaulx, ein sonst sehr hoch geachteter und geschäftskundiger Mann, hat schwer für seinen Fehltritt und für eine Uebereilung büßen müssen, die nur durch den allgemeinen Schrecken und vielleicht durch eine gereizte Stimmung und schiefe Stellung gegenüber dem Minister und dem Hofe erklärbar wird; er wurde später verhaftet, auf die Hauptwache und dann auf die Festung gesetzt, er strengte beim Reichskammergericht zu Wetzlar, welches, beiläufig gesagt, selbst bei Custine um eine Sauvegarde nachgesucht hatte, einen Prozeß an, der trotz der Menge der beiderseitig zum Drucke geförderten Actenstücke und einzelner Urtheile kein Resultat hatte, er wurde

vom Kurfürsten und vielen Andern als ein Verräther angesehen und erst am 1. Februar 1794, da er sich der kurf. Commission und den gewöhnlichen Gerichten unterwarf, seiner Haft entlassen. Haan hatte schon früher als minder betheiligt gegen Caution in die Stadt zurückkehren dürfen; man hatte die Ueberzeugung gewonnen, er sei in die ganze Angelegenheit gerathen, „wie Pontius ins Credo.“ Von Perney war entwischt, Chenal wurde losgegeben. Und doch waren noch gar manche Andere in die Sache verwickelt, der Bürgermeister, die übrigen Hochgerichtsscheffen, die zugleich Directoren der Landstände waren, und namentlich der Regierungskanzler v. Hügel, gegen den sich trotz seiner Gegenerklärungen der Verdacht erhob, daß er den Syndicus zu seiner Reise autorisirt habe. Wenden wir uns von dem widerlichen Falle ab, der in Coblenz nach beiden Seiten hin große Aufregung bewirkte, und berichten lieber den weiteren Verlauf der Dinge in der Stadt.

Sicher wäre Coblenz noch müheloser wie Mainz in die Hände der Franzosen gefallen, wenn Custine auch nur eine kleine Abtheilung schnell vorgeschickt hätte. Aber was man kaum noch gehofft hatte, trat ein. Es kamen endlich bessere Nachrichten, dann Hülfe und Rettung. Generallieutenant von Biesenrodt, Commandeur des hessischen Corps, hatte schon am 21. October vom Herzog von Braunschweig zu Senningen Befehl erhalten, nach Coblenz zu marschiren; er eilte, so schnell er konnte; am 24. stand er schon in Salmrohr unweit Wittlich. Von Hügel, welcher zwei Nächte (24. und 25. Octbr.) in Andernach zubrachte und sich nur bei Tage nach Coblenz wagte, empfing Nachricht, daß gemäß eines Schreibens des Herzogs von Braunschweig an den Fürsten von Hohenlohe (g. Aubange, am 21. Octbr.) auch der König von Preußen nach Trier und Coblenz ziehen wolle, er hörte, daß drei Escadrons

hessischer Husaren am 25. Morgens in Lutzerath eingerückt seien, er vernahm gleichzeitig, daß die Franzosen ihre Vorposten noch in Castellaun hatten, ihre Kanonen nicht fortbringen konnten und mindestens noch drei Tage brauchten, um nach Coblenz zu gelangen, daß aber Kellermann, wenn er die Expedition unternähme, wenigstens 10 Tage dazu nöthig habe; er hoffte jetzt, daß „durch den voreiligen, so sehr widerrathenen Schritt der Deputirten, denen die Zeit bis zum näheren Vorrücken des Feindes zu lang geworden sei," die Ankunft der Franzosen nicht beschleunigt werde, daß diese vielmehr in der Zuversicht, von der Festung Ehrenbreitstein keinen Widerstand besorgen zu dürfen, mit Rheinfels den Anfang machen würden. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich diese günstigen Nachrichten in der Stadt. Die Regierung und der Magistrat trafen Maßregeln, daß die Einfuhr aller Lebensmittel frei gegeben wurde, und daß die Einwohner sich mit Vorräthen von Fleisch, Speck, Tabak, Bier 2c. versahen. Man athmete auf, als noch am 25. die ersten Hessen von ferne erblickt wurden; die braven Leute hatten sich den größten Anstrengungen unterzogen, als gelte es einen Wettlauf zwischen ihnen und den Franzosen, wer zuerst da sei. Der Flügel-Adjutant des Königs von Preußen, Major von Rüchel, requirirte am folgenden Tage Nachtquartier für das Grenadier-Bataillon Prinz von Hessen-Philippsthal, für die hessischen Husaren unter Obrist v. Schreiber, für sich, den Major v. Laurens und ihre Begleitung; am 27. und 28. Octbr. kam der General von Biesenrodt mit den übrigen Truppen an. Die Bewohner der Stadt und Umgegend wetteiferten, die abgemagerten Soldaten gut zu verpflegen, die als die ersten Retter gekommen waren, und von denen man erst die volle Wahrheit über die schreckliche Noth des Rückzugs erfuhr. Von Rüchel erließ die zu dem Schutz der Stadt nöthigen mili-

tärischen Anordnungen. Der aufgeräumte Verhau mußte sofort wieder hergestellt werden; 200 Arbeiter mit Hacken, Spaten und Schaufeln mußten vom 28. an jeden Morgen auf dem Schloßplatz zur Verwendung bereit stehen. Acht Tage blieben die Hessen hier.

Die preußische Armee rückte nach. Am 29. Octbr. traf sie in Trier ein, als dort noch über ihre Marschroute berathschlagt wurde. „Es ist die Gewohnheit der Preußen in allen ihren Kriegshandlungen," schrieb Wedbecker, „daß man davon erst erfährt, wenn es zu spät ist, das Erstliche einzuleiten." Der König von Preußen mit dem Herzog von Braunschweig, den Prinzen Ludwig, Ludw. Ferdinand und zahlreichem Gefolge ritt am 5 Novbr. in Coblenz ein. Er nahm, während für die Suite im Schlosse gesorgt wurde, in Abwesenheit des Kurfürsten sein Absteigequartier lieber bei dem Geh. Rath Wedbecker in der Neustadt und blieb mit einer durch den Einfall der Franzosen in Limburg veranlaßten zehntägigen Unterbrechung bis zum 25. hier, nicht wie früher vom Glanze rauschender Festlichkeiten umgeben, sondern einfach lebend, selten hohen Besuch empfangend, die Bürger, wenn er, von seinem schwarzen Doggen umspielt, vor dem Schlosse seine Promenade machte, durch freundliche Herablassung erfreuend und militärisch thätig. Er ließ sich täglich von seinen Generalen Rapporte erstatten, ertheilte die Parole, besichtigte die Festung und den Verhau im Coblenzer Wald und ließ Batterien auf der Karthause, der Oberwerthspitze und dem Allerheiligenberge errichten. Nicht mehr als der Ritter des Königthums, sondern als der Retter der Ehre und des Bestandes Deutschlands trat er von hier aus auf. Den Raubzügen Houchards und Custines, die auf dem rechten Rheinufer bis in die preußische Aufstellung hinein sich ausdehnten, sollte ein Ende gemacht, Mainz wieder erobert,

die Franzosen aus den deutschen Rheinlanden verdrängt werden; dafür wurden in Coblenz die Beschlüsse gefaßt, und dafür war des Königs Umgebung, Braunschweig, Mannstein, Rüchel, der zeitweilig kommende Lucchesini u. a. m., thätig; hier empfing der letztere die merkwürdigen Anträge der Pariser Agenten Mandrillon und Mettra, welche Preußen von Neuem, aber ebenso vergeblich wie früher, von Oestreich trennen und einen Separatfrieden oder noch lieber ein Bündniß zwischen Preußen und dem revolutionären Frankreich herbeiführen wollten.[1]) Tadel in Betreff der vorangegangenen Ereignisse mochte Friedrich Wilhelm nicht leiden; den Obristen von Tempelhoff, der sich freimüthige Aeußerungen erlaubte, man habe zu wenige Artillerie und von unrichtigem Caliber gehabt, die Dispositionen in der Campagne und nach dem Rückzuge seien unrichtig gewesen, ließ er, wenigstens für kurze Zeit, auf die Festung setzen. Von Kerpen hielt denselben für einen sachverständigen offenen und wahren Soldaten; auch der Kurfürst bedauerte ihn.

Die gestrengen preußischen Gouverneure, von Courbière und von Romberg, hielten auf genaue Ausführung ihrer Befehle, mochten sie Ausschließung der Franzosen, Verzeichnisse der Fremden, Fertigstellung von Stallungen in Gebäulichkeiten des Castorstifts, oder Einräumung einer Kirche — es war die Jesuitenkirche — zu protestantischem Gottesdienst, oder Requisition von Pferden und Wagen betreffen, wobei Adel und Geistlichkeit im Falle der Noth nicht geschont wurden, selbst auf die Gefahr hin, daß die Noblesse dies unanständig fand. Auch nachdem der König von Coblenz nach dem Taunus aufgebrochen war, von Rüchel Frankfurt erstürmt hatte, und Custine's Schaaren sich hatten nach Castel zurückziehen müssen,

---

[1]) Vgl. Sybel. Gesch. der Revol. II, 40.

Ereignisse, die mit dem freudigsten Interesse hier aufgenommen wurden, behielt die Stadt eine starke Garnison, und es fuhr der preußische Major v. Linderer fort, die Defensionsanstalten zu stärken. Doch leisteten ihm die 400 Fröhner aus der Stadt und den Dörfern, zum Theil Weiber, Greise und Knaben, schlechte Dienste; er sah sich genöthigt, statt ihrer 600 Mann von der Festung einzustellen, besonders als im December eine Reihe sich gegenseitig schützender Batterien aufgeworfen wurde, deren Zug vom ersten Wasserthurm auf dem Metternicher Weg hinter Mariahülf über den Petersberg bis in den Weg unweit Schönbornsluft ging. Außerdem wurde unmittelbar vor der Moselbrücke vom Flusse unterhalb bis oberhalb derselben ein Brückenkopf, Graben und Brustwehr, angelegt. Die Brückenbogen wurden unterminirt, um sie im Falle eines Rückzugs zu sprengen. Auch bei Waldesch wurden neue Werke errichtet. Alle diese Schutzmaßregeln wurden um so eifriger betrieben, als die Franzosen neue Streifzüge auf den Hunsrücken, an die Nahe und Mosel machten. Doch verursachte dies weniger Unruhe als andere Lasten, die auf den Bürgern ruhten. Die Einquartierung war so zahlreich, daß sie auch in geistliche Häuser, Stiftsgebäude, Klöster und was sonst noch frei gewesen war, gelegt werden mußte. Es fehlte, wie immer bei solchen Gelegenheiten nicht an Klagen darüber, daß nicht mit Unparteilichkeit verfahren werde. Noch größer war die Besorgniß, daß durch die vielen kranken Soldaten ansteckende Seuchen entstehen könnten. Der Magistrat verordnete deshalb, daß alle einquartierten Kranken bei dem Physikus Fölix angemeldet und auf dessen Weisung in das Lazareth befördert, ferner daß fremde Abdecker zugelassen würden, um die vielen gefallenen Pferde zu verscharren. Indessen wurden alle solche Besorgnisse und Uebelstände nebst der steigenden Theurung und Holznoth nach den

kurz vorher ausgestandenen Aengsten leichter ertragen, und die Unterthanen bewahrten einen guten Sinn. Nicht nur der Geh. Rath Weckbecker berichtete dies wiederholt von hier aus, und ebenso der zur Wegführung der Schiffe an die Mosel geschickte Ingenieur Fröhlich von den dortigen Ortschaften, sondern es ergibt sich auch ungesucht aus einzelnen Vorfällen des gewöhnlichen Lebens, wie denn z. B. eine große Bäckerschlägerei nur den Grund hatte, daß die Theilnehmer auf die freilich nicht begründete Nachricht hin, Mainz sei wieder erobert, in ihrer Freude der Flaschen zu viele geleert hatten.

12. Die Zeit während der Entfernung des Kurfürsten.

Der Kurfürst hatte sich von Bonn über Cöln, Düsseldorf, Essen nach Münster begeben. In Cöln nahm er Geld auf, um seiner Dienerschaft, die auf der Flucht in Noth war, ein Quartal vorauszubezahlen; in Düsseldorf entließ er dieselben; hierhin hatten seine Jachten auch das Archiv, die besten Möbeln, Pretiosen u. s. w. in Sicherheit gebracht. In Essen und Münster blieben die Equipagen; in Münster auch das Silber aus der Schloßkirche. Von Münster aus, welche Stadt ihm der Kurfürst von Cöln als Asyl angeboten hatte, und wo er vom 27. Octbr. bis zum 6. Novbr. verweilte, traf er festere Anordnungen über die Landesregierung in seiner Abwesenheit. Den Chorbischof Grafen von Kesselstadt hielt er für einen Mann trefflichen Willens und guter Absichten, der eifrig auf das Wohl des Landes bedacht und seinem Landesherrn anhänglich sei, aber „sein Scharfsinn," so schreibt er in vertraulichen Briefen, „sei nicht durchdringend, sein gutes Herz, nicht mit der in gegenwärtigen Zeitumständen nöthigen Festigkeit

verbunden, könne leicht mißbraucht werden; auch traue er seiner Umgebung nicht." Alle die gewünschten Eigenschaften fand er gemäß früherer Erfahrung bei dem Statthalter zu Trier, dem Dombechanten und wirklichen Geh. Rath Anselm Freiherrn von Kerpen; er wußte, daß er muthig, energisch, sehr thätig, mit der Landesverfassung, der Civildienerschaft bekannt, in den Geschäften sehr erfahren, außerdem auch bei dem Könige von Preußen und der Generalität sehr geschätzt sei; diesen ersah er sich also zum Stellvertreter, und gab ihm als Statthalterei-Räthe den Geh. Staatsrath, Kanzler von Hügel und den Geh. Rath Weckbecker, ferner als Secretäre die Hofräthe Cardon und Liel bei. Von Weckbecker namentlich war er mit Grund überzeugt, daß er „in schleunigen Anstalten, bei allen Gelegenheiten, wo Entschlossenheit erforderlich sei, und bei Behandlung der preußischen Offiziere" sehr brauchbar sei. Der Kurfürst behielt sich zu eigener Erledigung von Augsburg aus die Reichs- und Kriegssachen, namentlich die Stellung des Reichscontingents und Friedensunterhandlungen vor und gab am 31. October dem Landstatthalter eine offene und eine geheime Instruction. In der letzteren wies er ihn außer zu finanziellen und ökonomischen Angelegenheiten, welche besonders die Einziehung rückständiger Emigrantengelder, die Ersparnisse bei der Hofökonomie und die Bezahlung der in Cöln aufgenommenen Schuldsumme betreffen, an, daß General von Wenz unter den Herzog von Braunschweig gestellt sei, doch so, daß die trierischen Truppen nicht ohne kurf. Genehmigung außer Landes dienen sollten, daß der Landstatthalter für richtige Bezahlung derselben und für Vollendung der Festung unter preußischer Beihülfe sorge, daß er genau untersuchen lasse, wer die Demolition der Schanzen veranlaßt, wer von der Regierung gegen die Vertheidigung und die kurf. Befehle gestimmt, und wer den Regierungs-Rath

Schäffer beauftragt habe, ein Schreiben der Stände an den General Custine zu autorisiren, damit die Betheiligten unter preußischer Autorität mit Cassation, Suspension und Arrest bestraft würden; namentlich wollte er die Theilnehmer an der Mainzer Deputation wo möglich auf die Festung Wesel gebracht, den jungen Lieutenant von Berney reducirt und diese ganze Familie aus dem Erzstift verwiesen, ebenso alle verdächtigen Einwohner von Coblenz entfernt haben. Von Kerpen nahm „die mühevolle Stelle" an, mußte jedoch seiner Gesundheitsverhältnisse wegen bis zum Anfang December noch in Luxemburg und Trier bleiben. Für diese wenigen Wochen wurde der Chorbischof von Kesselstadt substituirt, der als Statthalter sich denn auch in Gesellschaft von Hügels dem Könige von Preußen, dem Herzog von Braunschweig und den Prinzen vorstellte, bei welcher Gelegenheit die Herrn die Scherze über die Flucht der Noblesse und die spitze Frage nach dem Urheber der Sendung nach Mainz mit in den Kauf nehmen mußten. Der Minister von Duminique wendete sich auch in einer besonderen für ihn und die ganze Lage characteristischen Angelegenheit brieflich an von Kerpen. In der Nacht, als der Minister Kärlich verließ, hatte er den oben erwähnten auf dem Platze des Königszeltes errichteten Obelisk mit seiner zu Ehren des Königs lautenden Inschrift zu vergraben befohlen; als Grund gab er jetzt an, er habe geglaubt, die Patrioten würden am folgenden Tage in Coblenz sein und im Aerger über die Inschrift Rache üben und Metternich verbrennen; er wisse nicht, ob sein Befehl vollzogen sei, bitte aber in diesem Falle den Herrn Statthalter, den Preußen den wahren Grund und sein Vorhaben mitzutheilen, daß im Frühjahr der Obelisk und die Inschrift wieder hergestellt werden sollte! Ob er es gethan

hat, bezweifle ich. Es waren bei seiner Rückkehr wieder geänderte Verhältnisse.

Der Kurfürst, davon benachrichtigt, daß er nichts mehr für seine Staaten zu fürchten habe, begab sich, „um manche unangenehme Berührungen zu meiden," am 6. Novbr. in sein Bisthum Augsburg; „es war eine sehr mühevolle Reise auf abscheulichen Wegen, von denen man sich keine Idee machen kann," so lautet sein kurzer Bericht; „ich und meine Schwester wurden bei Meiningen umgeworfen; ich hatte, Gott sei Dank, kein Unglück, aber meine Schwester erlitt eine sehr starke Contusion am Kopfe, in Folge deren sie auf der Reise viel zu leiden hatte und noch das Zimmer hüten muß." Erst am 14. Novbr. langten sie an. Das Jahr, welches der Kurfürst außerhalb seines Erzbisthums verlebte, war ein durch große Unannehmlichkeiten getrübtes. Die Prinzessin Kunigunde erkrankte, kaum von ihrem Sturze genesen, bedenklich an einem Schleimfieber. Es gelang indessen der Geschicklichkeit des Leibarztes Reisinger, dieselbe zu heilen. Die zurückgebliebene Schwäche hinderte sie jedoch noch lange, den Briefwechsel mit ihrer geliebten „Mutsch" wieder aufzunehmen; und im April erlitt sie auf der Promenade durch den Sturz eines Baumes eine neue schmerzhafte Contusion am Kopfe. Auch der Minister von Duminique siechte vom Januar 1793 an sehr lange, mußte im Mai nach Carlsbad gehen und kehrte erst im Juli zum Kurfürsten zurück. Dazu kamen noch finanzielle Verlegenheiten. Clemens W. hatte den französischen Prinzen nicht nur bei ihrem Aufenthalt an seinem Hofe die Mittel zu einem luxuriösen Leben zukommen lassen und große baare Vorschüsse gemacht, sondern er hatte auch nachher für sie gut gesprochen, als sie bei Banquiers in Frankfurt bedeutende Geldsummen aufnahmen. Jetzt wurde er von den Herrn Gontard und Bren-

tano gedrängt, die garantirten Summen zu zahlen. Die Prinzen und ihre Agenten setzten der Auszahlung der ihnen durch Erbschaft zugefallenen Gelder an den Kurfürsten, den Prinzen Xaver und die übrigen Gläubiger immer neue Schwierigkeiten entgegen, so große Mühe sich auch der Landstatthalter, der Hofrath Lippe, der K. K. Gesandte Graf Metternich u. a. m. zur Erledigung der Angelegenheiten gaben, und so viele Reisen auch Lippe nach Düsseldorf, Brüssel und Amsterdam machte. Von den Frankfurter Drängern befreite ihn endlich ein mit dem Coblenzer Banquier Mühlens getroffenes Abkommen, der die Schuld tilgte und ein milderer Gläubiger wurde. Die Plünderungen und Erpressungen der Franzosen in einem großen Theile des Kurfürstenthums minderten selbst die gewöhnlichen Einkünfte; Clemens W. mußte sehr zurückgezogen leben und sich aufs Aeußerste einschränken; er sah nie mehr, als 12 Personen an seinem Tische und warf seinem Landstatthalter, der eigene Wagen und Pferde, Silber ꝛc. mitbrachte, nur 300, nachher nur 400 Gulden monatlich aus. Unter solchen Verhältnissen war es, namentlich wenn man den Eindruck der Unglücks-Botschaften über neue Bedrängnisse seines Landes, Angriffe auf Trier, Verheerungen ganzer Aemter an der Saar, der Nahe, dem Hunsrücken, steigende Theurung und Noth, ferner die Wirkung der Schreckensnachrichten aus Frankreich, besonders des Processes und der Hinrichtung des Königs, hinzunimmt, sehr leicht zu erklären, wenn er zuweilen reizbar und heftig wurde, wenn er das langsame Vorgehen der Verbündeten ungeduldig tadelte und Mißtrauen gegen einzelne Beamte schöpfte. Bald äußerte er seine Unzufriedenheit über das schwächliche und von Anderen abhängige Verfahren des Chorbischofs von Kesselstadt und wies den Landstatthalter an, ihn und andere Conferenzmitglieder zu bestimmten Geschäften nicht mehr zuzuziehen,

sondern sich, wenn er es für nöthig halte, an Männer, wie Weckbecker, Eschermann und Syndicus Corbach zu wenden, die fremdem Einfluß unzugänglich wären; bald tadelte er mit harten Worten den schlechten Geist der Stände und der Directorien vorzüglich einzelner Mitglieder im Obererzstift, und konnte seine Entrüstung über die Deputation nach Mainz, über das Reichskammergericht und das Verfahren der dort in der von Lassaulx'schen Sache richtenden „Illuminaten und Democraten" nicht bergen. Besonders ungehalten war er nicht ohne Grund auf mehrere Mitglieder der Regierung und Hofkammer, die bei der steigenden Theurung der Früchte sich statt Wein hatten Getreide liefern lassen; als ihm gemeldet wurde, daß sie kein Mittel zur Abhülfe des Nothstandes finden könnten, schrieb er: „Das wundert mich nicht, denn darauf werden die uneigennützigen Kammerräthe nicht fallen, das so absonderlich erworbene Getreide zurückzuerstatten!" Mehrere der Betheiligten, namentlich von Hügel und Offizial Beck, reichten dem Kurfürsten eine Vorstellung wegen dieser „Weinlosungsgeschichte" ein und machten darin ungeziemende Ausfälle auf den Minister, erhielten ihre Schrift aber zurück, und v. Kerpen wurde beauftragt, ihnen vorzuhalten, wie der Kurfürst nicht gesonnen sei, solche anzügliche Schriften von den in seinem Dienst stehenden Männern anzunehmen, die allen Uebrigen das Beispiel schuldigen Respects geben sollten; die Vorwürfe gegen den Minister seien nicht sowohl eine Unbill gegen diesen, als eine Beleidigung gegen ihn selbst, sie müßten es denn nicht für eine Beleidigung ansehen, ihm verblümt zu sagen, er sei schwach genug, sich von den Leidenschaften eines Ministers leiten zu lassen; er habe schon lange gemerkt, daß man diesen hasse, weil er keine Unordnung dulde. Noch viel aufgeregter schrieb er wenige Tage später, „er werde solche Impertinenzien nicht dulden und sei nicht so

dumm, wie sie ihn machen wollten, als wenn er sich von seinem Minister führen lasse; in gegenwärtigen Verhältnissen seien solche Sottisen nicht gleichgültig, man fange bei den Ministern an und suche diese zu entfernen, aber er habe nicht Lust zu enden, indem er seinen Kopf auf das Schaffot lege, wie der unglückliche Louis!" Die scharfe Lection, welche von Kerpen unter Vorhaltung des eigenhändigen kurf. Befehls ertheilte, that ihre Wirkung. Gegen den Kanzler faßte der Kurfürst tiefes Mißtrauen; das Benehmen desselben in der Zeit der Gefahr war sehr zweideutig; die wichtigsten Regierungsprotokolle aus den Octobertagen fehlten, als von Kerpen sie verlangte; von Lassaulx blieb bei seiner Behauptung, daß der Kanzler ihn zur Reise nach Mainz autorisirt habe; das unberufene Verlangen von Hügels, daß sein Betragen durch von Kesselstadt und von Hacke geprüft werde, mehrte nur den Verdacht; viele Intriguen bei den Landständen, bei welchen selbst der Gedanke an eine Coadjutorwahl aufgetaucht sein soll, schienen von ihm angesponnen. Er mochte selbst merken, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden sei. In der Stille bewarb er sich darum, Bürger in Frankfurt zu werden. Er trat mit dem Wiener Hofe in Verbindung, um eine angesehene Stellung zu erhalten, und bekam die verlangte Entlassung vom Kurfürsten trotz seiner anerkannten Geschäftstüchtigkeit um so lieber, als durch seinen Weggang eine neue Organisation der Geschäfte wesentlich erleichtert wurde. Der Kaiser ernannte ihn am 22. Mai 1793 zu seinem Directorialgesandten in Regensburg mit einem Gehalt von 15,000 Gulden. Auch der Geh. Secretär H. von Bleuel vertauschte den kurtrierischen Dienst mit dem kaiserlichen. Der Kurfürst, erst spät davon benachrichtigt, war anfänglich sehr empfindlich davon berührt; „es scheine, man habe das Princip angenommen, daß er der letzte sein solle, der davon informirt werde, wenn

einer weggehen wolle;" aber er erkannte nachher aus v. Bleuels Rechtfertigung, daß mehr ein Versehen als Mangel an gutem Willen die verspätete Anzeige veranlaßt habe, und hatte im folgenden Jahre, da von Bleuel dem Prinzen von Coburg für die kaiserlichen Angelegenheiten als Geh. Secretär beigegeben war, oft Gelegenheit, die Anhänglichkeit und Liebe desselben für seinen früheren Landesherrn und das Land selbst anzuerkennen.

Wie in diesem letzten Falle, so hatte auch in vielen anderen Clemens W. sich nur vorübergehend durch Verstimmung und Unmuth bewältigen lassen; er blieb auch in der Ferne der gerecht und mild urtheilende, für sein Land, seine Beamten und Unterthanen eifrig besorgte, an allen ihren Verhältnissen herzlichen Antheil nehmende Fürst. Wenn der „pünktlich und selbständig arbeitende" Reg.-Rath Wallmenich fortfuhr, mit dem verdächtig gewordenen v. Hügel, dem er von früher her verpflichtet war, viel zu verkehren, sagte Clemens W.: „Im Falle er Undankbarkeit gegen Hügel zeigte, würde ich ihn weniger schätzen!" Als Frau v. Lassaulx übereifrig für ihren Mann auftrat, erklärte er, sie habe als Frau das Recht dazu. Den im Kriege furchtbar verarmten Ortschaften suchte er in jeder Weise aufzuhelfen; als ihm bekannt wurde, daß in dem Coblenz benachbarten Polch ein verheerender Brand ausgebrochen sei, verlangte er umgehend Bericht, wie er am besten Erleichterung schaffe; alles Korn seiner Einkünfte bestimmte er zu einem möglichst niederen Preis für seine Unterthanen und bewirkte dadurch, daß die Preise sanken; nach dem Tode des Amtmanns der Bergpflege Flieg befahl er, unter den vielen Supplicanten um die Stelle nur den in Vorschlag zu bringen, von dem er sich versprechen könne, daß er ein Vater der Leute im Amte sei; und da sein geschickter alter Diener, Major v. Kirn, am 6. Juni 1793 in Ehrenbreitstein starb,

war sein Augenmerk sogleich auf dessen Sohn gerichtet, von dem er hoffte, daß er die Stelle seines Vaters dereinst ausfüllen werde. Und welche Freude machte es ihm, wenn er glückliche Ereignisse vernahm, erfolgreiche Thätigkeit der Beamten erfuhr und Beweise der Verehrung und früheren Anhänglichkeit empfing! Die alte Gräfin von der Leyen entkam wie durch ein Wunder den Bliescastel überfallenden Patrioten. Schon begannen dieselben das Schloß auszuplündern, als es ihr gelang, sich durch das Fenster auf einer Leiter zu entfernen; sieben Tage irrte sie in den Wäldern, Mühlen und Bauernhäusern umher, bis sie den ersten preußischen Posten traf und Hülfe fand, so daß sie zu ihrer Schwiegertochter nach Saffig kommen konnte; erst hier erfuhr sie, daß treue Diener einen Theil ihrer Pretiosen und Gelder, sowie einen Koffer mit Leinwand für sie gerettet hatten. Clemens W. nahm den innigsten Antheil an dem Geschick seiner alten Freundin; von Kerpen mußte sogleich zu ihr hinausfahren, um sie zu begrüßen und die lebhafte Freude des Kurfürsten auszudrücken. Dankbar nahm er sowohl die Nachricht von der Haltung seiner Trierer in den Bedrängnissen des December 1792 wie von der Thätigkeit des Revisionsraths Kopp auf, der bei den Ständen endlich wirksam auf Ruhe drang, und besonders erkenntlich war er dem preußischen Obristlieutenant v. Linderer für die guten Dienste, die dieser bei der Befestigung von Coblenz leistete. Ihm, wie manchen Anderen irgend ein kostbares Geschenk zum Andenken überreichen zu lassen, versagte er sich trotz seiner augenblicklich beschränkten Mittel nicht. Wohlthuend war ihm die allgemeine Theilnahme der Coblenzer bei der Krankheit seiner Schwester, und herzlich dankte er für die übersendeten Neujahrswünsche, wie für die Feier seines fünf und zwanzigjährigen Jubiläums. Denn es hatten bei dieser Ge-

legenheit am 10. Febr. 1793 nicht blos die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Behörden, sondern auch trotz ihrer oppositionellen Stellung die landständischen Directorien, ferner der Magistrat sammt den zünftigen und unzünftigen Bürgern Glückwunschschreiben nach Augsburg übersendet, es waren kirchliche Dankfeste veranstaltet, ungeachtet des eben erst in Folge der Hinrichtung des Königs von Frankreich ergangenen Verbots aller öffentlichen Vergnügungen auf den Hauptplätzen Musikcorps aufgestellt, am Abend die Stadt illuminirt, und zum Schluß ein zahlreich besuchter Ball gehalten worden. Der Kurfürst schöpfte daraus die Hoffnung einer glücklichen Zukunft; das Dankschreiben desselben wurde auf der Harrat verlesen und „in seinen geheiligten Ausdrücken“ vom Magistrate verwahrt.

Nachdem wir die Lage des Kurfürsten in Augsburg, wie seine Beziehungen zu Beamten und Bürgern in Coblenz betrachtet haben, müssen wir noch einen Blick auf andere, von den großen Zeitbegebenheiten beeinflußte Verhältnisse der Stadt werfen. Die Situation blieb auch, nachdem die augenblickliche Gefahr beseitigt war, bedenklich genug. Dumouriez hatte vom Convent Befehl erhalten, bis zum Rhein vorzudringen, siegte bei Jemappes (6. Novbr. 1792) und warf die Oestreicher über die Roer zurück. Man erhielt in Coblenz am 20. Decbr. Nachricht, Clerfait (so schreibt er selbst seinen Namen) wolle über Bonn nach Coblenz ziehen, um hier den Rhein zu passiren. Dann war die Stadt aufs neue bedroht, und der Kurfürst rieth für diesen Fall, alles Werthvolle aus Kärlich und Schönbornslust zu entfernen, damit diese Schlösser nicht ausgeplündert würden, wie die seiner Schwester in Thorn; die Gemälde in der Residenz sollten von einem Maler in der Stille eingepackt und zu den übrigen Effecten gebracht werden; diese lagen auf den zurückgekehrten Jachten unter der schützenden

Festung. Die französische Moselarmee wurde im November zum Vorgehen gegen Trier und Coblenz angewiesen, um die Verbindung zwischen Dumouriez und Custine zu erhalten. Kaum vermochte der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg und General Brentano Trier zu retten, und schon streiften französische Abtheilungen über den Hunsrücken und nahmen bei Bernkastel ein Schiff mit Reconvalescenten sammt der preußischen Schutzmannschaft weg, während Custine's Schaaren an der Nahe, in Schmidtburg, Oberstein und Kirn ihren Raubkrieg nicht blos gegen die Paläste, sondern auch gegen die Hütten führten. Die Communication zwischen Trier und Coblenz war gefährdet, das von Rombergsche Corps mußte von Coblenz in das Gallscheider Gericht verlegt und Köhlers Husaren zur Sicherung des Hunsrückens entsendet werden. Diese Gefahren traten erst mit dem Ende des J. 1792 in den Hintergrund.

Der neue Operationsplan der Verbündeten begann. Coblenz behielt auch im neuen Jahr eine starke Besatzung von Preußen. Dieselben waren wegen pünktlicher Bezahlung der reichen Verdienst gewährenden Arbeiten und Lieferungen wohl beliebt; die Commissäre aber sorgten mehr für sich, als für die armen Soldaten, die aus Noth Kartoffeln ausgruben, das Holz auf der Wache verkauften und dafür ausgerissene Palissaden verbrannten, bis von Romberg vom Magistrat Anzeige erhielt und einschritt. Für den Verkehr führte außerdem die wechselnde Werthbestimmung des preußischen Geldes, mit dem um die Mitte Januar „Alles überschwemmt" war, große Schwierigkeiten herbei; der preuß. Thaler hatte 30 Böhm; der Böhm sollte erst 2, dann 1½, dann wieder 2 Albus gelten. Besondere Vereinbarungen mußten darüber getroffen werden. Dann folgten von Ende Januar bis Anfang März 1793 die Durchmärsche der zahlreichen öst-

reichischen Truppen zu der Armee, welche die Niederlande wieder erobern sollte, und wiederum hatten der Magistrat und die Regierung weitwendige Geschäfte mit Vertheilung und Verpflegung der Mannschaften und der Fürsorge für die Lazarethe. Die Einquartierungscommissionen mußten von 8 bis 12 und von 2 bis 7 Uhr in Thätigkeit bleiben, während andere Herrn vom Rathe in bestimmtem Wechsel die mit Kranken und Todten gefüllten Casernen und Lazarethe sammt dem des Lebens nicht entbehrenden Lagerstroh besichtigten und ihre zwei Gulden Tagesdiäten sauer genug verdienten. Den Oestreichern wurde das Dominikanerkloster für ihre Kranken eingeräumt; es reichte nicht aus; der Prinz von Coburg verlangte mehrere andere Gebäude; Oberlahnstein, Engers, Ems, Schönbornslust zu belegen, schlug er aus; er hatte nicht so viele Aerzte und Chirurgen, daß er sie hätte an verschiedenen Orten zerstreuen dürfen. Als im April auch noch die östreichischen Lazarethe von Trier nach Coblenz verlegt wurden, und die Offiziere drohten, die Kranken ohne Weiteres in Bürgerhäuser zu legen, wußte von Kerpen keine andere Auskunft, als das Collegium zu einem Lazareth herzugeben. Hierhin brachten die Oestreicher ihre Blessirten und Reconvalescenten, in das deutsche Haus ihre Offiziere, nach Engers die epidemisch Kranken. Die Preußen hatten dagegen die alte Residenz und den Dicasterialbau im Thal inne und nahmen außerdem Vallendar und Niederwerth in Aussicht. Die Gymnasiasten mochten mit den unerwarteten Ferien zufrieden sein und leisteten hülfreiche Hand, als Bänke, Bibliothek, Kirchengeräthe rc. am 8. April 1793 zur Aufbewahrung in die Residenz geschafft wurden; schlimmer erging es den armen Professoren, die sich bei bekannten Familien ein Unterkommen suchen mußten. Zwei Classen wurden nachher im Goergen- und Barbarakloster, ein Theil

der anderen im Leyenschen Hofe untergebracht. Hier fanden auch im September die öffentlichen Prüfungen statt, die goldenen Bücher aber vertheilte man in der Collegiumskirche. Da im Spätherbste die Räumung des Collegs noch nicht bewirkt werden konnte, im Hohenfelder Hause die Feldapotheke etablirt, im Krämerbau Früchte aufgeschüttet waren, im Schifferhause franz. Gefangene saßen, bei den Carmelitern und Franziskanern sich Mehlniederlagen befanden, mußten die oberen Räume des Leyenschen Hofes mit Zustimmung des Grafen Philipp heizbar gemacht werden, und sechs Classen auch für den Winter und länger hier bleiben.

Theuer genug war es in dieser Zeit. Indessen machte Herr Mühlens mit den Ankäufen für die K. K. Magazine treffliche Geschäfte, und die Schiffer verdienten bei den Transporten von Getreide und von Mannschaften, die man zur Erleichterung der Einwohner möglichst schnell weiter fuhr, viel Geld; der gemeine Mann aber litt oft Mangel, theilte jedoch, was er hatte, mit dem Soldaten und erhielt dagegen von diesem Commisbrod. Auch große Holznoth entstand aufs neue. Nicht blos die Karthäuser, deren Kloster und Berghof (jetzt Trapp'sche Besitzung) oft 100 bis 150 Mann Einquartierung tragen mußte, klagten, daß ihr Wald zusammengehauen wurde, auch die armen Karmeliter sahen sich genöthigt, ihre alten Holzstatuen und Heiligenbilder zur Heizung zu benutzen, und der Stadtrente wurde die Versorgung der französischen Kriegsgefangenen mit Brennmaterial und Utensilien gradezu unerträglich. Manches gewohnte Volksvergnügen mußte deshalb unterbleiben; das Vogelschießen konnte, wie dem Schützenbrudermeister Collig bedeutet wurde, nicht statt haben. Dagegen fehlte es nicht an kirchlichen Festen, im Frühjahr, um den Segen des Himmels für die deutschen Waffen zu erflehen, im Sommer, um frommen

Dank für die errungenen Erfolge darzubringen. In der That, dafür war Veranlassung genug. Der Siegeslauf der K. K. Armee, die Schlachten von Aldenhoven und Neerwinden, die Befreiung Mastrichts, Lüttichs, die Besetzung Brüssels und Antwerpens, später die Bewältigung von Condé und Valenciennes, und dazwischen die Nachrichten von den Preußen, der Fall von Königstein, die Rheinübergänge, der Heldentod Gauvains bei Stromberg, die kühnen Handstreiche des Obersten Szekuly, besonders die endliche Cernirung von Mainz erregten die Gemüther der Bewohner von Coblenz im höchsten Grade. Eine ganze Reihe der anziehendsten Personen bot sich den Augen derselben dar und steigerte das Interesse für die von ihnen vollführten Thaten: Erst im Januar der Retter Triers, General von Brentano, den Todeskeim in der Brust tragend, und doch voll Eifer für die neuen Schutzwerke der Stadt, dann der Prinz von Coburg (16. bis 28. Febr.), der designirte Obergeneral der kaiserl. Truppen und heitere Gast des Coblenzer Magistrats, die Regimenter selbst, vorzüglich die schwarzen Kürassiere von Nassau-Usingen, die tapfern Kämpfer bei Neerwinden, der junge Erzherzog Carl, den ersten Lorbeeren entgegeneilend, und mit ihm der Feldmarschall-Lieutenant Prinz von Würtemberg; im April wieder Dumouriez, der früher so gefürchtete Gegner, nun geflüchtet, ein besonderer Gegenstand der Neugier nicht blos für die vornehme Welt, den Herrn von Knebel, die Mainzer Domcapitularen von Kesselstadt und von Frankenstein, die Gräfin Sophie Renesse, die sich Morgens um 7 Uhr schon bei ihm einfand, sondern auch für das größere Publikum, das ihn auf der Straße und der fliegenden Brücke anstaunte; einen Monat später diejenigen, welche Dumouriez vor seinem Uebergange den Oestreichern überliefert hatte, der frühere Kriegsminister Bournonville, dem von Lassaulx auf der

Festung sein bisheriges Gefängniß einräumen mußte, die vier Conventscommissäre, ihre Secretäre und Adjutanten. Die französischen Kriegsgefangenen, welche auf besonderes Verlangen des Prinzen v. Coburg der Major v. Trapp und vier trierische Compagnien von Cöln aus escortirten, waren eigentliche Sansculotten, ohne Schuhe und Strümpfe, und mußten, da ihnen ein Rasttag hier bewilligt war, in den Kellern des alten Schlosses im Thal vorlieb nehmen (1. August 1793). Alle anderen Locale waren zu klein oder bereits besetzt. Am meisten war die Aufmerksamkeit auf Mainz gerichtet. Außerdem daß das Kurfürstenthum 30 Römermonate (20,000 Gulden) für den Krieg zu entrichten hatte, zahlte der Kurfürst aus eigner Casse monatlich 1000 Gulden, er lieferte Spiegelgranaten und andere Munition an die Preußen vor Mainz: man sah Kanonen schweren und leichten Calibers von der Festung dorthin abführen, und die 16 holländischen Kanonierschaluppen vorbeifahren, die bei der Beschießung von Mainz verwendet werden sollten; man hörte von der Erstürmung der Redouten, der Verwundung des Prinzen Louis Ferdinand, dem begonnenen Bombardement, dem ausgebrochenen Brand und dem dadurch angerichteten Schaden an Kirchen und Häusern, und endlich kam die ersehnte Botschaft der Capitulation. Die Freude war allgemein. Der Landstatthalter, welcher eben von Schwalbach und Schlangenbad zurückgekehrt war, wo er von den Waldhöhen aus das Bombardement gesehen hatte, ordnete ein Dankfest zu Liebfrauen mit Te Deum und einer Predigt „über die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Souverän mit Hinweis auf die Uebel, welche durch Verräther herbeigeführt würden," an, und der Hofpfarrer Siebenbeutel entledigte sich dieser Aufgabe zu so allgemeinem Beifall, daß der Kurfürst sich eine Abschrift nach Augsburg senden ließ. Viele Coblenzer fuhren

und ritten, wie Herr Faßbender, nach Mainz, um die Belagerungswerke zu sehen und sich von den ausgestandenen Schrecknissen und der Mißhandlung der Clubisten erzählen zu lassen. Am 29. Juli langte, wie von Kerpen berichtet, „die liebsame Gesellschaft der Clubisten hier an, um auf dem Ehrenbreitstein untergebracht zu werden, 41 an der Zahl, escortirt von sächsischen Husaren und Dragonern vom Regiment Curland unter einem sächsischen Husarenoffizier; sie wurden auf dem Plan geordnet, um in die verschiedenen Emplacements auf der Festung vertheilt zu werden. Der Zulauf des Volks war ungeheuer; sie wurden bis zu ihrem Bestimmungsorte mit beständigem Geschrei „Clubisten, Clubisten!“ begleitet, und auf der Brücke, die ganz voll war, beeiferte sich jeder, ihnen alles Liebe zu sagen. Der König von Preußen hat jedem für den Monat drei Thaler d. i. täglich drei Böhm oder 6 Albus bestimmt. Die sächsischen Truppen wurden mit Brod und Wein erfrischt. Was mir am meisten Vergnügen machte, war die allgemeine Billigung des verdienten Schicksals zu sehen.“ Unter den Clubisten waren auch einige Geistliche, die den Eid geleistet hatten; einer, Namens Rumpel von Vilmar, und der besonders berüchtigte Metternich aus dem Amt Montabaur gehörten zu von Kerpens Bedauern von Geburt dem Kurfürstenthum Trier an. —

Der Rhein war wieder offen, Schiffe bedeckten den Strom, bald kam das erste Floß vorbei. Jede äußere Gefahr schien in die Ferne gerückt, die innere Ruhe war hergestellt, die Landstände schlugen einen bescheideneren Ton an. Clemens W. hatte keinen Grund mehr, in der Fremde zu weilen, zumal er und seine Schwester im schönen Allgau ihre Gesundheit gestärkt und sich erholt hatten. Schon wiederholt war er um Rückkehr gebeten worden. Jetzt (29. Juli) luden Magistrat und Bür-

ger ihn aufs neue ein, ihnen den Segen seiner Gegenwart in der Nähe zu schenken, und schrieben in gleichem Sinne an den Minister. Fast in jeder Nummer des Intelligenzblattes erschienen Chronogramme, welche die Sehnsucht der Unterthanen ausdrückten. Die Antwort, welche auf der Harrat verlesen wurde, lautete zustimmend, der Kurfürst habe selbst das Verlangen zurückzukommen, doch könne er den Termin noch nicht bestimmen, hoffe aber vor Ende Oktober dazusein. Der Regierung und Finanzkammer wurden jedoch acht gegen die Rückkehr gemachte Einwürfe (sie rührten von dem nicht genannten Minister her) zur Begutachtung vorgelegt, aber einstimmig verworfen; nur den schlechten Stand der Finanzen mußte man anerkennen; der Kurfürst war aber zu eingezogenem Leben in Coblenz entschlossen. Die nöthigen Reparaturen im Schlosse wurden vollführt, und die Equipagen, Effecten und Kirchengeräthe von Münster und Essen herbeigeholt. Clemens W. reiste über Mannheim zu Lande nach Montabaur, indem er die größeren Kosten der Wasserfahrt und den schmerzlichen Anblick von Mainz vermeiden wollte, und wurde am 31. Oktober 1793, da er sich jeden solennen Empfang verbeten hatte, an der Liebfrauenkirche zwar einfach, ohne Glockengeläute und Kanonendonner, aber auf das Herzlichste von der ganzen Bürgerschaft begrüßt. Als er nach dem Dankgebet wieder aus der Kirche trat, fand er die Pferde seines Wagens ausgespannt, dagegen die ganze Zunft der Fuhrleute in ihren Feierkleidern und mit Bändern geziert bereit stehen, den scheinbar von dem Söhnchen des Poststallmeisters Barth mit einem seidenen Bande gelenkten Wagen selbst zu ziehen; gerührt dankte er, „er wolle in ihren Herzen getragen, nicht von ihren Händen gezogen sein." Zu Fuß, seine Schwester am Arm, Blumen streuende Mädchen voraus, von der jubelnden Menge umgeben, ging er durch die

Hauptstraßen der Stadt in das Schloß. „Noch fufzig Johr!“ rief der Leichenbitter Knobloch, und jauchzend wiederholten die Bürger den Zuruf. Den Landstatthalter, der ihn schon in Montabaur bewillkommnet hatte, ehrte er mit werthvollen Geschenken und wendete ihm die Probstei Limburg zu, die durch den Rücktritt des Domherrn Franz Phil. von Walderdorf in den Laienstand erledigt war. Einen Tag später als der Kurfürst langte auch der Minister an, und Alles schien allmählich wieder in die frühere Ordnung einzutreten.

Gemäß der neuen Geschäftsorganisation hielten die vier Referendarien Geh. Rath von Pidoll in geistlichen, Reg. Director Eschermann in landschaftlichen, Geh. Rath Wedbecker in Regierungs- und Hofkammerrath Kalt in Kameral-Angelegenheiten bei dem Kurfürsten und dem Minister jeden Freitag ihre Vorträge. Von Pidoll wurde an Stelle des tödtlich erkrankten Bischofs von Ascalon, von Herbain, bald zum Weihbischof bestimmt. Auch andere Aemter wurden neu besetzt, und manche Ehrentitel ertheilt, wie z. B. der Oberst-Lieutenant Freiherr von Kolb die Ehrenstelle eines „adligen Lehnhofsthürwärters“ erhielt. Dem Kurfürsten suchte man jede Ehre und Freude zu erweisen. Das Intelligenzblatt berichtet,[1]) daß 44 Deputirte aus den Aemtern Boppard und Oberwesel und aus dem Gallscheider und Welmicher Gerichte ihm ein Faß ihres besten neuen Weins zur Bezeigung ihrer Freude über seine Rückkehr und sein Namensfest überbrachten, daß die Magistrate von Boppard und Oberwesel einige Wochen später mit einem Fasse des besten rothen Oberweselers dieses Beispiel nachahmten, der Kurfürst sodann aber, um nicht einen etwaigen Verdacht einer neuen Weinsteuer aufkommen zu lassen, sich weitere solche

---

[1]) Vgl. von Boos im Rh. Antiq. I, 1, 792.

Gaben zu verbitten veranlaßt sah. Der Stadtmagistrat vollzog seine Geschäfte, wie früher; er wurde mit 100 Thlr. Strafe bedroht, wenn er sich säumig zeige, die wieder sich anhäufenden Emigranten bis zum 28. November auszuweisen, erneute die lange nicht erhobene Bier- und Aepfeltrankaccise, führte eine Hundesteuer ein und ließ durch Trommelschlag bekannt machen, daß keine Martinsfeuer dürften „angestochen" werden, so wie das Publikum auch vorsichtig bedeutet wurde, die drei üblichen Schüsse in der Christnacht zeigten keinen Brand oder sonst etwas an. Die Stadt schien so sicher, daß der General von Wenz die ihm zukommende Graserei auf den Wällen und Gräben nebst großen Gemüsegärten mit 120 Obstbäumen der besten Gattungen und einer „ausgezeichneten Gelegenheit zu einer Federvieh-Anlage" parzellenweise auf drei Jahre verpachtete.

---

13. Das letzte Jahr der kurtrierischen Herrschaft in Coblenz.

Die Stimmung des Kurfürsten, wie die der Beamten und Bürger war trotz aller dieser Erscheinungen eine gedrückte; auf Allen lastete eine unbestimmte Furcht vor der Zukunft. Clemens W. war von der Hinrichtung der Königin von Frankreich, seiner Nichte, auf das schmerzlichste ergriffen. Die Hoftrauer durfte selbst an seinem Namensfeste nicht abgelegt werden. Bald beunruhigten ihn und die Stadt Nachrichten über das neue Vordringen der Franzosen in die Nahegegenden. Zwar hatte Coblenz und die Festung für die verbündeten Mächte schon deshalb noch größere Bedeutung, als früher, weil die bedeutendsten Magazine und Lazarethe sich jetzt hier befanden, die Hauptvorräthe von Trier und Trarbach hier untergebracht wurden, und ein groß-

artiger Mehl- und Früchtetransport aus Holland unter der Leitung des jetzt preußischen Lieferanten und Rheinschifffahrts-Entrepreneurs Mühlens hierhin gerichtet war; man durfte also sicher sein, daß für den Schutz der Stadt Alles geschehen würde. Aber das Gefühl der eigenen Schwäche und der gänzlichen Abhängigkeit von den größeren Mächten konnte nicht unterdrückt werden. Der größte Theil der trierischen Truppen war wieder außerhalb in Anspruch genommen; ein Bataillon escortirte franz. Kriegsgefangene, eine Jägercompagnie that bei den Preußen gute Dienste und legte Ehre ein, die andere stand in Trier; die Redouten auf der Karthause waren gar nicht, die Festung nicht ausreichend besetzt; selbst die dort sitzenden Clubisten und Staatsgefangenen schienen der schwachen Garnison Gefahr bringen zu können. Sowohl der Herzog von Braunschweig wie der Prinz von Coburg gaben dem Kurfürsten die beruhigende Erklärung, die Lage von Coblenz sei gesichert, aber sie erkannten doch die Nothwendigkeit einer Hülfe dadurch an, daß jeder den Kurfürsten an den anderen verwies. Der Mangel an Harmonie zwischen den beiden Hauptmächten, schon lange auch in Coblenz besprochen, trat immer greller zu Tage. So begann das Jahr 1794. Es war das letzte der kurtrierischen Herrschaft in Coblenz und auf dem linken Rheinufer.

Ueberblickt man die sich drängenden Ereignisse und Stimmungen, das beständige Hin- und Herwogen zwischen Zaghaftigkeit und Ermuthigung, Flucht-Bereitschaft und Anstrengung für Widerstands- und Rettungsversuche, bis zum October dieses Jahrs, so ergibt sich im Allgemeinen Folgendes: Der Kurfürst bleibt opferwillig, scheut keine Anstrengung und Mühe für den Schutz seines Landes, zeigt sich muthiger, als Viele in seiner Umgebung, gibt aber doch zu, daß Alles, auf dessen Erhaltung man damals vorzugsweise Werth legte, das Archiv, die Kunst-

gegenstände, Pretiosen ꝛc., ein- und ausgepackt und schließlich geflüchtet werde; der Minister, die Staatsräthe und anderen Beamten arbeiten treu und rastlos nach seinen Absichten sowohl in der Stadt, wie ausgesendet in den verschiedenen Hauptquartieren; die Bürger der Stadt und das Volk auf dem Lande ist gut gesinnt, es fehlt nicht an schönen Beweisen eines hingebenden Patriotismus; Alle aber sind gegenüber den traurigen Verhältnissen des Reichs, dem Zwiespalt der Oberbefehlshaber und der politischen Interessen der großen Mächte, gegenüber der Angriffskraft und der Einheit der revolutionären Kriegsgewalt ohnmächtig und hülflos, und deshalb ist schließlich das Kurfürstenthum dem Untergang geweiht. Von den Einzelnheiten wähle ich nur einige bedeutendere aus.

Bei der ersten Schreckensnachricht im Anfang Januar, Obrist von Szekuly sei auf dem Rupertsberg bei Bingen von den Neufranken bedrängt, wurden trotz aller Fluchtanstalten die Karthäuser Schanzen unter Leitung des Obristlieutenant v. Linderer von der zurückgekehrten Jägercompagnie des Hauptmanns Faber und einem Theil der Garnison besetzt und durch Artillerie von der Festung widerstandsfähig gemacht; die Bürger übernahmen die Bewachung der Stadt; wer Waffen hatte, wurde zur Hülfe aufgeboten; das Landvolk, zum Beistand aus freien Stücken bereit, eilte aus den benachbarten Aemtern mit seinen Hacken, Heugabeln, Säbeln und Pistolen in die Stadt; die Leute wurden im Krämerbau und andern öffentlichen Gebäuden untergebracht und von den Bürgern gut versorgt; die Jungfern Barbel Heislitz und „Krittchen" Mohr gingen von Haus zu Haus, riefen „zehn Petermännchen ist die Tax!" und brachten einen ansehnlichen Ertrag zusammen; vom Kurfürsten wurden die Bauern ermuntert, in den Schanzen geordnet, dann aber, als jeder seinen Platz kannte, wieder entlassen, bis ein Kanonenschuß

das Zeichen einer Gefahr gebe; Bürgersöhne traten vorläufig an ihre Stelle. Die Erscheinung verdiente Beachtung. Die Regierung hielt sich bei der allgemein an den Tag gelegten Vaterlandsliebe für überzeugt, daß bei einer feindlichen Invasion 50,000 wehrhafte Unterthanen bereitwillig an der Landesvertheidigung sich betheiligen würden. Doch schien es vorläufig genügend, eine Zahl von 6000 Mann Milizen in vier Hauptabtheilungen zu organisiren und in den Waffen zu üben. Die Städte Coblenz und Trier stellten ihre besonderen Corps. Der Minister bestimmte außer zehn Carolin ein Gewehr neuer Erfindung demjenigen als Geschenk, der sich zuerst durch Tapferkeit auszeichne. Am 15. Februar konnte er melden, die Sache sei trotz vieler Anstände fertig. — Das Stift S. Florin und bald auch S. Castor gaben das patriotische Beispiel, alles entbehrliche Kirchensilber ohne Zinsen für die Dauer des Kriegs in die Münze zu schicken. Andere geistliche Körperschaften und reiche Privatleute zeigten sich ebenso opferbereit. Es wurde dies Veranlassung, einen allgemeinen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen zu erlassen; dieselben betrugen in Coblenz bis zum Mai schon über 12,000 Thaler. Auch hierbei war der Kurfürst mit einer Gabe von 1000 Thlr. an die Spitze getreten. Er konnte, als er den Reg.=Director Eschermann zum Prinzen von Coburg sandte und um Schutz bat, in dem mitgegebenen Schreiben mit voller Wahrheit sagen, wie er seine reichsständischen Obliegenheiten trotz des ungeheuren Aufwandes für die eigene Landesvertheidigung und ungeachtet aller erlittenen Schäden und Brandschatzungen mit den äußersten Kräften zu erfüllen bereit sei, und wie er in diesen entscheidenden Zeiten keineswegs einer Last ausweichen und das Geringste sparen, sondern eine die gegenwärtigen Kräfte ganz sicher weit übersteigende Last mit patriotischem Eifer übernehmen wolle (19. Januar 1794). Bei den 100,000 Gulden, welche der Kurfürst

nach von Boos (Rh. Antiq. I, 2, 15) in diesen Kriegsläuften binnen einem Jahre aus eigenen Mitteln zahlte, ist gar Manches nicht in Anschlag gebracht, z. B. der Zuschuß von 1000 Thlr. für die Verschanzungen auf Montroyal, welche der Nachfolger des Herzogs von Braunschweig, Feldmarschall von Möllendorf, und v. Linderer als Zwischenpunct zwischen Trier und Coblenz für nöthig hielten, die reichen Belohnungen und Geschenke, welche er Allen verlieh, die sich um die Sicherung des Landes verdient machten u. a. m.

Im Februar besserte sich die Lage. Dem General von Blankenstein in Trier konnte freilich kein Hülfscorps gesendet werden, weil, wie der K. K. Gesandte Graf von Westphalen meldete, „der pfälzische Hof sich auch diesmal seiner würdig zeigte und jede Beiwirkung zur Formirung dieses Corps versagte," aber zur Besatzung von Coblenz hatte der Prinz von Coburg außer dem kurtrierischen auch ein Kaiserlich-Königliches Bataillon abgeordnet, und von Möllendorf schickte den General von Köhler, um Coblenz und Trier zu decken, auf den Hunsrücken und drängte den Feind über S. Wendel und die Saar hinaus. Eine Zahl Artilleristen, an denen Mangel war, hatten die Preußen schon früher auf die Festung beordert. Mit den verschiedenen Oberbefehlshabern der drei Hauptarmeen, der K. K. Armee in den Niederlanden unter Coburg, der Reichsarmee unter dem Herzog Albrecht, dem Bruder des Kurfürsten, und der preußischen Armee am Mittelrhein suchten der Kurfürst und Minister sich gleichmäßig in gutem Verhältniß zu erhalten. Doch wendeten sie bis tief in den Sommer „dem verehrungswürdigen, wohldenkenden" von Möllendorf ihr besonderes Vertrauen zu. Dies hatte seinen Grund nicht blos in der schon erhaltenen Hülfe und in der Bereitwilligkeit desselben, bei Auswechslung der Kriegsgefangenen mit General Hoche auch für

die gefangenen Trierer — es waren außer dem Hauptmann C. Babo von Coblenz ein Tambour, zwei Gefreite und acht Gemeine — zu sorgen, sondern auch in der freundlichen Stellung, die der Kurfürst zu dem Könige von Preußen einnahm. Als dieser nämlich bei dem Reichstag in Regensburg beantragt hatte, daß die Verpflegung des preußischen Heeres vom 1. Februar an von Seiten des Reiches übernommen werde, ließ Clemens W. durch seinen Comitialgesandten von Linker zuerst und allein seine Zustimmung erklären, und in Folge davon bekam von Möllendorf die Weisung vom Berliner Hofe, auf den besonderen Schutz des trierischen Landes bedacht zu sein. Ein persönlicher Besuch, den der Kurfürst auf einer Reise nach Heidelberg zu seinem Bruder Albrecht (3. Mai) dem Feldmarschall in Mainz machte, konnte das freundliche Verhältniß nur stärken. Der Kurfürst bewirkte, daß das trierische Reichscontingent nicht nach Heidelberg zur Reichsarme, sondern nach Trier zu dem Blankensteinschen Corps beordert wurde. Die Truppen zogen unter dem Major von Trapp, nachdem sie im Schloßhof paradirt hatten, für wenige Tage in ein Lager bei Metternich (17. bis 20. Mai). Die Coblenzer genossen noch einmal ein militärisches Schauspiel im Kleinen, als die reichlich beschenkten, fröhlich gestimmten Soldaten hier vom Kurfürsten, den Prinzessinnen Kunigunde und Christine und dem Minister besucht wurden. Dann wurde es für kurze Zeit still in der Stadt. Sowohl die fremde Besatzung, die Anspacher, die preuß. Artilleristen ꝛc., wie die einheimischen Truppen bis auf vier Compagnien waren abmarschirt. Desto mehr Thätigkeit herrschte in der Münze, in den zur Aufhäufung der Mehl- und Fruchtvorräthe benutzten Kreuzgängen der Klöster und Stifter und in den Lazarethen, dem deutschen Haus, dem Collegium und dem Dominikanerkloster, welches das preuß. Proviantscommissariat

nicht ohne Widerstreit dem K. K. Major Fischbach für seine Kranken räumen mußte. Die ersten Erfolge der endlich in Thätigkeit getretenen Armeen brachten im Mai und Juni neue Durchzüge französischer Gefangenen, für welche Keller und Speicher der alten Residenz das gewöhnliche Nachtquartier blieben, aber auch immer wachsende Transporte von Blessirten; und nach den unglücklichen Ereignissen in den Niederlanden mußten die Schlösser in Schönbornslust und Engers auf kurf. Befehl durch den Geh. Rath Kalt der K. K. Spitaldirection übergeben werden. Kärlich blieb als zeitweiliger Aufenthalt des Kurfürsten allein verschont. Während Prinz Coburg sich nach der Schlacht bei Fleurus (26. Juni) an die Maas und bald noch weiter zurückzog, neue Gefahr für Trier und Coblenz dadurch entstand, und der Kurfürst das Archiv, Kirchen- und Hofsilber, den besten Wein rc. über Werthheim nach Schwaben schickte, hatte von Möllendorf gemeldet, er habe den General von Kalkreuth zur Sicherstellung des Postens von Trier angewiesen; „aber, setzte er hinzu, ich muß über das zweckwidrige Betragen unseres Alliirten klagen, welches mir leider bald außer Stand setzen wird, irgend etwas Gutes bewirken zu können; ich werde in die Niederlande ziehen (d. h. an den Niederrhein zum Schutze der preuß. Lande); alle Vorstellungen sowohl bei dem Prinzen von Coburg, wie bei dem Herzog Albrecht über Erhaltung einer ansehnlichen Armee in hiesigen Gegenden, besonders in Rücksicht auf Trier fruchten nichts . . .; man beharrt auf einem einseitigen Plan, und geht der durch, so muß ich mit der Armee wegmarschiren und werde mir durch öffentliche Bekanntmachung zu rechtfertigen suchen.“ Umgekehrt klagte von Blankenstein (29. Juni) über die Preußen, die nicht näher an Trier zur Deckung des rechten Saarufers heranzögen, und es leuchtet aus der ganzen Correspondenz der Generale und des

kurf. Minister schließlich nur nach des letztern Worten hervor, „daß unter den Alliirten kein Einverständniß herrscht, daß, was man heute zusichert, morgen abgeändert wird, daß kein gemeinsamer Plan vorliegt, und die hohen Chefs widersprechende Ordres erlassen." Und außerdem fehlte es an Geld. Es geschah bis Ende Juli nichts. Geh. Rath Weckbecker wurde am 18. Juli nach Mainz geschickt. Der kurmainzische Minister von Albini schlug eine Neutralitäts-Erklärung gegen Frankreich vor; der Kurfürst verwarf sie, weil sie ohne Vorwissen des Kaisers erfolgen sollte; von Möllendorf schrieb gleichzeitig (20. Juli) an den Kurfürsten, die beträchtliche feindliche Stärke gegenüber der preuß. Armee allein setze diese außer Stand, an der Vertheidigung von Trier Theil zu nehmen, doch solle der Hunsrücken wo möglich besetzt bleiben, und von Kreuznach aus alles Thunliche zur Sicherung von Coblenz geschehen. Trier schien aufgegeben. Der Feldmarschall wünschte (25. Juli), daß, wenn Blankenstein von Trier weg nach Luxemburg abziehe, die trier. Contingenstruppen und Jäger zu Köhlers Corps auf dem Hunsrücken stoßen sollten, Blankenstein aber erhielt vom Herzog Albrecht Befehl, mit seinen Truppen nicht nach Luxemburg, sondern nach Coblenz zu ziehen. In Coblenz freute man sich darüber um so mehr, weil die trier. Mannschaften eine zuverlässige Besatzung für die Festung waren, während die von Herzog Albrecht früher dahin bestimmten 5000 Sachsen unter General-Lieutenant von Linde Schwierigkeiten machten, dem Befehl zu gehorchen. Unermüdlich wendete sich der Kurfürst nach allen Seiten, um Hülfe für Trier zu erhalten. Weckbecker hatte sich mit den Briefen desselben nach Schwetzingen in das Hauptquartier Albrechts begeben; hier wurde in einer Conferenz der beiden Feldmarschälle (26. Juli) bestimmt, die Mosel und Trier sollten gedeckt werden; der Prinz von Coburg sollte

mit äußerster Anstrengung die Maaslinie und das Land bis zum Rheine halten, Möllendorf an die Mosel, im äußersten Falle nach Trier gehen, und Fürst von Hohenlohe inzwischen Mainz schützen. Der Kurfürst erhielt von seinem Bruder die Versicherung, Trier solle hartnäckig vertheidigt werden. Er forderte von den obererzstiftischen Ständen Mittel, das Land zu retten, sie sollten lieber jetzt 50,000 Thlr. freiwillig für das Vaterland, als nachher Millionen gezwungen an den Feind opfern. Kalkreuth wurde mit seinem Corps am 6. August nach Oberstein, Köhler nach Wadern vorgeschickt. Clemens W. stellte die gesammte Landmiliz mit Ausnahme der ersten Abtheilung, welche zur Aushülfe der Garnison in Coblenz und Ehrenbreitstein diente, unter Blankensteins Befehle und ordnete die Einrichtung eines Freiwilligen-Corps an. Die Hoffnung währte nicht lange; die Hülfe kam zu spät. Das Blankensteinsche Corps, obwohl unter dem Commando der Reichsarmee stehend, war durch Befehle des Prinzen von Coburg immer mehr geschwächt worden; es konnte der anrückenden Uebermacht der Franzosen trotz aller Tapferkeit nicht widerstehen; v. Blankenstein zog sich aus der von den angesehensten Einwohnern verlassenen Stadt in der Nacht vom 8. zum 9. August nach Hetzerath und dann weiter nach Wittlich zurück. Trier wurde am 9. August von den Franzosen unter Moreaux besetzt. Blankenstein schob die Schuld den Preußen zu, sie hätten keinen Succurs geleistet, er habe, um nicht abgeschnitten zu werden, weichen müssen. Die Preußen klagten, Blankenstein habe sich nicht lange genug gehalten. Noch unangenehmer wurden die Debatten zwischen Coburg und Möllendorf.

Die Lage in Coblenz war nun eine sehr schlimme. Die Verbindung mit der Coburgschen Armee war unsicher, die Besatzung zu schwach, an Kanonieren Mangel, die Befestigungsanstalten der Stadt noch nicht ausreichend, vor Allem, das

Vertrauen auf Preußen gesunken. Und welche Hülfe wurde nun geschaffen, als das schwache Blankensteinsche Corps, von Wittlich nach Lutzerath, von Lutzerath nach Kaisersesch zurückwich und erst hier an den Höhen von Dünchenheim Position nahm (14. August)! Der Reichsfeldmarschall hatte zwei oberrheinische Regimenter Zweibrücken und Solms-Braunfels abgeschickt, aber was waren das für Leute! An sich schon der Zahl nach schwach, desertirten sie zu Hunderten und weigerten sich, über den Rhein zu gehen; die in Coblenz garnisonirenden Truppen mußten mit aufgepflanztem Bajonett eine Compagnie Solms auf der Flucht aufsuchen und gefangen hier einbringen. Erst am 23 August marschirten vier Bataillons gediente K. K. Soldaten, welche über den Hundsrücken nach Coblenz gekommen waren, zu Blankenstein ab, und bald folgten noch andere Verstärkungen. Den Hunger leidenden Mannschaften hatten der Kurfürst und die Coblenzer reichlich Wein und Victualien aller Art zugesendet. Die Befestigungswerke zu untersuchen und anzugeben, was nöthig sei, war der K K. Ingenieur-Hauptmann du Chatel schon Ende Juli vom Herzog Albrecht beauftragt worden. Die Oberaufsicht übernahm der K. K. Obristwachtmeister von Sechteren. Von Linderer, früher so dienstfertig, hielt sich schon längere Zeit, den preußischen Groll gegen Oestreich repräsentirend, vom Hof und von der Theilnahme an den Arbeiten fern und trat erst in den Octobertagen wieder hervor. Es wurden neue Verschanzungen und Batterien vor der Moselbrücke für nöthig befunden; 4000 Palissaden mußten von den Eigenthümern der Waldungen binnen 5 Tagen dorthin geliefert werden; der Hochgerichtsscheffe Scholl wurde als überflüssig von der Aufsicht dabei ausgeschlossen. Tag und Nacht wurde an den Schanzen gearbeitet. Verschiedene Schiffbrücken wurden geschlagen, vor der alten Residenz

über den Rhein und oberhalb des deutschen Ecks über die Mosel. Der Rathsherr Zimmermann erhielt im Accord 27,000 Gulden für Bretter, Eichenbalken rc.; Commercienrath Faßbender ging mit militärischer Begleitung ab, um alle großen und kleinen Schiffe, Nachen, Tielen, Seile, Ketten u. s. w. von der Mosel, dem Rhein, der Lahn zu dem Brückenbau herbeizuholen. Aber was das größte Uebel war, in den Cassen herrschte Ebbe; zwei Drittel des Landes standen schon in franz. Gewalt, Steuern gingen von da nicht ein, Niemand wollte Geld leihen, man konnte die Milizen und Freiwilligen nicht bezahlen; von den Römermonaten war gar keine Rede; die Capitalisten, welche Geld auf der Landschaft stehen hatten, verlangten dasselbe mit freiwilliger Einbuße zurück, und da die Rückzahlung nicht erfolgen konnte, sank der landschaftliche Credit unglaublich.

Der Kurfürst wußte keine Hülfe mehr. Er war Willens, die Festung und sein ganzes Contingent, welches brave Leute seien, die bei den Preußen goldene und silberne Ehrenmedaillen erhalten und sich nachher unter Blankenstein gleich rühmlich bewährt hätten, „dem Kaiser abzutreten." Aber sein Bruder Albrecht tadelte den Schritt, man dürfe den Muth nicht verlieren, auch der Kaiser habe Vieles verloren und entbehre der Mittel. Da traten, wie früher, die Brüder Heinr. und Theod. Mülhens ein; sie halfen als „Geh. Finanzräthe" aus der Noth, indem sie aus dem in den letzten Jahren gewonnenen ansehnlichen Reichthum in Vaterlandsliebe der Landschaft und dem Kurfürsten die nöthigen Darlehen gaben.[1]) Clemens W. war wieder im Stande, die Kosten der Vertheidigung zu übernehmen.

---

[1]) Noch am 21. October, als die Rettung von Coblenz schon aufgegeben war, zahlten sie an v. Kerpen die letzten 66,000 Gulden aus.

Inzwischen waren Verhandlungen über neue Unternehmungen gepflogen worden. Der Kurfürst hatte durch den Herzog Albrecht an Möllendorf die Bitte gelangen lassen, Montroyal zu besetzen, die Franzosen von weiterem Vordringen gegen Blankenstein abzuhalten und gemäß dem Wunsche Coburgs zur Wiedereroberung Triers beizutragen. Die Besetzung von Montroyal erklärte jedoch der preuß. Feldmarschall für unmöglich und wiederholte nur, daß er die Nahe, den Hunsrücken und dadurch Coblenz schützen werde. Indessen konnte er die Gefahr nicht verkennen, die darin lag, daß er mit Blankenstein schwerlich in Verbindung bleibe, daß die Franzosen das Moselthal besetzen und ihn von daher bedrohen, wie Coblenz angreifen könnten. Deshalb dauerten die Verhandlungen über einen Versuch auf Trier fort und schienen endlich einen Abschluß erhalten zu haben. Der Kurfürst besuchte das Blankensteinsche Corps, ermunterte und beschenkte die Truppen und erhielt wenige Tage darauf die erfreuliche Nachricht, daß der Vormarsch beginne. Am 5. September rückte Blankenstein in Wittlich ein; die Preußen auf dem Hunsrücken zogen entsprechend vorwärts. In Coblenz herrschte die größte Spannung. Nun gab es wieder Aufenthalt. Blankenstein wurde zur Hauptarmee versetzt. General Melas übernahm am 14. Septbr das Corpscommando. Schon berechnete man, daß der Angriff auf Trier am 23. stattfinden könne; da kam entgegengesetzte Botschaft. Clerfait, der Nachfolger des Prinzen von Coburg, war aus seiner Stellung an der Ourte durch Jourdan blutig herausgeschlagen worden (17. Septbr.) und mußte, heftig verfolgt, an die Roer, bald nach dem Rhein zurückweichen; das linke Rheinufer wurde Anfangs Oktober von den Oestreichern aufgegeben. Melas mußte unter diesen Verhältnissen sein Corps zurückgehen lassen; am 5. Oktober stand es in Polch. In Coblenz dachte man schon

lange nur auf Gebet, dann auf Rettung des Eigenthums nach der rechten Rheinseite. Der Kurfürst selbst, früher der entschlossenste, hatte die Hoffnung, in Coblenz bleiben zu können, verloren. Längst schon erschien der Hof nur in Reisekleidern. Am 4. Oktober wurde Jedermann zum traurigen Abschied vorgelassen. Mit Bleistift entwarf der Kurfürst den letzten Brief von Coblenz aus, um dem östreichischen General die Residenzstadt, die Festung und seine guten Unterthanen zu empfehlen.

Am Tage darauf fuhr er, nachdem er seinen Dienern den Gehalt für ein Jahr hatte vorauszahlen lassen, mit seiner Schwester und dem Minister nach Montabaur. Schmerzlich bewegt sah er von der Höhe noch einmal zurück auf die Stadt, die er geliebt, wo er so lange sich glücklich gefühlt und für das Glück Anderer gesorgt hatte. Er blieb in Montabaur nur zwei Tage und begab sich dann über Schwetzingen nach Augsburg. Noch suchte er sich mit der Hoffnung, „daß die wichtige Stellung bei Coblenz doch vielleicht behauptet werde," zu trösten; er hat aber Coblenz nicht wiedergesehen.

---

14. Die Katastrophe.

Als Landstatthalter hatte er wieder den abwesenden Domdechanten von Kerpen ernannt, der Regierungskanzler Eschermann, die Geh. Räthe Kalt und Weckbecker waren ihm als Räthe, so wie der Hofr. Liel als Secretär beigegeben. Am 6. October langte Melas in Coblenz an, und nahm sein Quartier im Elzischen Hofe, sein Corps bezog ein Lager bei Mariahülf; General von Nauendorff, ein Bruder der öfter genannten Hofdame, stand bei Rübenach, General Oczkay bei dem Brohlbach. Die Landmilizen lösten sich auf. Noch einmal leuchtete eine

Hoffnung; v. Möllendorf hatte sich in großer Aufregung über „den unvernünftigen und übereilten Rückzug" des Melas'schen Corps geäußert, „der Plan einer großen Diversion auf den rechten Flügel der Feinde mit preußischer Hülfe sei dadurch gescheitert." Herzog Albrecht gab Ordre, Melas solle wieder nach Kaisersesch vorrücken, Clerfait das linke Rheinufer behaupten; von Linderer ließ den Kurfürsten bitten, noch einige Tage in Montabaur zu bleiben. [1]) Schon hoffte man in Coblenz auf die Ankunft der Preußen; v. Sechteren und v. Linderer hatten vereinbart, daß die rechte Seite der hiesigen Hauptstraßen vom Rheinthore an zur Einquartierung der K. K. Truppen, die linke für die Preußen bestimmt bleibe. Aber abgesehen davon, daß Marceau bereits Cöln und am 8. Octbr. Bonn besetzt hatte, und franz. Vorposten vom Hauptm. von Trautenberg bei Remagen gesehen wurden, meldete gleichzeitig von Kalkreuth, daß drei Colonnen der Feinde zu je 15,000 Mann gegen ihn anrückten. Am 10. folgte die Nachricht, daß die Preußen über Stromberg zurückgingen, zwölf Tage später, daß v. Möllendorf die schlesischen Regimenter und ein Corps von 5000 Mann „so, als wenn er ihnen Flügel anheften könne," nach Polen zu schicken Befehl hätte. Die schon lange einwirkenden polnischen Verhältnisse traten für Preußen in den Vordergrund. Die Hoffnung auf preußische Hülfe war für immer geschwunden. Die preuß. Magazine wurden schon am 10. nach S. Goarshausen gebracht. Eine Kriegsrathssitzung in Coblenz, der auch von Linderer noch beiwohnte, führte zu dem Beschlusse, die Position bei Mariahülf zu vertheidigen, wenn Hoffnung da sei, sich gegen den Feind zu halten, dagegen zurückzuziehen, wenn

[1]) So schreibt Weckbecker, im Ganzen übereinstimmend mit von Boos, am 6. Oktober an den Kurfürsten. Auch für das Folgende ist Weckbeckers Correspondenz eine Hauptquelle.

der Feind zu stark sei. Die Karthause, die Batterien im Weißer Felde, die Bollwerke in der Stadt, am Ochsenthurm und auf dem Paradies wollte man so lange als möglich halten; die Bäume um die Batterien wurden zu einem Verhau gefällt, die Schönbornsluster Allee 200 Schritte von der Stadtseite an umgehauen. Im Thal bot man alle Fremden aus, um Raum für 4000 Mann zu gewinnen, die auf die Festung bestimmt waren. Die Kanonen aus den Batterien diesseits der Mosel wurden wieder auf die Festung gebracht und durch K. K. Geschütz ersetzt. Clerfait schickte das Husarenregiment Berchini und andere 6000 Mann zu dem Melas'schen Corps.

In solchen Zeiten der Aufregung finden bei der Menge auch die unsinnigsten Gerüchte Verbreitung und Glauben. So hieß es am 10. Oktbr., die Kaiserlichen wollten abziehen und vorher vier Stunden in Coblenz plündern. Melas verlangte Genugthuung, und die Statthaltereiräthe trugen dem Magistrate auf, gegen die Urheber dieses abscheulichen Gerüchts strenge Untersuchung anzustellen, solches durch Trommelschlag als boshaft ersonnen zu erklären, und dem, der den Urheber kundig mache, 1000 Thlr. zuzusichern. Und doch erneuerte sich am folgenden Tage der Allarm; alle Häuser und Läden wurden geschlossen; mit Schreien und Lamentiren schleppten Weiber und Männer Gepäck aller Art an den Rhein; Geh. R. Weckbecker und seine Freunde mußten selbst durch alle Straßen laufen, um die Ruhe herzustellen. Melas ergriff strenge Maßregeln; er ließ auf den größeren Plätzen für Aufwiegler und Verbreiter gefährlicher Nachrichten Galgen aufrichten. Da gab es Ruhe. Wer von emigrirten Franzosen etwa noch da war, sollte bis Mittags 12 Uhr abgezogen sein. Man sah nun „nicht einmal mehr etwas, was einem Franzosen glich." Das Volk lebte in scheinbarer Ruhe und harrte, des zwangvollen Zustandes müde, mit einer Art

von Indolenz der kommenden Dinge. Die Franzosen rückten näher und näher über Mayen, das linke Moselufer, den Hunsrücken und von Bonn aus den Rhein entlang. Und bald wurde es deutlich, daß die K. K. Generale keine ernste Vertheidigung versuchen wollten. Nauendorff erklärte die Position vor Coblenz für unhaltbar. Die Brücke sollte aber nicht gesprengt, die Bogen, wo Aufziehbrücken waren, durchgeschlagen und mit Balken und Brettern zugedeckt werden; der kurtrier. Artillerie-Lieutenant C. Seitz gab den Gedanken an und führte ihn aus; die Erhaltung der 450 Jahre alten Brücke war gesichert. Am 18. und 19. Oktober zogen Kaiserliche in großer Zahl über den Rhein; die meisten Kanonen wurden aus den Verschanzungen fortgeführt, dicht vor denselben auf der Karthause blieben einige Piquets und Vedetten stehen, die offenbar nur beobachten und das etwaige Anrücken der Feinde melden sollten. Die Brücke über die Mosel am deutschen Ecke schlug man ab. Alle Bäckerknechte mußten nach Ehrenbreitstein. In der Stadt herrschte die furchtbarste Stille. Der Landstatthalter war am 17. im Thal angekommen, kehrte aber bald wieder nach Montabaur zurück; er sah es als fruchtlos an, sich um die hiesigen Dinge zu kümmern. Eschermann, Kalt, Liel folgten ihm, Weckbecker blieb bis zuletzt, um dem Kurfürsten treu zu berichten. Doch hatte am 19. noch eine große Magistrats- und Directorial-Deputation Berathung mit der Landstatthalterei; es wurden die zu einer Capitulation erforderlichen Puncte festgestellt. Melas konnte bei dem Entschlusse, Coblenz zu verlassen, sich selbst in eine Verhandlung mit dem Feinde nicht einlassen; der Magistrat sollte das übernehmen; als Forderung an den Feind bestimmte man, daß er die Residenz, das kurfürstliche und das Privateigenthum schone und gute Behandlung der Personen und der Stadt zusage; der

Magistrat könne angeben, daß er unter diesen Bedingungen durch sein Flehen die K. K. Armee zum gütlichen Rückzuge bewegen würde.

„Mit Behauptung der hiesigen Position," schreibt Weckbecker, „war es offenbar von Anfang an kein Ernst, da man weder die wahre Stellung des Feindes noch seine Stärke zu erfahren zweckmäßige Mittel ergriff; man defilirte dann ruhig über den Rhein, ließ alle mit so vieler Mühe und so großen Kosten errichtete Batterien im Stiche und nahm dem armen Landmanne noch Alles, was er hatte, weg; das ist in Kurzem der Operationsplan des Melas'schen Corps und, wie man allgemein sagt, das Resultat der Anschläge des Capitain Hoyer." Auch General Beaulieu, von Clerfait geschickt, um zu sehen, ob man den Feind zurückwerfen könne, traf nach kurzer Recognoscirung keine Aenderung und reiste an demselben Tage (21. Octbr.), wieder ab. Jede Hoffnung war nun vorbei. Von Bonn kam die Nachricht, daß die franz. Armee mit 7 Bataillonen Infanterie, zahlreicher Cavallerie, Haubitzen und Kanonen verstärkt worden sei. Am 22. rückte der Feind über die Nette, überraschte ein Piquet von Barko Husaren, drang über Kärlich und hatte am Bubenheimer Berg ein Vorpostengefecht. Der letzte Tag der trierischen Herrschaft brach an. In der Nacht vom 22. auf den 23. war die Hauptmasse des östreichischen Corps vollends über den Rhein gegangen und hatte in den Batterien bei Mariahülf und bei Schönbornslust eine schwache Besatzung, meist Walachen, und einige Kanonen gelassen. Gegen Mittag begann die Attaque auf die Batterie bei Schönbornslust, die nach einigen Kanonenschüssen in die Hände der Franzosen fiel. „Die Kaiserlichen liefen wie die Hasen und ließen eine Kanone im Stich." Es würde ihnen und der trier. Jägercompagnie Luxem, die nicht weit davon operirte, schlimm

ergangen sei, wenn sie nicht durch eine Batterie auf dem Niederwerth und durch das Feuer von der Festung geschützt worden wären. Dann entfalteten sich plötzlich die Franzosen in langer Reihe vor der großen Verschanzung hinter Mariahülf und von dem ersten Wasserthurm an auf der Landstraße von Metternich her. General Marceau hielt unbeweglich an der Spitze seiner Truppen auf einem weißen Pferde. Auch hier erfolgten einige Decharges aus den Batteriegeschützen, und dann lief Alles, was laufen konnte, zur Moselbrücke und in die Stadt; die erste bretterne Brücke in der Nähe des Zollhäuschens wurde abgeworfen. Inmittelst feuerte man von der Festung, von der Batterie auf dem Weißer Felde, von dem Walle neben dem Ochsenthurm und von den Schanzen aus dem Paradiese auf die Franzosen, die dagegen mit Mörsern und Kanonen verschiedenen Calibers die Stadt beschossen und die gegen sie gerichteten Geschütze zu demontiren suchten. Der Ochsenthurm bewährte sich nicht, wie im J. 1688 bei Boufflers' Angriff; nach wenigen Schüssen lagen zwei Kanonen auf dem Walle neben dem Thurm danieder „und ein todter und ein blessirter Kanonier dazu." Von der Festung her wollte es Anfangs auch nicht recht gehen. Die Schüsse fielen zu kurz, und eine Kugel von daher flog sogar durch das Hintergebäude des Gasthofs zum wilden Mann. Nachher aber trafen einige 24 Pfünder so gut, daß sie die Franzosen hinter dem Wasserthurm auf dem Metternicher Wege erreichten und mitten durch Reihen und Glieder durchfuhren. Am meisten Belästigung verursachten den Feinden die Batterien auf dem Weißer Felde und auf dem Paradiese. Das ganze Scheingefecht dauerte etwa eine und eine halbe Stunde. Da schickte Marceau eine Aufforderung an Melas und an den Magistrat, und sogleich hörte alles Kanoniren auf. Die weiße Fahne wurde aufgesteckt; Marceau verlangte binnen einer halben

Stunde unter Androhung gänzlicher Zerstörung die Uebergabe. Man verfuhr gemäß den am 19. getroffenen Verabredungen. Marceau verhieß gute Behandlung der Stadt, bestand aber darauf, daß die Brücke sogleich hergestellt würde, und daß er noch an demselben Abend in Coblenz einziehe. Dies wurde zugestanden. Die wenigen Kaiserlichen flohen in Eile über den Rhein. „Unordentlicher soll man noch keine Retraite gesehen haben, als diese war; hingegen gibt auch die Geschichte kein Beispiel, daß eine deutsche Armee von 24 bis 30,000 Mann, bis an die Zähne verschanzt, vor einem armseligen Häufchen elender Krieger, die man auf 5 bis 6000 Mann rechnete, davon lief." [1]) Abends 8 Uhr zogen gegen 2000 Franzosen unter den Klängen der Marseillaise ein. Es waren erst zur Schonung der Bürger Quartiere in den Kasernen und öffentlichen Gebäuden verlangt worden; die Kaiserlichen hatten aber die Oefen aus den Casernen mitgenommen; deßhalb mußten die Franzosen bei den Bürgern einquartiert werden. Die feindlichen Generale wurden vom Magistrat mit einem Souper im wilden Mann bewirthet. Melas verließ erst Nachts die Stadt. Morgens 4 Uhr war die Brücke über den Rhein abgeführt.

Der Schaden des Bombardements war von keinem Belang; es waren etwa 30 Kugeln in die Stadt geflogen. Die Hauptrichtung der feindlichen Geschosse ging auf den hohen Wasserthurm, den die Franzosen für ein Pulvermagazin angesehen haben sollen. Eine Bombe fiel zwischen dem Haus des Grafen Boos und des Banquiers Mülhens nieder, eine andere platzte auf der Firmung vor einer bespannten Kanone, ohne Schaden anzurichten; andere Geschosse trafen die Häuser von

---

[1]) Nach anderen Berechnungen betrug die Zahl der Kaiserlichen höchstens 20,000, die der Franzosen 7 bis 8000 Mann.

Mäckler, Nauenheim, Lucas, Tremper, Kannengießer, die Hirschapotheke, den goldenen Apfel. Von einigen anderen kleinen Vorfällen gibt ein Brief an den Poststallmeister Barth von seiner „getreuen Barthin" Kunde; sie habe in den Keller schleifen lassen, was sie gekonnt, und Wasser auf allen Seiten aufgestellt; Herr Pottgeißer und die zwei Knippinnen hätten sich zu ihr in den Keller retirirt; die drei Reichskronen hätten „eine Bom" bekommen, dem Herrn Mertitsch sei „eine Bom" zwischen den Beinen durchgeflogen und habe ihm nichts gethan u. s. w. Am Morgen des 24. Oktober zogen die übrigen Franzosen ein, Leute ohne Schuhe und Strümpfe, mit zerrissenen Hosen und Röcken, den Pfeifenstummel im Munde, den Trinkkrug zur Seite, ein rundes Schwarzbrod auf dem Bajonett. Ueber die Festung war in der Convention nichts bestimmt. Weckbecker konnte durch sein Perspectiv vom Thale aus nur sehen, wie die Carmagnolen mit den Fäusten gegen die Festung droheten und die unanständigsten Pantomimen und Grimassen machten. Alsbald wurde der Freiheitsbaum vor dem Schlosse aufgepflanzt. Coblenz war in französischen Besitz übergegangen; der Magistrat verwandelte sich in eine Municipalität; es begann die Zeit der Brandschatzungen und Requisitionen. Die Stadtrathsprotokolle des J. 1794 bis zum November verschwanden, das Intelligenzblatt hörte auf zu erscheinen. — Clemens Wenzeslaus hörte „beklemmten Herzens das harte Schicksal der ihm theuren Stadt" Auch in der Ferne fuhr er fort, so lange ihm der rechtsrheinische Theil von Kurtrier verblieb, für diejenigen seiner Diener und Beamten, die in Coblenz geblieben waren, trotz seiner beschränkten Einkünfte zu sorgen; er empfahl dem Landstatthalter (20. Juni 1795) Fürsorge, daß dieselben die Vorschüsse in baarem Geld empfingen, und daß dieses ihnen nicht gegen Assignate weggenommen würde; Arme

und Unglückliche bedachte er mit seinen Wohlthaten bis zu seinem Ende. Und umgekehrt dachten die Bürger von Coblenz seiner immer mit Dankbarkeit. So lange sein Namensfest in Ehrenbreitstein begangen wurde, fuhr eine Zahl der Coblenzer hinüber, um sich an der Feier zu betheiligen, noch 1801 b.richtete ihm Eschermann zu seiner innigen Rührung darüber. Als er am 27. Juli 1812 zu Oberndorf gestorben und nach seinem Wunsche ohne Gepränge und Leichenrede auf dem gewöhnlichen Kirchhof mitten unter seinen Pfarrgenossen bestattet worden war, wurde auch in Coblenz manches Auge naß, und man erinnerte sich mit Wehmuth der glücklichen Zeit, die man unter seiner Herrschaft verlebt hatte.

Clemens W. unterschied sich in vielen Beziehungen von den meisten seiner Vorgänger. Die Regierung hatte er, nicht als ein Mann vorgerückter Jahre, der Ruhe liebt und keine anregende Kraft mehr besitzt, angetreten, sondern jung, trefflich gebildet, voll Thätigkeitstrieb. Einem mächtigen Fürstenhause entstammend, brauchte er seine Stellung nicht zu benutzen, um das Ansehen oder den Besitz seiner Familie zu erhöhen, vielmehr verwendete er, was er mitbrachte, zu seines Landes und seiner Unterthanen Vortheil. Die Liebe zu diesen war ihm nicht angeboren, er kam aus weiter Ferne; wohl aber war er von angebornem Wohlwollen gegen alle seiner Leitung Anvertrauten und von einem Pflichtgefühl erfüllt, welches sein Verlangen, das Glück seiner Untergebenen zu fördern, bis in die letzten Tage erhielt und ihn selbst in die Verbannung begleitete. Den Glanz weltlichen Lebens verschmähte er nicht, wenn die Gelegenheit, seine Stellung und Würde es verlangten; für sich liebte er einfache, edle Genüsse; für Kunst und Wissenschaft hatte er nicht nur selbst Neigung, sondern er erweckte diese auch in Anderen. Dem, was die Zeit Aufklärung nannte, war er nur innerhalb

bestimmter Gränzen ergeben; er ging neuen geistigen Bewegungen nicht aus dem Wege, weil sie etwa dem Bestehenden Gefahr bringen könnten, sondern nahm sie in die Kreise seiner Wirksamkeit auf und benutzte sie, so lange sie höhere Zwecke nicht störten, verwarf sie aber, sobald er bedenkliche, vorher nicht vermuthete Folgen erkannte, selbst auf die Gefahr hin, schwankend und sich widersprechend zu erscheinen. Dies konnte um so eher geschehen, da er von Natur aus weich und ohne starke Willenskraft, Andere nach sich beurtheilte, nicht immer Herr seiner Umgebung blieb, leicht getäuscht und selbst zu Mißgriffen verleitet werden konnte, die er nachher bereute. Als Reichsfürst war er allen deutschen Interessen warm zugethan; er hing den Kaisern treu an, war aber unabhängig genug, sich selbst mit Joseph II. zu überwerfen, wenn er dessen kirchliche und politische Schritte nicht billigen konnte. In den Zeiten der Gefahr trug er willig sehr bedeutende Opfer und scheute keine Anstrengung, dieselbe abwenden zu helfen, so lange er einen Erfolg hoffen konnte. Sein Kurfürstenthum unterlag dem äußeren Feind, nicht etwa blos, weil es ein kleiner und ein geistlicher Staat des westlichen Deutschlands war, — auch die großen und rein weltlichen Staaten in der Nähe und in der Ferne haben gleichzeitig oder kurz darauf dasselbe Schicksal gehabt, — sondern weil das ganze Reich mit seiner morsch gewordenen Verfassung, seiner Zerrissenheit, seinen in ihren politischen Bestrebungen uneinigen Mächten alle Widerstandskraft verloren hatte. — Auf kirchlichem Gebiete hatte er nicht etwa, wie viele Kirchenfürsten der Zeit, blos Sinn für äußere Pracht des Gottesdienstes; er entfaltete dieselbe, wenn die Kirche nach Außen hin ihre Herrlichkeit zeigen wollte; aber er arbeitete auch für Verbreitung und Festigung eines einfach frommen und religiösen Lebens, erfüllte seine erzbischöflichen

Pflichten, spendete die h. Sacramente, suchte kirchliche Institute zu bessern und zu reinigen, wo er das Bedürfniß dazu erkannte, und war selbst, so weit Menschenaugen sehen können, innerlich wahrhaft fromm und Gott ergeben; eine Menge von schriftlichen, in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gegebenen Aeußerungen bezeugen dies, noch mehr die Tugenden, die ihn schmückten, sittliche Reinheit und christliche Charitas. Unermüdlich war er in Wohlthaten, mochten Einzelne seiner Hülfe bedürfen, oder mochten Unglücksfälle, Brand, Eisgänge, Wasserfluthen, wie 1784 und 1789, in ganzen Orten und Gegenden seines Landes Schaden angerichtet haben. In persönlichem Verkehr war er überaus liebenswürdig, sein Wohldenken war natürlich, seine Herzensgüte unerschöpflich.

Für Coblenz hat Clemens Wenzeslaus sehr Vieles gethan, Vieles hat er auch unvollendet hinterlassen, was erst unter ganz anderen Verhältnissen nach harten und schmachvollen Zeiten der Ausführung entgegengehen sollte. Die Stadt fiel nach Deutschlands Befreiung der Krone Preußen zu; sie wurde ausgebaut fast ganz nach den Entwürfen, die dereinst der Kurfürst gemacht hatte. Das Schloß, welches er kaum acht Jahre bewohnte, welches nachher alle Gräuel der Verwüstung erfuhr, machte, von König Friedrich Wilhelm IV. hergestellt, es möglich, daß der Prinz und die Prinzessin von Preußen zeitweilig hier ihre Residenz nahmen, daß die Stadt Zeugin ihres hohen Familienglücks wurde, daß noch jetzt fast jedes Jahr die Einwohner Gelegenheit haben, dem König und der Königin ihre Verehrung und Dankbarkeit für Alles das Schöne und Gute zu bezeigen, was Allerhöchstdieselben der Stadt zuzuwenden nicht aufhören.

Coblenz, Buchdruckerei von H. Hildenbrandt.

Außer einigen kleinen, leicht erkennbaren Versehen wird gebeten Folgendes zu verbessern:

S. 107, Z. 24 Holz- statt Hof-;
„ 115, „ 26 und 27 Tertia statt Quarta;
„ 118, „ 24 kein statt keinen;
„ 144, „ 8 technolog. statt technik.;
„ 171, „ 21 Faction statt Fraction;
„ 179, „ 11 ist sofort zu streichen;
„ 191, „ 21 hinlängl. statt hingl.;
„ 224, „ 27 wegmarsch. statt wegmasch.;
„ 235, „ 1 sein statt sei.